Die Entstehung

der

Volkswirtschaft.

Vorträge und Versuche

von

Dr. Karl Bücher,
ord. Professor an der Universität Leipzig.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Tübingen
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.
1901.

WC
21
B9

Die Verlagsbuchhandlung behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen

Meinem hochverehrten Freunde

Herrn Dr. Albert E. Fr. Schäffle

k. k. österr. Minister a. D.

in alter Treue gewidmet.

Aus den Vorreden zur ersten und zweiten Auflage

vom 18. April 1893 und 1. November 1897.

Die Vorträge, welche dieses Bändchen umschließt, sind bei verschiedenen Gelegenheiten, wo ich vor einem nicht ausschließlich aus Fachgenossen bestehenden Kreise zu sprechen hatte, entstanden. Sie wollen deshalb nicht wie die Kapitel eines Buches gelesen sein. Jeder ist für sich selbständig; ja es wiederholen sich in ihnen bisweilen die gleichen Gedankengänge, wenn auch in verschiedener Beleuchtung.

Dennoch wird man leicht herausfinden, daß die einzelnen Stücke innerlich nach Gegenstand und Methode mit einander zusammenhängen und einander ergänzen. Der Grundgedanke, welcher alle durchzieht, ist in dem ersten (jetzt dritten) Vortrage ausgesprochen, der darum auch den Titel für das Ganze abgeben konnte. Derselbe ist, wie kaum gesagt zu werden braucht, hier nicht in der knappen Form abgedruckt, in der er gehalten worden ist. Möchte er durch die Ausarbeitung nicht an Uebersichtlichkeit eingebüßt haben, was er an Genauigkeit und Materialfülle gewonnen hat!

Sämtliche Vorträge beherrscht eine einheitliche Auffassung vom gesetzmäßigen Verlaufe der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung und eine gleichartige methodische Behandlung des Thatsachenmaterials. In beiden Richtungen gebe ich nichts anderes, als was ich vom Anfang meiner akademischen Lehrthätigkeit an vorgetragen habe und was

bei fortgesetzter wissenschaftlicher Arbeit sich immer mehr in mir befestigt und, wie ich hoffe, auch abgeklärt hat. Mit der gegenwärtigen Veröffentlichung komme ich einem von früheren Zuhörern mir öfter ausgesprochenen Wunsche nach in der Form, die mir zur Zeit allein möglich ist und deren Unzulänglichkeit ich selbst am lebhaftesten empfinde. —

Bei der Bearbeitung der zweiten Auflage stand vorn herein eins für mich fest: das Büchlein mußte in der Richtung weiter ausgestaltet werden, in der es seither hauptsächlich gewirkt hatte. Ich hatte z. B. gehofft, das Buch werde auf die Methode der Behandlung wissenschaftlicher Probleme einen Einfluß gewinnen können, und in der That wird in einer ganzen Reihe in den letzten Jahren erschienener Schriften jüngerer Verfasser (auch solcher, die mein Buch anscheinend gar nicht gekannt haben) mit den Ergebnissen der hier veröffentlichten Untersuchungen gerechnet, was sich äußerlich dadurch zu erkennen giebt, daß die von mir in die Litteratur eingeführten Begriffe und Kunstausdrücke wie altgewohnter wissenschaftlicher Hausrat benutzt werden. Vielleicht darf man daraus schließen, daß das Werkchen auch einigen Einfluß auf die akademische Lehre gewonnen hat.

Aber seine Hauptverbreitung scheint es doch in den weiteren Kreisen der Gebildeten und namentlich der Studierenden gefunden zu haben. Es wurde von den letzteren als eine Art Propädeutik der Volkswirtschaftslehre und, wie ein geschätzter Kollege sich ausdrückte, als Anleitung, um „nationalökonomisch denken zu lernen“ benutzt. Das mußte mich bestimmen, bei der Neubearbeitung des Buches diesem Bedürfnis ganz besonders Rechnung zu tragen. Um Mißverständnisse zu vermeiden, will ich jedoch hier nachdrücklich darauf hinweisen, daß sein Gebrauch für diesen Zweck den gleichzeitigen Gebrauch eines guten sy-

stematischen Grundrisses der Volkswirtschaftslehre voraussetzt.

Um dem hier bezeichneten Bedürfnis besser entsprechen zu können, habe ich einen Teil der Vorträge der ersten Auflage einfacher gefaßt und, wo nötig, durch Zusätze erweitert, aber auch durch Streichungen von überflüssigem Beiwerk befreit. Eine größere Aenderung erfuhr nur der Vortrag über Arbeitsteilung und soziale Klassenbildung: es schien im Interesse der Einheitlichkeit der Behandlung richtiger, ihn in zwei gesonderte Abhandlungen zu zerlegen (jetzt VIII und IX) und jede von ihnen durch größere Zusätze selbständig abzurunden. Weggelassen wurde der Vortrag über die soziale Gliederung der Frankfurter Bevölkerung im Mittelalter, weil er die auch für das Ganze erstrebte größere Einheitlichkeit störte und als rein historische Schilderung besser in eine Sammlung von Bildern aus der Geschichte der Wirtschaft und Gesellschaft paßt, zu der sich vielleicht später einmal Gelegenheit findet.

Dagegen sind drei bis dahin noch nicht veröffentlichte Vorträge neu hinzugekommen (jetzt I, V und VII). Der erste behandelt die vorwirtschaftliche Periode und ist bestimmt, gleichsam den Unterbau des Stufensystems zu geben, das im zweiten Vortrage entwickelt wird. In den Grundzügen wurde er bereits 1885 entworfen, als ich an der Universität Basel eine Vorlesung über die Anfänge der Sozialgeschichte hielt. Ich hatte damals nicht an eine Veröffentlichung gedacht, und so fehlten meiner Niederschrift die Quellennachweise. Bei der Neubearbeitung habe ich noch umfassendes ethnographisches Urmaterial herangezogen und vieles umgestaltet; dennoch ist wohl manche Wendung aus der ersten Fassung stehen geblieben, für die ich dem Urheber nicht durch Nennung seines Namens danken konnte. Ich betrete mit dieser Arbeit ein bis da-

hin in der volkswirtschaftlichen Litteratur noch nicht angebautes Gebiet und rechne dabei auf die in solchen Fällen übliche Nachsicht.

Der zweite neue Vortrag (V) entspricht im größten Teile seines Inhalts und vielfach auch in der Form dem Referat, das ich auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Köln über die Handwerkerfrage erstattet habe. Ihn aufzunehmen schien mir deshalb erwünscht, um den Leser wenigstens an einer Stelle einen Einblick gewinnen zu lassen in die großen Bewegungen, welche sich auf dem Boden der modernen Volkswirtschaft vollziehen. Der dritte endlich (VII) ist ein Versuch, ein Kapitel aus der Lehre von der Arbeit, mit dem ich mich viel beschäftigt habe, in der Gestalt, in der ich es nach vielfacher Umarbeitung zuletzt meinen Hörern vorgetragen habe, für einen größern Kreis darzustellen.

Alle Vorträge dieses Bandes, die alten wie die neuen, sind ursprünglich Abschnitte von Hochschul-Vorlesungen gewesen. Jeder Dozent weiß, ein wie wunderliches Bauwerk sein Kollegienheft ist, wie von Semester zu Semester einzelne Teile abgebrochen und wieder neu aufgebaut werden müssen, wie es darunter Partien giebt, an die man jedesmal nur mit innerem Widerstreben herantritt, bis es endlich gelingt, die noch vorhandenen Schwierigkeiten zu heben und dem Ganzen diejenige Form zu geben, in der es Lehrer und Schüler zugleich befriedigt. Dem Auditorium gehören in erster Linie die Früchte der wissenschaftlichen Arbeit des deutschen Dozenten; aber dieser hat natürlich auch den Wunsch, was er mühsam errungen, dem kritischen Urteile der Fachgenossen zu unterbreiten, und ich persönlich empfinde in solchen Fällen noch das Bedürfnis, die Reife meiner Gedanken daran zu prüfen, ob sie dem Verständnis wei-

terer Kreise zugänglich gemacht werden können. So sind denn auch alle aus der 1. Auflage herübergenommenen Vorträge nebst einem der neuen wirklich vor einem größeren Publikum gehalten, während No. I und VII bloße Versuche in demselben Stile sind. Alle aber greifen im Ausmaß des Inhalts weit hinaus über das, was in einer akademischen Vorlesung den Studierenden unmittelbar geboten werden kann.

Vorwort zur dritten Auflage.

Bei der Art, wie dieses Buch entstanden und später weiter ausgestaltet worden ist, hätte es mir nahe gelegen, für die Anerkennung, die ihm durch wiederholte Auflagen und Uebersetzungen ins Französische, Englische, Russische und Czechische zu Teil geworden ist, in dieser dritten Auflage dadurch mich dankbar zu erweisen, daß ich eine Anzahl Lücken, die bei der dem Buche zuletzt gegebenen Gestalt immer noch blieben, durch Zugabe weiterer Vorträge ausgefüllt hätte. Wenn ich dieser Versuchung widerstanden habe, so geschah es hauptsächlich aus dem Grunde, daß ein größerer Umfang der weiteren Verbreitung des Werkchens hinderlich hätte werden müssen.

Nur die empfindlichste jener Lücken habe ich durch Einschiebung *eines* neuen Vortrags jetzt beseitigt, desjenigen über die Wirtschaft der Naturvölker (II). Von der unter gleichem Titel im III. Bande des Jahrbuchs der Gehe-Stiftung veröffentlichten ausführlicheren Arbeit unterscheidet sich die hier abgedruckte durch knappere Fassung und mehrere nicht unwesentliche Ergänzungen in den Thatsachen.

Außerdem sind sämtliche, bereits in der vorigen Auflage enthaltene Vorträge einer genauen Durchsicht unterworfen worden, die zu sehr zahlreichen kleinen Verbesserungen Veranlassung gab. Größere Aenderungen sind im I., III., VII. und VIII. Vortrage vorgenommen worden.

Möge das Buch auch in seiner jetzigen Form die alten Freunde befriedigen und neue sich gewinnen!

Leipzig, den 15. Oktober 1900.

Karl Bücher.

Inhalt.

		Seite
I.	Der wirtschaftliche Urzustand	1
II.	Die Wirtschaft der Naturvölker	47
III.	Die Entstehung der Volkswirtschaft	101
IV.	Die gewerblichen Betriebssysteme in ihrer geschichtlichen Entwickelung	175
V.	Der Niedergang des Handwerks	215
VI.	Die Anfänge des Zeitungswesens	249
VII.	Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft	283
VIII.	Die Arbeitsteilung	329
IX.	Arbeitsgliederung und soziale Klassenbildung	367
X.	Die inneren Wanderungen und das Städtewesen in ihrer entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung	401
Anhang		447
Register		457

I.

Der wirtschaftliche Urzustand.

Alle wissenschaftliche Betrachtung der Wirtschaft geht von der Annahme aus, daß dem Menschen eine „wirtschaftliche Natur" eigen sei, die keinem anderen Lebewesen zukomme. Aus dieser wirtschaftlichen Natur läßt man einen Grundsatz entspringen, welcher alle auf Bedürfnisbefriedigung gerichteten Handlungen des Menschen beherrscht: den Grundsatz der Wirtschaftlichkeit (das ökonomische Prinzip). Dieser Grundsatz offenbart sich darin, daß der Mensch immer und überall die höchstmögliche Befriedigung mit dem geringstmöglichen Opfer (Arbeit) zu erreichen sucht („Prinzip des kleinsten Mittels").

Man setzt darnach voraus, daß alle wirtschaftlichen Handlungen des Menschen zweckbewußte, durch Werturteile geleitete Handlungen sind. Mag man immerhin den letzten Anstoß zum Wirtschaften in dem Triebleben des Menschen suchen (Trieb der Selbsterhaltung und des Selbstinteresses), die Befriedigung dieser Triebe findet doch immer nur durch eine Reihe auf einander folgender geistiger Verrichtungen statt. Der Mensch schätzt die Größe der Unlust ab, welche aus der Nichtbefriedigung eines von ihm empfundenen Bedürfnisses entspringen würde; er schätzt die Unlust der Arbeit, welche die Anschaffung des dafür nötigen Gutes ihm verursachen kann; er vergleicht beide Unlustempfindungen mit einander und wählt von beiden die kleinere, d. h. er entschließt sich nur dann zur Vornahme der Arbeit, wenn

das sie begleitende Opfer geringer ist als das Opfer des Unbefriedigtbleibens. Auch bei Vornahme der Arbeit wählt er wieder unter verschiedenen dabei möglichen Verfahrungsweisen die mindest beschwerliche, hat also auch hier eine Reihe von Erwägungen, Schätzungen, Vergleichungen, Urteilen vorzunehmen.

In der That steht die ganze wissenschaftliche Nationalökonomie unter dieser Voraussetzung: alle wirtschaftlichen Handlungen sind ihr vernünftig motivierte, die höheren Geisteskräfte in Anspruch nehmende Handlungen, und sie hat eine Art Psychologie der Wirtschaft ausgebildet, mittels deren sie jene Handlungen in ihrem typischen Verlaufe zu erklären sucht. Das Wirtschaften ist ihr darum etwas spezifisch Menschliches; die Frage, ob vielleicht auch die Tiere wirtschaften, scheint nie aufgeworfen worden zu sein. Die wirtschaftliche Natur ist ihr etwas Absolutes, vom Wesen des Menschen Unzertrennliches[1]).

Allein schon in der Kulturmenschheit, aus deren Thun und Treiben man den Grundsatz der Wirtschaftlichkeit abgeleitet hat, lassen sich mancherlei Beobachtungen machen, nach welchen die wirtschaftliche Natur verschiedenen Individuen in verschiedenem Maße eigen sein muß. Zwischen dem Fleißigen und dem Faulen, dem Vorsorglichen und dem Sorglosen, dem Sparsamen und dem Verschwender liegen unendlich viele Abstufungen der Wirtschaftlichkeit, und wenn wir erst das Verhalten des Kindes zu den Gütern beobachten, das sich am liebsten im Zerstören bethätigt,

1) „Die Grundzüge der wirtschaftlichen Natur liegen fest in der menschlichen körperlich-geistigen Organisation und verändern sich so wenig, wie die äußere Natur, wenigstens in den für Menschengeschichte in Betracht kommenden Zeiträumen." Wagner, Grundlegung der polit. Oekonomie (3. Aufl.) I, 1, S. 82.

so überzeugen wir uns leicht, daß jene „wirtschaftliche Natur" von jedem Menschen wieder neu erworben werden muß, daß sie für den Einzelnen ein Ergebnis der Erziehung und Gewöhnung ist, das nicht minder große Gradunterschiede aufweist, wie seine gesamte körperliche und geistige Entwicklung.

Einmal so weit, werden wir die Frage kaum mehr umgehen können, ob denn überhaupt für die Menschheit jene „wirtschaftliche Natur" etwas Natürliches und nicht vielmehr etwas Erworbenes bedeute und ob nicht am Beginn der menschlichen Entwicklung eine vielleicht über viele Jahrtausende sich erstreckende Periode rein instinktiver Bedürfnisbefriedigung angenommen werden müsse, wie wir sie beim Tiere vorauszusetzen gewohnt sind.

Die Antwort auf diese Frage kann nur auf induktivem Wege gewonnen werden. Das Bild, welches wir uns vom primitiven Menschen machen, darf kein künstlich konstruiertes sein, keine Robinsonade, wie sie in den Deduktionen der „klassischen" Nationalökonomen so häufig vorkommen. Seine Züge müssen sämtlich der Wirklichkeit entnommen sein; sie müssen uns die thatsächlichen Voraussetzungen zeigen, unter denen der kulturlose Mensch lebt, die Antriebe, unter denen er handelt und später auch denkt. Jenes Verfahren ist zweifellos viel leichter als dieses. Der Kulturmensch hat immer eine große Neigung gehabt, seine Anschauungen und Empfindungen in die Seele des Urmenschen hineinzudenken; aber er hat nur eine beschränkte Fähigkeit, das unentwickelte Seelenleben jenes zu verstehen, gleichsam aus seiner Seele herauszulesen.

Freilich können wir den Urmenschen nirgends mehr in der Wirklichkeit beobachten. So groß auch die Zahl der Naturvölker ist, welche nach und nach in unsern Ge-

sichtskreis getreten sind, auf der untersten Stufe der Wildheit stand keines mehr von ihnen; alle zeigten bereits Spuren der ersten Kulturentwicklung, alle kannten namentlich das Feuer.

Allerdings haben manche Schriftsteller, denen die Entwicklungstheorie zu Kopfe gestiegen war, Bevölkerungen bald hier, bald da entdecken zu können gemeint, die den ursprünglichen tierischen Zustand bis auf die Gegenwart festgehalten hätten. Noch Sir John Lubbock hat verschiedenen Stämmen der Südsee-Inseln das Feuer absprechen wollen. O. Peschel hat sich die Mühe genommen nachzuweisen, daß die von jenem angeführten Fälle unrichtig seien[1]), und wir dürfen mit ihm den Satz als giltig ansehen, daß auf der ganzen Erde noch der Völkerstamm gefunden werden soll, der keinen Verkehr mit dem Feuer unterhielte. Selbst die prähistorischen Höhlenfunde, die uns den Menschen der Eiszeit neben dem Bären, dem Auerochsen, dem Renntier zeigen, weisen Spuren des Feuergebrauchs auf. Das Feuer aber ist ein mächtiger Wecker der Kultur. Es erweitert den Nahrungsspielraum des Menschen, lehrt ihn die Spitzen der hölzernen Pfeile und Speere härten, den Einbaum aushöhlen, die wilden Tiere verscheuchen.

Andere Forscher wollten Menschen entdeckt haben, die in kleinen Gruppen beisammen auf Bäumen lebten, sich

1) Völkerkunde S. 139 ff. Ich weiß freilich, daß ihm der Amerikaner Teale (citiert bei Lippert a. a. O. S. 52) in einem Falle widersprochen hat. Auch Mundt-Lauff hat noch nach Peschel in der „Natur", Jhg. 1879, S. 478 den Negritos auf den Philippinen den Genuß gekochter Speisen abgesprochen, ist aber dann selbst wieder von A. Schadenberg in d. Ztschr. f. Ethnologie XII (1880), S. 143 f. widerlegt worden.

von Früchten nährten und nur Steine und Knüttel als Waffe und Werkzeug gebrauchten, wie es auch die höheren Affen zu thun pflegten. F. Engels [1]) meint nur mit dieser Annahme das Fortbestehen des Menschen gegenüber großen Raubtieren erklären zu können. Lippert, der den Fall genauer untersucht [2]), findet allerdings, daß der Baum in dem Mythus der Aegypter als Wohnung der Geister eine gewisse Rolle spielt; aber er ist vorsichtig genug, daraus nicht auf ein Wohnen der Vorfahren in den Bäumen zu schließen — vorsichtiger als der Sprachforscher Lazar Geiger, welcher in der bei südamerikanischen Indianern gebräuchlichen Hängematte einen Rest des Baumwohnens erblickte. Allerdings sind bei den Gaberinegern in Centralafrika, auf Sumatra, Luzon, Neu-Guinea und den Salomonsinseln Hütten gefunden worden, welche zwischen die Aeste großer Bäume eingebaut waren [3]), und ähnliches wird von einzelnen Waldstämmen Südamerikas berichtet [4]); aber soweit diese Erzeugnisse primitiver Architektur nicht bloß temporäre Schutzbauten sind, die durch dauernde Wohnungen auf dem Boden ergänzt werden, gehören sie keineswegs zu den unvollkommensten Wohnstätten, und die Völker, welche sie benutzen, verraten durch mancherlei Werkzeuge, Geräte, Haustiere, einzelne sogar durch Feldbau, daß sie nicht mehr am Anfang aller Gesittung stehen.

Nach dem Gesagten hat es keinen Zweck, kulturlose

1) Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats, S. 7.

2) Kulturgeschichte der Menschheit, S. 67 ff.

3) Nachtigal, Sahara und Sudan II, S. 628 ff. Finsch, Samoafahrten, S. 271 f. Ratzel, Völkerkunde I, S. 101. 105. 245. 386. II, S. 83.

4) Waitz, Anthropologie der Naturvölker III, S. 393.

Völker zu suchen und mit ihrer Darstellung zu beginnen — etwa wie Klemm seine Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit mit den Waldindianern Brasiliens, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß gerade diese letzteren sehr tief stehen. Aber neben ihnen werden von anderen Forschern als mindestens nicht auf höherer Stufe der Gesittung befindlich noch genannt: die Buschmänner in Südafrika, die Batua im Kongobecken, die Wedda auf Ceylon, die Kubu auf Sumatra, die Mincopie auf den Andamanen, die Aeta auf den Philippinen, die Australier des Festlandes, die jetzt ausgestorbenen Tasmanier, die Feuerländer. Welchem der Preis der Wildheit zuzuerkennen ist, dürfte schwer zu entscheiden sein. O. Peschel[1]) findet bei allen einzelne Kulturelemente aufzuweisen, sogar bei den Botokuden, von denen er selbst meint, daß sie dem Urzustande noch am nächsten seien.

Die Voraussetzung eines solchen Urzustandes aber, in dem der Mensch mit keinen andern Hilfsmitteln ausgerüstet, als das Tier, den Kampf um sein Dasein aufzunehmen hat, gehört zu den notwendigen Behelfen aller entwicklungsgeschichtlich vorgehenden Wissenschaften vom Menschen. Wir müssen jedoch darauf verzichten, diesen Urzustand an einem bestimmten Volke zu exemplifizieren. Dagegen hat es mehr Aussicht auf wissenschaftlichen Nutzen, wenn wir versuchen, die gemeinsamen Charakterzüge der niedrigst stehenden Menschen zusammenzustellen, um von ihnen aus zu einem Bilde der Anfänge der Wirtschaft und Gesellschaftsbildung zu gelangen. Es ist aber dabei durchaus nicht nötig, daß wir uns auf die vorhin genannten Vertreter niederster Lebensweise beschränken; denn jede derartige Abgrenzung

1) Völkerkunde, S. 148 ff.

würde Einwände gegen sich herausfordern und das Gesichtsfeld verengern. Ueberdies bedingen einander die verschiedenen Elemente geistiger und materieller Kultur keineswegs in der Weise, daß alle gleichen Schrittmaßes mit einander sich entwickeln müßten, und so finden wir Züge, die nur der ältesten Art der Lebensführung entsprungen sein können, fast bei allen Naturvölkern. Die Sammlung und ideelle Verknüpfung dieser Züge aber muß unsere erste Aufgabe sein.

Man hat sich in dieser Hinsicht seither die Sache meist zu leicht gemacht, indem man die Züge des Urmenschen dem wirtschaftenden Kulturmenschen entnahm. Man sagte sich: die mancherlei Bedürfnisse des natürlichen Menschen erforderten zu ihrer Befriedigung Anstrengungen, denen der Einzelne nicht gewachsen war; der Schutz vor wilden Tieren oder vor den entfesselten Elementen konnte ebenfalls nur durch die Arbeit Vieler erreicht werden; man sprach demgemäß von einer kollektiven Führung des Kampfes ums Dasein und hatte damit die „Urgesellschaft" und eine Art kommunistischer Wirtschaft fertig.

Allein der Mensch hat zweifellos unermeßliche Zeiträume hindurch existiert, ohne zu arbeiten, und wenn man will, kann man Gegenden auf der Erde genug finden, wo die Sagopalme, der Pisang, der Brotfruchtbaum, die Kokos- und Dattelpalme noch jetzt ihm mit einem Minimum von Anstrengung zu leben gestatten. Hier sucht die Sage am liebsten das Paradies, die Urheimat der Menschen, und auch die neuere Forschung kann der Annahme nicht entraten, daß die Menschheit zuerst an derartige natürliche Existenzgebiete gebunden war und erst durch weitere Entwicklung befähigt wurde, die ganze Erde sich unterthan zu machen.

Von organisierten gesellschaftlichen Verbänden bemerken wir sodann bei den unserer Beobachtung zugänglichen niedrigst stehenden Rassen kaum eine Spur. In kleinen Gruppen [1]), ähnlich den Rudeln der Tiere, schweifen sie, ihre Nahrung suchend, umher, finden in Höhlen oder unter einem Baume, hinter einem in wenig Minuten aus Reißig errichteten Windschirm, oft bloß in einer ausgewühlten Erdgrube ihr Nachtlager, nähren sich hauptsächlich von Früchten und Wurzeln, essen aber auch alles Animalische bis auf Schnecken, Maden, Heuschrecken und Termiten herunter. Die Männer sind in der Regel bloß mit Pfeil und Bogen oder Wurfholz bewaffnet; die Frauen führen als Hauptgerät den Grabstock, ein zugespitztes Stück Holz, das sie zum Wurzelsuchen gebrauchen. Scheu, wo sie mit Angehörigen höher stehender Stämme zusammentreffen, oft tückisch und grausam, führen sie ein unstätes Dasein, in welchem der Körper zwar das Höchstmaß von Behendigkeit und Gewandtheit erlangt, technische Kunstfertigkeit aber nur außerordentlich langsam und einseitig sich entwickelt. Die meisten hierher gehörigen Völkerstämme kennen die Töpferei und die Bearbeitung der Metalle überhaupt nicht. Auch von Holz, Bast, Stein und Knochen machen sie keinen sehr vielseitigen Gebrauch, und dieser führt nirgends zu einem Vorrat von Geräten und Werkzeugen, dessen Mitführung ohnehin das einer steten Nahrungssuche gleichende Wanderleben verbietet [2]).

1) Vgl. darüber E. Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft, S. 37.

2) Um die oben gegebene allgemeine Darstellung durch einige individuelle Züge zu ergänzen, gebe ich hier aus der Schilderung der Negritos auf den Philippinen, welche A. Schadenberg a. a. O. veröffentlicht hat, das Folgende, größtenteils wörtlich,

Man hat diese Völker als „niedere Jäger" bezeichnet; aber es wird sich schwerlich beweisen lassen, daß die eigent=

wieder: Die Frauen der Etas gebären leicht und schnell. Das Kind wird, bis es laufen kann, von der Mutter getragen, meist auf der linken Hüfte, wobei es eine Art Reitstellung einnimmt, oder auf dem Rücken, sobald es sich selbst festhalten kann. Die Mutter stillt dasselbe etwa zwei Jahre lang. Mit dem 10. Jahre ungefähr tritt die Pubertät ein; dann wird der Negritojüngling tättowiert, und von dem Augenblicke an, wo diese Zierde seines Körpers vollendet ist, ist er selbständig. Er sieht sich demgemäß nach einer Gefährtin um, die ihm in den meisten Fällen schon vorausbestimmt war und womöglich derselben „Familie" angehört. Die Mitglieder einer „Familie", die gewöhnlich die Stärke von 20—30 Köpfen hat, stehen unter einem Häuptling, der gewählt wird; dieser bestimmt die Lagerplätze und die Zeit des Aufbruchs. Das Familienleben ist ein patriarchalisches. Der Vater hat unbeschränkte Gewalt über seine Angehörigen; er kann sie züchtigen und sogar seine Kinder verhandeln; die Frau nimmt eine untergeordnete Stellung ein und wird als Sache behandelt. Mit den Tagalen stehen die Negritos im Tauschhandel; sie gewinnen durch denselben namentlich Eisen gegen Hingabe von Honig und Wachs. Mit Hülfe des erworbenen Eisens verfertigen sie einen Teil ihrer Waffen. Dieselben sind: Waldmesser, Pfeil, Bogen, Lanze. Die Negritos sind überdies sehr geschickt im Werfen mit Steinen, wobei ihnen ihr scharfes Sehvermögen sehr zu Statten kommt. Ein Stein in der Hand eines sonst waffenlosen Negritos ist deswegen eine nicht zu gering anzuschlagende Angriffs= und Verteidigungswaffe. Die Bekleidung ist sehr dürftig — fast nur Schambedeckung. Dauernd verwendete Hausgeräte finden sich bei den Etas fast gar nicht — manchmal ein von den Malayen erhandelter Thontopf und regelmäßig ein 3—4 m langes Bambusstück zur Aufbewahrung von Trinkwasser. — Die Zehen der Füße dienen ihnen zum Greifen und Festhalten von Sachen und unterstützen sie sehr beim Klettern. In ihrer Nahrung sind sie nicht wählerisch; sie besteht in tierischer wie pflanzlicher Kost: Wurzeln, Honig, Fröschen, Hirschen, Schweinen ꝛc. Ein spanischer Geistlicher schildert sie folgendermaßen: „Die reinen Aitos oder Negritos leben abgeschlossen; sie haben keinen festen Wohnsitz und bauen keine Hütten. Vater, Mutter und Kinder sind mit Pfeilen versehen, jedes mit den seinigen und gehen gemeinsam auf die Jagd. Töten sie einen Hirsch oder ein Schwein,

liche Jagd ihre Hauptnahrungsquelle bildet. Alle genießen, soweit sie deren irgend habhaft werden können, Pflanzenkost, und bei denjenigen unter ihnen, welche in wärmeren Gegenden leben, scheint sie zu überwiegen. Vorräte von den ihnen zur Nahrung dienenden Früchten und Wurzeln sammeln sie nicht: eine ergiebige Fundstätte lockt wohl eine größere Zahl von Stammesgliedern an, wie ein reicher Futterplatz Scharen von Tieren; ist sie erschöpft, so zerstreuen sie sich wieder. Und dasselbe gilt von den Weich- und Kerbtieren, welche sie genießen: jedes Individuum verzehrt sofort, was es findet; eine gemeinsame Haushaltung giebt es ebenso wenig als ein Haus. Nur wenn ein größeres Tier erlegt oder verendet aufgefunden wird (die Liebhaberei für in Fäulnis übergegangenes Fleisch ist weit verbreitet), sammelt sich die ganze Gruppe[1]), und jeder

so bleiben sie an dem Orte, wo das Tier liegt, machen eine Vertiefung in die Erde und legen das Tier hinein; dann machen sie Feuer. Jedes holt sich ein Stück des Tieres, welches ihm am besten paßt, bratet es am Feuer, und so essen sie so lange, bis sie den Magen gefüllt haben, und so angefüllt schlafen sie auf der Erde, welche sie aus der Vertiefung genommen haben, nach Art der Schweine, welche schlafen, wann sie voll sind. Wenn sie erwachen, thun sie dasselbe, und so fort, bis das Fleisch aufgezehrt ist; dann machen sie sich wieder auf zur Jagd." Sie halten keine bestimmte Zeit zum Schlafen und für Mahlzeiten ein, sondern folgen in beidem dem Bedürfnis. Sie altern frühzeitig; mit 40–50 Jahren sind die Bergnegritos hochbetagte, altersschwache, silberhaarige, gebückt gehende Greise. — Man vergl. auch die Schilderungen der Botokudos bei Ehrenreich, Ztschr. f. Ethnol. XIX, S. 1 ff., der Bororo bei K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, S. 358 ff., der Buschmänner bei Fritsch a. a. O. S. 418 ff., der Wedda bei P. u. F. Sarasin, Die Weddas von Ceylon, der Australier bei Brentano, Ztschr. für Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte I, S. 133 f.

1) Lippert a. a. O. I, S. 246 schließt aus dem bei einigen niederen Stämmen vorkommenden Brauche, gefundene Nahrungsmittel

verschlingt so viel er kann; aber die Ausübung der Jagd auf diese Tiere gleicht stark dem Verfahren des Raubtieres, das seine Beute beschleicht. Vermöge ihrer unvollkommenen Waffen sind diese Völker fast nie imstande, ein Tier sofort zu töten; die Hauptaufgabe des Jägers besteht darin, das angeschossene Wild so lange zu verfolgen, bis es ermattet zusammenbricht [1]).

Ueber die Familienverfassung der Völker dieser Kategorie ist viel gestritten worden; neuerdings neigen sich die Ansichten dahin, daß eine über das bloße Paarungsverhältnis hinaus gehende lebenslängliche Gemeinschaft zwischen Mann und Weib bei ihnen besteht, während auf der anderen Seite nicht in Abrede gestellt werden kann, daß jene schwachen Menschengruppen bei Nahrungsmangel leicht sich trennen oder daß sich wenigstens einzelne Glieder von ihnen abscheiden. Besonders eng ist die Gemeinschaft nur zwischen Mutter und Kind. Die Mutter muß das Kleine auf dem Marsche immer mitschleppen, und sie pflegt es darum auf ihrem Rücken irgendwie zu befestigen — eine Sitte, welche sich in weitester Verbreitung bei allen Naturvölkern findet, auch wo sie bereits zum Ackerbau übergegangen sind. Mehrere Jahre hindurch muß das Kind an der Brust oder

---

durch lautes Rufen anzuzeigen, daß damit „die schuldige Rücksicht auf die Familie“ ausgedrückt werden solle. Es ist dazu zu bemerken, daß manche Tiere (z. B. unser Haushuhn) denselben Brauch haben. Jedenfalls betont auch er, daß an Sammeln von Vorräten niemand denkt. Darum geht es auch nicht an, dem neuerdings von mehreren Seiten gemachten Vorschlag, diese Völker als Sammler zu bezeichnen, Folge zu geben.

1) Vgl. G. Fritsch, Die Eingeborenen Süd-Afrikas, S. 324. 425. Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo, S. 328 f. Wißmann, Im Innern Afrikas, S. 260. 341. Martius, Zur Ethnographie Amerikas, zumal Brasiliens, S. 665 ff.

aus dem Munde der Mutter ernährt werden, wird aber dann bald zur selbständigen Nahrungssuche geschickt und trennt sich oft schon im achten oder zehnten Lebensjahre von der Gemeinschaft.

Alle hierher zu rechnenden Stämme gehören zu den kleineren Menschenrassen und machen in ihrem körperlichen Dasein den Eindruck des Zurückgebliebenseins, der Verkümmerung. Man hat aber darum nicht das Recht, sie für degenerierte Volkstrümmer zu halten. Vielmehr hat es eher den Anschein, als ob die fortgeschritteneren Stämme ihre bessere körperliche Entwicklung nur der regelmäßigen und reichlicheren Ernährung verdanken, welche ihnen Ackerbau und Viehzucht Jahrhunderte lang schon ermöglicht haben, während die hierher gehörenden Völker immer auf der gleichen Stufe geblieben sind. Allen Wechselfällen der Witterung und des Jagdglücks preisgegeben, schwelgen sie einmal im Ueberfluß, in dem sie unglaubliche Mengen Nahrungsstoff verschlingen; noch häufiger aber leiden sie bitteren Mangel, und ihr einziges Kleidungsstück, die Hüftschnur ist für sie wirklich der „Schmachtriemen" unserer Volkssprache, mit dem sie sich den Leib zusammenschnüren, um die Qualen des nagenden Hungers zu mildern[1]).

Wie von dieser Stufe primitiven menschlichen Daseins der Weg aufwärts führt, liegt in zahllosen typischen Beispielen der Völkerkunde klar vor uns. Die Frau übernimmt zum Sammeln der wildwachsenden Früchte und Wurzeln den Anbau von Nahrungspflanzen, den sie anfangs mit dem altgewohnten Grabstock, später mit einer kurzstieligen Hacke betreibt; der Mann übt Jagd und

1) Ueber die Buschmänner vgl. Fritsch a. a. O. S. 405; über die Australier Peschel, Völkerkunde, S. 350, über die Botokudos Ehrenreich in der Ztschr. für Ethnol. XIX (1887), S. 27.

Fischfang weiter, und er kann sie bei vollkommeneren Waffen in reichen Jagdgründen zu großer Ergiebigkeit bringen, so daß sie den überwiegenden Teil der Nahrung liefert, oder er ergänzt sie durch die Viehzucht. Jedes Geschlecht hat sein scharf abgegrenztes Gebiet der Nahrungsgewinnung, an das sich für jedes mit fortschreitender technischer Einsicht mancherlei gewerbliche Kunst anschließt, die jedoch in der Regel den Zusammenhang mit der Urproduktion und Occupation festhält. Alle Wirtschaft der fortgeschrittenen Naturvölker läßt sich auf Kombination dieser Elemente zurückführen; sie ist aber im Einzelnen durchaus von den örtlich gegebenen Naturbedingungen abhängig, und es hätte darum keinen Sinn, Entwicklungsstufen konstruieren zu wollen, die für Neger und Papuas, Polynesier und Indianer gleichmäßig passen sollten.

Ueberall aber, wo wir sie beobachten mögen, erinnert die Bedürfnisbefriedigung der Naturvölker in vielen Zügen fortgesetzt an das instinktive Handeln des Tieres; überall bleibt ihr Dasein noch weit entfernt von voller Seßhaftigkeit; ja selbst die leichtgebauten Hütten, welche sie errichten, sind bei den meisten nur temporäre Bauwerke, auch in ihren nach Ort und Stamm mannigfach wechselnden, aber immer typischen Formen erinnernd an die Nester der Vögel, die verlassen werden, sobald die Brut flügge geworden ist.

Wenn Lippert den herrschenden Grundantrieb der Kulturentwicklung in der Lebensfürsorge gefunden hat, so liegt darin den ältern Forschern gegenüber zweifellos ein Fortschritt; allein das Wort selbst ist nicht glücklich gewählt. Von Fürsorge im Sinne einer Sorge für die Zukunft kann bei den Naturvölkern nicht die Rede sein. Der primitive Mensch denkt nicht an die Zukunft; er denkt überhaupt nicht in unserem Sinne; er will nur,

und zwar will er sein Dasein erhalten. Der Trieb der Selbsterhaltung und Selbstbefriedigung ist das Agens der Entwicklung, neben dem selbst der Geschlechtstrieb sehr zurücktritt.

Wo irgend Menschen in primitiven Verhältnissen längere Zeit von Europäern beobachtet werden konnten, erzählen die letzteren von der mit nichts zu vergleichenden Stumpfheit und Denkträgheit, die ihnen bei jenen entgegentrat, von ihrer Gleichgiltigkeit für die erhabensten Erscheinungen der Natur, ihrer vollkommenen Interesselosigkeit für alles, was außerhalb des eigenen Ich liegt. Der Wilde will essen, schlafen, wo nötig sich gegen die ärgsten Unbilden der Witterung schützen: das ist sein ganzer Lebenszweck.

Deshalb ist es auch vollkommen falsch und widerspricht zahlreichen wohlbeglaubigten Beobachtungen, wenn Peschel den Wilden schlechthin ein Uebermaß von religiösen Wahnvorstellungen zuschreibt und meint, daß mit der Annäherung an den Naturzustand immer mehr geglaubt werde. Er nimmt offenbar an, den Naturmenschen müsse der Gang der Sonne und die übrigen Erscheinungen des Himmels unendlich eindringlicher anregen und lebhafter in seinen Gedanken beschäftigen als den Kulturmenschen. Aber das ist keineswegs der Fall. Sowohl bei den Indianern in Brasilien als bei den Negern haben Reisende auf Fragen in dieser Richtung die Antwort erhalten, man habe nie daran gedacht, und H. Spencer[1]) hat eine Fülle von Beispielen gesammelt, welche zeigen, daß niedrig stehende Völker nicht einmal für ganz neue Erscheinungen Interesse zeigen. So trugen die Patagonier z. B. gegen-

1) Principles of Sociology VII § 45 f.

über einem Spiegel, in den man sie schauen ließ, die größte Gleichgiltigkeit zur Schau und Dampier berichtet, daß die Australier, die er mit auf sein Schiff genommen hatte, dort auf nichts geachtet hätten, als auf das, was sie zu essen bekamen. Burton[1]) nennt die Ostafrikaner „Menschen, welche zwar denken können, aber alles Denken hassen, weil sie sich ausschließlich damit beschäftigen, ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ihr Geist ist auf Gegenstände beschränkt, die sich hören, sehen und fühlen lassen; auch mag er sich nur mit dem Augenblicke, mit der Gegenwart beschäftigen. Gedächtnis und Phantasie fehlen ihm“ [2]).

Dasselbe also, was das Tier treibt, die Erhaltung des Daseins, ist auch der maßgebende instinktive Antrieb des Naturmenschen. Dieser Trieb beschränkt sich räumlich auf das einzelne Individuum, zeitlich auf den Augenblick der Bedürfnisempfindung. Mit anderen Worten: der Wilde denkt nur an sich, und er denkt nur an die Gegenwart. Was darüber hinaus liegt, ist seinem Geistesleben so gut wie verschlossen. Wenn deshalb viele Beobachter ihm einen grenzenlosen Egoismus, Hartherzigkeit gegen seines Gleichen, Begehrlichkeit, Diebssinn, Trägheit, Sorglosigkeit im Hinblick auf die Zukunft, Vergeßlichkeit vorwerfen, so liegt darin, daß Mitgefühl, Gedächtnis, Schlußvermögen noch völlig unentwickelt sind. Dennoch wird es sich empfehlen, gerade von diesen Charakterzügen auszugehen, um das Verhalten des Naturmenschen zur Güterwelt zu begreifen.

1) Andree, Die Expeditionen Burtons und Spekes (Lpz. 1861), S. 351.

2) Vgl. das ähnliche Urteil des Missionars Cranz, Historie von Grönland (Frankfurt 1780), S. 163 und Lubbock, a. a. O. S. 439 f.

Was zuerst den Egoismus des Wilden und seine Herzenshärtigkeit gegen die nächsten Angehörigen betrifft, so ist sie eine natürliche Folge des ruhelosen Wanderlebens, bei welchem jedes Individuum nur für sich selbst sorgt. Sie zeigt sich zunächst in der außerordentlich verbreiteten Sitte der Kindestötung, die nur selten einmal bei einem Naturvolke ganz fehlt[1]). Die Kinder hindern die Horde auf dem Marsche und in der Nahrungssuche: das ist der Hauptgrund ihrer Beseitigung. Einmal zur Sitte geworden hält sich der Kindermord auch noch lange auf späteren Kulturstufen; Spuren desselben sind nicht bloß bei den Naturvölkern Asiens, Afrikas, Amerikas, Australiens und Polynesiens, sondern selbst bei den Arabern, den Römern und Griechen nachgewiesen.

Allgemein schreibt man der Kindestötung die außerordentlich langsame Vermehrung der kulturarmen Rassen zu. Die letztere hängt aber auch noch mit der geringen Lebensdauer und der langen Laktationsperiode, während deren eine Empfängnis bekanntlich ausgeschlossen ist, zusammen, und sie bildet die Hauptursache des Verharrens auf der gleichen Kulturstufe. Daß das natürliche Band zwischen Eltern und Kindern überall kein sehr festes ist, zeigt sich auch in der außerordentlich häufigen Sitte der Adoption[2]). Sollen doch z. B. bei den Mincopie in den „Familien" mehr fremde als eigene Kinder sein. Bezeichnend ist, daß zwischen eigenen und Adoptivkindern in der Regel nicht der geringste Unterschied gemacht wird. Die Adoption mag daraus hervorgegangen sein, daß an Stelle der Tötung des Kindes die Aussetzung trat. War die eigene Mutter nicht imstande,

1) Vgl. Lippert II, S. 201 ff. Ratzel, Völkerkunde I, S. 108. 154. 252. 277. 306. 338. 425.

2) Vgl. Lubbock, Entstehung der Civilisation S. 77 f.

das Neugeborene mitzuschleppen, so konnte dies vielleicht eine andere Frau, die keine Kinder besaß, und es wurde ihm zugleich das Leben gerettet.

Neuere Ethnographen haben sich viele Mühe gegeben, die Stärke der Mutterliebe als einen auf allen Kulturstufen sich findenden Zug zu erweisen. Es fällt uns in in der That schwer, ein Gefühl, das wir in so anmutiger Weise bei manchen Tierarten sich äußern sehen, bei unserer eigenen Gattung missen zu sollen. Aber es liegen doch zu viele Beobachtungen vor, die darauf hinweisen, daß bei niedrig stehenden Völkern die bloße Existenzsorge um das Ich alle andern seelischen Regungen, auch die der Blutsverwandtschaft, überwiegt, ja daß neben ihr überhaupt nichts vorhanden ist. Alle Beobachter sind erstaunt oder auch entrüstet über die Leichtigkeit, mit welcher Kinder, wenn sie einmal sich selbst forthelfen können, sich von ihren Blutsverwandten trennen[1]). Und doch liegt darin die Kehrseite jener Hartherzigkeit, mit welcher „Männer den Weibern, Väter den Kindern, welche hungern, Speise zu verweigern imstande sind, wenn sie sich selbst daran zu ergötzen gedenken".

Derselbe Zug grenzenloser Selbstsucht ist in der Rücksichtslosigkeit zu erkennen, mit der viele Naturvölker Kranke und Alte, welche den Gesunden hinderlich sein könnten, auf dem Marsche im Stiche lassen oder an einsamen Orten

1) Vgl. das bezeichnende Beispiel bei Ratzel, Völkerkunde, I, S. 677: Bei den Feuerländern zeigte ein Knabe, der von einem europäischen Schiffe an Bord genommen wurde, nicht die geringste Trauer über die Trennung, und die Eltern freuten sich, daß sie für ihn einige Halsbänder und etwas Biskuit erhielten. Der Verkauf von Kindern und Frauen in die Sklaverei kommt nicht bloß in Afrika vor. Martius a. a. O. S. 123. Vgl. Post, Afr. Jurisprudenz, I, S. 94.

aussetzen[1]). Dieser Zug ist oft als ein Zeichen des Aberglaubens, als die Furcht vor bösen Mächten gedeutet worden, denen die Krankheiten zugeschrieben werden. Und in der That fordert er bei seßhaft gewordenen Stämmen, denen ihre Existenzmittel wohl die Pflege der Kranken gestatten würden, eine solche Erklärung heraus. Allein man vergißt doch dabei, daß Sitten, einmal eingewurzelt, sich mit großer Zähigkeit auch dann noch forterhalten, wenn die Ursachen, die sie hervorgerufen, längst weggefallen sind.

Von der Aussetzung zur absichtlichen Tötung ist nur ein kleiner Schritt. Finden wir doch selbst bei Völkern auf höherer Kulturstufe das Bedauern des Alters als eines höchst unerfreulichen Zustandes. Diesen Zustand durch die Liebe der Angehörigen zu verschönern, dazu bot die Unkultur nicht die Mittel, wohl aber ihn zu verkürzen, und so finden wir denn neben der Aussetzung das Begraben oder gar das Erschlagen und selbst das Aufzehren der Alten und Kranken durch zahllose Beispiele von Herodot bis auf die neueste Zeit belegt. Ja es konnte den primitiven Menschen geradezu als ein Gebot der Pietät erscheinen, diesen grauvollen Akt mit aller Feierlichkeit zu vollziehen[2]).

Sehen wir so, wie die Nahrungssorge des ewigen Wanderlebens den Menschen vollständig in Anspruch nahm und neben sich selbst diejenigen Gefühle nicht aufkommen ließ, welche wir als die natürlichsten ansehen, ja wie sie das, was wir für das verabscheuungswürdigste Verbrechen

1) Lippert a. a. O. S. 229 ff., hat den Gegenstand so ausführlich behandelt, daß ich die Anführung von Beispielen füglich unterlassen kann. Vgl. auch Fritsch, S. 116. 334. 351. Waitz, Anthropologie, II, S. 401.

2) Man vgl. die von Lippert S. 232 angeführten Beispiele und Martius a. a. O. S. 126. Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, S. 69 f. Waitz, Anthropologie I, S. 189.

halten, als religiöse Pflicht erscheinen lassen konnte, so beginnen wir zu ahnen, wie lose das persönliche Band sein mußte, das jene kleinen schweifenden Menschengruppen zusammenhielt. Der geschlechtliche Verkehr konnte kein solches Bindemittel werden; ihm fehlte völlig das, was wir Liebe nennen[1]). Gemeinsame Wirtschaft, Haushalt, Eigentum waren so gut wie nicht vorhanden. Diese konnten erst entstehen, als der Kreis der Bedürfnisse über den bloßen Nahrungsbedarf hinaus sich erweiterte. Das dauerte aber weit länger, als die meisten zugeben wollen. Insbesondere sind die Bedürfnisse nach Körperbedeckung und Obdach bei den Naturvölkern durchaus sekundärer Natur.

Wenden wir uns nunmehr zu dem nicht minder verbreiteten Merkmal der Sorglosigkeit, so muß uns dieses auf den ersten Blick in Verwunderung setzen. Man sollte denken, der Hunger, der dem Wilden so oft große Qualen bereitet, müsse ihn von selbst anleiten, Nahrungsmittel, die er zu Zeiten im Ueberflusse hat, auf spätere Tage aufzubewahren. Aber alle Beobachtungen stimmen darin überein, daß er daran gar nicht denkt. „Sie sind nicht daran gewöhnt", sagt Heckewelder[2]) von den nordamerikanischen Indianern, „Vorräte von Lebensmitteln zu sammeln und aufzubewahren. Dadurch geraten sie oft in große Not und nicht selten in völligen Mangel an den Notwendigkeiten des Lebens, zumal in Kriegszeiten". Und von den südamerikanischen Stämmen berichtet ein anderer

1) Die zahlreichen Schriftsteller, welche heute über die Familie schreiben, berücksichtigen diesen von Lubbock, Entstehung der Civilisation, S. 59 ff. richtig hervorgehobenen Punkt viel zu wenig. Ebenso übersehen sie den Zusammenhang zwischen Familie und Haushalt.

2) Joh. Heckewelders Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der Indianischen Völkerschaften, übers. von F. Hesse (Göttingen 1821), S. 330. 365.

Beobachter[1]: „Ihrer Natur widerstrebt es, für längere Zeit als höchstens einen Tag im Besitze von Lebensmitteln zu sein.“ Vielen Negerstämmen gilt es als unschicklich, Nahrungsmittel für den Bedarf einer späteren Zeit aufzubewahren, was sie freilich mit dem Aberglauben begründen, daß die übrig gebliebenen Brocken Geister herbeilocken könnten[2].

Wo diese Völker durch die kurzsichtige Gewinnsucht von Europäern in den Besitz vollkommener Waffen gelangen, pflegen sie eine unglaubliche Verwüstung unter dem Wildbestande ihrer Jagdgründe anzurichten. Bekannt ist die Ausrottung der unermeßlichen nordamerikanischen Büffelherden. „Die größten Mengen Fleisches ließ man ungenutzt im Busche liegen“, um zur Winterszeit, wo tiefer Schnee die Jagd hinderte, gräßlichem Hunger anheimzufallen, bei dem selbst Baumrinde und Graswurzeln nicht verschmäht wurden. Noch heute rotten die Eingeborenen Afrikas, wo sie mit den Europäern in gewinnbringendem Handelsverkehr stehen, die Quellen ihrer Einnahmen, den Elephanten und den Kautschukbaum schonungslos aus.

Auch bei fortgeschritteneren Stämmen und Individuen verläugnet sich dieser Zug nicht. „Wenn die Träger frische Ration bekommen hatten“, erzählt P. Pogge[3], „so war es sicher, daß sie in den ersten Tagen besser lebten als ich. Die besten Ziegen und Hühner wurden erstanden. Hatte ich ihnen ihre Ration auf 14 Tage gegeben, so war es Regel, daß sie dieselbe in den ersten 3 bis 4 Tagen verjubelten, um nachher entweder von der Carga zu stehlen,

1) Appun, Unter den Tropen, S. 365.

2) Lippert a. a.-O. I, S. 39 f.

3) Im Reiche des Muata Jamwo, S. 14, vgl. S. 6 und Wißmann, Wolf ꝛc., Im Innern Afrikas, S. 29.

mich anzubetteln oder zu hungern.“ In Wadai wird alles, was von den Mahlzeiten des Sultans übrig beibt, vergraben[1]), und bei den Opferfesten der Indianer mußten die Gäste Fleisch und Brot rein aufessen. „Ueberladen des Magens und Erbrechen ist dabei nicht ungewöhnlich“ [2]).

In enger Verbindung mit dieser Verwüstung der Vorräte steht der Gebrauch, den der Naturmensch von seiner Zeit macht. Es ist eine ganz falsche Vorstellung, wenn man gewöhnlich meint, die Naturvölker hätten eine besondere Uebung darin, die Zeit nach dem Stande der Sonne zu messen. Sie messen sie überhaupt nicht und teilen sie demgemäß auch nicht ein. Kein Naturvolk hält feste Mahlzeiten ein, nach denen der Kulturmensch seine Arbeitszeit regelt[3]). Selbst ein verhältnismäßig so vorgeschrittener Stamm wie die Beduinen hat keine Vorstellung von der Zeit. Sie essen, wann sie Hunger haben. Livingstone nennt einmal Afrika „die glückselige Gegend, wo die Zeit durchaus keinen Wert hat und wo die Menschen, wenn sie müde sind, sich hinsetzen und ausruhen“ [4]). „Selbst die geringfügigste, doch auch für den Neger dringend nötige Arbeit wird möglichst weit in die Ferne gerückt. Der Eingeborene verträumt den Tag in Trägheit und Nichtsthun, obwohl er ganz gut weiß, daß er zur Nacht seinen Schluck Wasser und sein Scheit Holz benötigt; aber dennoch wird er sicher bis Sonnenuntergang sich nicht rühren, um dann endlich, vielleicht erst in der Dunkelheit, sich dieses Nötigste zu beschaffen“ [5]).

1) Nachtigal, Sahara und Sudan, III, S. 230.
2) Heckewelder a. a. O. S. 365.
3) Vgl. W. Wundt, Ethik (2. Aufl.), S. 140.
4) Neue Missionsreisen I, S. 99.
5) W. Junker's Reisen in Afrika, II, S. 214.

Damit haben wir den Vorwurf der Trägheit bereits berührt, dem der Naturmensch im weitesten Umfange anheimgefallen ist[1]). Was hier den Beobachtern als Trägheit erschienen ist, ist wieder der Mangel an Voraussicht, das Leben für den Augenblick. Wozu soll sich der Wilde anstrengen, wenn seine Bedürfnisse befriedigt sind, wenn er namentlich keinen Hunger mehr hat? Unthätig ist er darum nicht. Der einzelne leistet mit seinen armseligen Hilfsmitteln im Ganzen oft ein nicht geringeres Maß von Arbeit als der einzelne Kulturmensch; aber er leistet sie nicht regelmäßig, nicht in geordneter Zeitfolge, sondern sprunghaft und stoßweise, wenn die Not ihn dazu zwingt oder eine gehobene Stimmung bei ihm eingetreten ist, und auch dann nicht als ernste Lebensaufgabe, sondern mehr in spielender Weise.

Ueberhaupt folgt der Naturmensch immer nur dem nächsten Antriebe: sein Handeln ist ein rein impulsives, sozusagen bloße Reflexbewegung. Je näher bei ihm Bedürfnis und Befriedigung zusammenliegen, um so wohler ist ihm. Der Naturmensch ist ein Kind; er denkt nicht an die Zukunft und nicht an die Vergangenheit: er vergißt leicht: jeder neue Eindruck verwischt den vorhergehenden älteren. Alle Not des Lebens, die er so oft zu erfahren hat, kann die heitere Grundstimmung seiner Seele kaum auf Augenblicke trüben. „Von den Neucaledoniern, den Fidschi-Insulanern, den Tahitiern und Neuseeländern lesen wir, daß sie fortwährend lachen und scherzen. In ganz Afrika zeigt uns der Neger denselben Zug, und von andern Rassen lauten mancherlei Beschreibungen der Reisenden regelmäßig: ‚voll Scherz und Lustigkeit‘, ‚voll Leben und

1) Näheres in meinem Buche über „Arbeit und Rhythmus“, 2. Aufl., Leipzig 1899.

Feuer', ‚heiter und gesprächig', ‚immer froh wie die Vögel unter dem Himmel', ‚lärmende Fröhlichkeit', ‚über Kleinigkeiten in unmäßiges Lachen ausbrechend" [1]).

Es ist bezeichnend, was öfter beobachtet wurde, daß Eingeborene Afrikas, wenn sie längere Zeit im Dienste von Europäern sich befanden, ihr heiteres Wesen verloren und einen mürrischen, düsteren Charakter annahmen. Fritsch [2]) erklärt dies daraus, daß solche Diener von ihren Herren allmählich die Gewohnheit annehmen, sich um zukünftige Dinge Sorge zu machen und daß ihr Gemüt die Beschäftigung mit derartigen Sorgen nicht verträgt [3]).

Ein solches Leben für den Augenblick kann nicht beschwert sein mit Wertvorstellungen, die immer ein Urteilen, eine Vorstellung des Zukünftigen voraussetzen. Es ist allbekannt, wie oft in Amerika und Afrika die Eingeborenen an die fremden Kolonisatoren ihr Land um einen bunten Tand, ein paar nach unserer wirtschaftlichen Schätzung wertlose Glasperlen verkauften, und noch heute ist der Neger, der doch nicht mehr auf der untersten Stufe steht, vielfach bereit, jedes Stück seiner Habe, mag es für seine Existenz noch so wichtig sein, hinzugeben, wenn ihm dafür ein blinkender Flitter geboten wird, der ihm gerade in die Augen sticht [4]). Auf der andern Seite kennt seine Be-

1) Spencer a. a. O. § 76. Viel Material auch in dessen Descriptive Sociology unter der Rubrik „Moral Sentiments".

2) a. a. O., S. 56.

3) Es darf auch auf die nicht so seltenen Beispiele hingewiesen werden, in welchen Wilde, die in civilisierten Verhältnissen erzogen worden waren, zu ihren Stämmen und zur vollen Wildheit ihrer Stammgenossen freiwillig zurückkehrten. Vgl. Peschel, Völkerk. S. 155 f. Fritsch a. a. O. S. 423. K. E. Jung in Petermanns Mitth. XXIV (1878), S. 67.

4) Vgl. Fritsch a. a. O. S. 305 f.

gehrlichkeit keine Grenzen, und es ist eine ewige Klage der Reisenden, daß sie bei aller Gastlichkeit, die ihnen erwiesen wird, rein ausgeplündert werden, weil jeder Dorfhäuptling alles, was er sieht, geschenkt haben möchte[1]). Auch hier wieder jener naive Egoismus in seiner ganzen Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst und gegen andere, jene unbegrenzte Habsucht, die mit dem Erwerbssinn des wirtschaftenden Menschen nichts zu thun hat. Maßgebend ist immer nur der momentane Eindruck; an das Fernliegende wird nicht gedacht. Der Naturmensch kann gleichsam nicht zwei Gedanken neben einander haben und gegen einander abwägen: er wird immer nur von einem ergriffen und folgt diesem mit erschreckender Konsequenz.

Die Sammlung von Erfahrungen, die Vererbung von Kenntnissen ist darum überaus schwer, und hierin liegt der Hauptgrund, weshalb solche Völker Jahrtausende lang auf der gleichen Stufe verharren können, ohne einen merkbaren Fortschritt zu zeigen. Man denkt sich die Schaffung der ersten Kulturelemente oft so leicht: man meint, jede Erfindung, jeder Fortschritt im Hausbau, in der Bekleidungstechnik, im Werkzeuggebrauch, den ein Einzelner macht, müsse nun als ein unverlierbarer Schatz in den Gemeinbesitz des Stammes übergehen und dort immer weiter sich vermehren. Ja man hat von der Erfindung der Töpferei, der Zähmung von Haustieren, dem Schmelzen des Eisenerzes ganz neue Kulturepochen beginnen lassen wollen.

Wie wenig würdigt eine solche Auffassung doch die Bedingungen, unter denen der Naturmensch lebt! Wohl

1) „Vor den Schwarzen muß man alles, was wertvoll ist, wohl verborgen halten und allemal nichts weiter blicken lassen, als was zum Tausch im Augenblick unbedingt notwendig ist". Burton a. a. O. S. 361.

dürfen wir annehmen, daß derselbe für das Steinbeil, das er mit unendlicher Anstrengung vielleicht im Laufe eines ganzen Jahres hergestellt hat, eine besondere Zuneigung besitzt, daß es ihm wie ein Stück seines eigenen Wesens erscheint[1]); aber es ist ein Irrtum, wenn man meint, das kostbare Besitztum werde nun auf Kinder und Kindeskinder übergehen, und für diese die Grundlage zu weiteren Fortschritten bilden. So gewiß es ist, daß an solchen Dingen die ersten Begriffe von Mein und Dein sich entwickeln, so zahlreich sind die Beobachtungen, welche darauf hindeuten, daß diese Begriffe an dem Individuum haften bleiben und mit ihm untergehen. *Der Besitz geht mit dem Besitzenden ins Grab*, dessen persönliche Ausstattung er im Leben gebildet hat. Das ist eine in allen Erdteilen verbreitete Sitte, die bei manchen Völkern Reste bis in die Zeit der Kultur hinein hinterlassen hat[2]).

Sie findet sich zunächst bei allen amerikanischen Völkern in einer Ausdehnung, daß die Hinterlassenen oft im äußersten Elend zurückbleiben. Die Eingeborenen Kaliforniens, welche zu den niedrigst stehenden Völkern dieser Rasse gehören, geben dem Toten alle Waffen und Geräte mit, die er im Leben gebraucht hatte. „Es ist oft eine seltsame Habe", sagt ein Beobachter, „die dem Wintun in die Gruft folgt: Messer, Gabeln, Essigkrüge, leere Whiskeyflaschen, Konservebüchsen, Bogen, Pfeile ꝛc., und wenn es eine fleißige Hausfrau war, so schüttet man noch einige Körbe voll Eicheln darüber." „Am Grabe des Tehueltschen" (Pata-

1) Vgl. „Arbeit und Rhythmus", 2. Aufl., S. 16.

2) Vgl. im allgemeinen *Andree*, Ethnographische Parallelen und Vergleiche (Stuttgart 1878) S. 26 f. *Schurtz*, Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes (Weimar 1898), S. 56 ff. *Panckow*, Ztschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin XXXI, S. 172 f.

gonien), lautet ein anderer Bericht, „werden alle seine Pferde, Hunde und sonstigen Tiere getötet, sein Poncho, sein Schmuck, seine Bolas (Schleuderkugeln), Geräte jeder Art auf einen Haufen zusammengetragen und verbrannt.“ Und von einem dritten noch tiefer stehenden Stamme, den Bororo in Brasilien, sagt ein neuerer, sehr zuverlässiger Beobachter[1]): „Ein großer Verlust trifft die Familie, aus der ein Mitglied stirbt. Denn alles, was der Tote im Gebrauch hatte, wird verbrannt, in den Fluß geworfen oder in den Knochenkorb gepackt, damit er keinesfalls veranlaßt sei zurückzukehren. Die Hütte ist dann vollständig ausgeräumt. Allein die Hinterbliebenen werden neu beschenkt; man macht Bogen und Pfeile für sie, und wenn ein Jaguar getötet wird, so wird das Fell an den Bruder der zuletzt gestorbenen Frau oder an den Oheim des zuletzt gestorbenen Mannes gegeben.“

Bei den Bagobos im südlichen Mindanao wird der Tote in seinen besten Kleidern begraben, zugleich mit einem Sklaven, der zu diesem Zwecke getötet wird. „Auf die Grabstätte werden die Kochgeschirre, die der Tote bei Lebzeiten gebraucht, mit Reis gefüllt, gesetzt, ebenso seine Betelbüchsen; seine anderen Sachen läßt man unberührt in dem Hause. Niemand darf bei Todesstrafe von nun an weder das Haus noch die Grabstätte betreten, ebenso wenig etwas von den um das Haus stehenden Bäumen abschneiden. Das Haus läßt man verfallen“ [2]).

1) K. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Brasiliens, 2. Aufl. S. 389. Vgl. auch Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, S. 30. 66. Heckewelder a. a. O. S. 469. 474.

2) Schadenberg in d. Ztschr. f. Ethnol. XVII (1885), S. 12 f. Aehnlich auf Halamahera: daselbst S. 83; bei den Bergvölkern Indiens: Jellinghaus in derselben Zeitschrift III, S. 372. 374.

In Australien und Afrika findet sich vielfach die Sitte, daß die sämtlichen Vorräte des Verstorbenen durch die Trauerversammlung aufgezehrt werden; anderwärts werden die Geräte zerstört, die Lebensmittel aber weggeworfen. Viele Negervölker beerdigen den Toten in der Hütte, in welcher er gelebt hat und überlassen die von den Ueberlebenden geräumte Wohnstätte dem Verfall; andere zerstören die Hütte[1]). Stirbt ein Häuptling, so wandert das ganze Dorf aus, und dies gilt selbst von den Hauptstädten der größeren Reiche, wie dem des Muata-Jamwo und des Kasembe. Im Lunda-Reiche wird die alte königliche Kipanga niedergebrannt und zunächst eine neue interimistische errichtet. Für diese hat der neugewählte Herrscher durch Reiben von Holzstücken neues Feuer zu entzünden, da das alte nicht mehr gebraucht werden darf. Die Haupt- und Residenzstadt wechselt mit jedem neuen Herrscher ihre Lage[2]). Auch bei den alten Peruanern herrschte die Auffassung, daß mit jedem neuen Inka sozusagen die Welt wieder von vorne anfange. Die Paläste des Vorgängers wurden mit allem Reichtum, der in ihnen aufgespeichert lag, für immer geschlossen; der jedesmalige Herrscher benutzte nie die Schätze, die seine Vorfahren aufgehäuft hatten.

Sehen wir daraus, daß die Entstehung und Fortwirkung von Gesittungsanfängen unter den Naturvölkern

---

1) Beispiele findet man bei M. Buchner, Kamerun, S. 28. Fritsch a. a. O. S. 535. Bastian, Loangoküste I, S. 164. Livingstone a. a. O. I, S. 131. Aus Australien: Parkinson, Im Bismarck-Archipel, S. 102 f. Ztschr. f. Ethnol. XXI, S. 23. Kubary, Ethnogr. Beiträge zur Kenntnis der Karolinischen Inselgruppe und Nachbarschaft (Berlin 1885), S. 70 f. Anm.

2) Pogge a. a. O. S. 228. 234. Livingstone in Petermanns Mitt. XXI (1875), S. 104.

mit den größten Schwierigkeiten verbunden war, daß die Möglichkeit eines Aufsteigens zu bessern Daseinsbedingungen und höheren Lebensformen von ihnen nicht einmal begriffen werden konnte, so darf doch nicht vergessen werden, daß die Beobachtungen, welche hier gesichtet vorgelegt worden sind, sehr verschiedenartigen, kulturell ungleich entwickelten Völkern entnommen wurden. Um aus eigner Kraft auf die Stufe des Tonganers oder Tahitiers sich zu erheben, würde der Australier des Festlandes wohl vieler Jahrtausende bedurft haben, und eine ähnliche Kluft trennt den Buschmann vom Congo-Neger und Wanyamwezi. Aber das gerade spricht, wie mir scheint, für die Dauerhaftigkeit der psychischen Voraussetzungen, unter denen die Bedürfnisbefriedigung des kulturlosen Menschen sich vollzieht, und wir sind zweifellos berechtigt, den ganzen hierher gehörigen Vorstellungskreis auf einen Zustand zurückzuführen, der ungezählte Jahrtausende hindurch, bevor sich Stämme und Völker bilden konnten, die Menschheit beherrscht haben muß.

Dieser Zustand bedeutet nach allem, was wir von ihm wissen, geradezu das Gegenteil von Wirtschaft. Denn Wirtschaft ist immer eine durch Güterausstattung vermittelte menschliche Gemeinschaft; Wirtschaft ist ein Zu-Rate-halten, ein Sorgen nicht bloß für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft, sparsame Zeiteinteilung, zweckmäßige Zeitordnung; Wirtschaft bedeutet Arbeit, Wertung der Dinge, Regelung ihres Verbrauchs, Vermögensansammlung, Uebertragung der Kulturerrungenschaften von Geschlecht zu Geschlecht. Und alles das mußten wir vielfach schon bei den höher stehenden Naturvölkern vermissen; bei den niederen Rassen traten uns kaum schwache Anfänge entgegen. Streicht man aus dem Leben des Buschmanns oder Wedda

den Feuergebrauch, Bogen und Pfeil, so bleibt nichts mehr übrig als ein Leben, das in der individuellen Nahrungssuche aufgeht. Jeder Einzelne ist mit seiner Ernährung ganz auf sich selbst gestellt. Nackt und waffenlos durchstreift er mit Seinesgleichen, wie das Standwild, ein enges Revier, bedient sich der Füße mit derselben Behendigkeit zum Greifen und Klettern wie der Hände[1]). Jeder und jede verzehrt roh, was sie mit den Händen erhaschen oder mit den Nägeln aus dem Boden scharren: niedere Tiere, Wurzeln, Früchte. Bald schaart man sich zu kleinen Rudeln oder größeren Herden zusammen; bald trennt man sich wieder, je nachdem die Weide oder der Jagdgrund ergiebig ist. Aber diese Vereinigungen werden nicht zu Gemeinschaften; sie erleichtern dem Einzelnen nicht die Existenz.

Es mag dieses Bild den Kulturträger der Gegenwart nicht sehr anmuten: aber wir sind durch das aus der Beobachtung gewonnene Material geradezu gezwungen, es zu konstruieren. Es ist daran auch kein Zug erfunden. Wir haben aus dem Leben der niedrigst stehenden Stämme nur das hinweggenommen, was anerkannter Maßen kulturell ist: Waffen- und Feuergebrauch. Mußten wir schon zugeben, daß bei den höher stehenden Naturvölkern außerordentlich viel Unwirtschaftliches sich findet, daß jedenfalls die bewußte Anwendung des ökonomischen Prinzips bei ihnen eher die Ausnahme als die Regel bildet, so werden wir bei den sog. „niederen Jägern“ und ihren eben gekennzeichneten Vorgängern den Begriff der Wirtschaft überhaupt nicht mehr anwenden dürfen. Wir haben bei ihnen ein vorwirtschaftliches Entwicklungsstadium festzustellen, das noch nicht Wirtschaft ist. Da jedes Kind seinen Namen

1) R. Andree, „Der Fuß als Greiforgan“ in s. Ethnogr. Parallelen und Vergl., Neue Folge, S. 228 ff.

haben muß, so wollen wir dieses Stadium die Stufe der individuellen Nahrungssuche nennen.

Wie sich aus der individuellen Nahrungssuche die Wirtschaft entwickelt hat, läßt sich heute kaum vermuten. Der Gedanke liegt nahe, daß der Wendepunkt da liegen müsse, wo an Stelle der bloßen Okkupation von Naturgaben zum sofortigen Genuß die auf ein entfernteres Ziel gerichtete Produktion, an Stelle der instinktiven Organbethätigung die Arbeit als zweckbewußte Verwendung leiblicher Kraft tritt. Mit dieser rein theoretischen Feststellung wäre aber auch noch nicht viel gewonnen. Die Arbeit bei den Naturvölkern ist ein recht nebelhaftes Gebilde. Je weiter wir sie zurückverfolgen, um so mehr nähert sie sich nach Form und Inhalt dem Spiel.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind es ähnliche Triebe, wie sie auch die höheren Tiere zeigen, welche den Menschen bewegen, über die bloße Nahrungssuche hinaus sich zu bethätigen, insbesondere der Nachahmungs- und Experimentiertrieb[1]). Die Zähmung der Haustiere z. B. beginnt nicht mit den Nutztieren, sondern mit solchen Arten, die der Mensch bloß zu seinem Vergnügen oder für den Kult der Götter hält. Die gewerbliche Thätigkeit scheint allerwärts auszugehen von der Körperbemalung, Tättowierung, Durchbohrung oder sonst Verunstaltung einzelner Körperteile und nach und nach fortzuschreiten zur Erzeugung von Schmuck, Masken, Rindenzeichnungen, Petroglyphen und ähnlichen Spielereien. Ueberall zeigt sich in diesen Dingen eine seltsame Neigung zur Nachahmung der Tiere, die dem Wilden in seiner jedesmaligen Umgebung entgegentreten und die er wie Seinesgleichen betrachtet: die z. T. uralten

1) Vgl. K. Groos, Die Spiele der Tiere, Jena 1896.

Felszeichnungen und Skulpturen der Buschmänner, der Indianer, der Australier stellen vorzugsweise Tiere und Menschen dar [1]); die Töpferei, die Holzschnitzerei und sogar die Flechtkunst beginnen mit der Erzeugung von Tiergestalten [2]), und selbst wo man zur Herstellung von Gegenständen des täglichen Gebrauchs (Töpfen, Schemeln u. s. w.) übergeht, wird die Tierfigur mit merkwürdiger Konsequenz festgehalten [3]); endlich spielt auch bei den Tänzen der Naturvölker die Nachahmung von Tierbewegungen und Lauten die größte Rolle [4]). Auch darf hier daran erinnert werden, daß alle gleichmäßig fortzusetzende Thätigkeit sich rhythmisch gestaltet und mit Musik und Gesang zu einem untrennbaren Ganzen verschmilzt [5]).

Im Spiele bildet sich demnach die Technik aus, und sie wendet sich nur sehr allmählich dem Nützlichen zu [6]). Die

1) Andree, Ethnogr. Parallelen und Vergleiche, S. 258—299. Ehrenreich a. a. O. S. 46 f.

2) Vgl. die interessanten Ausführungen von K. v. d. Steinen a. a. O. S. 231 ff., besonders aber S. 241 ff.

3) Beispiele bietet jede ethnographische Bildersammlung in Hülle und Fülle. Zweifler seien gebeten, folgende Werke durchzublättern: J. Boas, The Central Eskimo, Washington 1888. Sixt annual Report of the Bureau of Ethnologie to the Secretary of the Smithsonian Institution 1884—85. Ethnographische Beschrijving van de west- en noordkust van Nederlandsch Niew Guinea door F. S. A. de Clercq en J. D. E. Schmeltz. Leiden 1893. Joest, Ethnographisches aus Guyana (Suppl. zu Bd. V des Intern. Archivs f. Ethnogr.), und wieder von den Steinen, a. a. O. S. 261 ff. Vgl. auch Fritsch a. a. O. S. 73; Schweinfurth, Im Herzen von Afrika I, S. 178 und Grosse, Die Anfänge der Kunst, Kap. VI u. VII.

4) Grosse a. a. O. S. 208 f.

5) Ich muß auch hiefür auf die ausführlichen Darlegungen in meinem Buche „Arbeit und Rhythmus“ verweisen.

6) „Wenn man Hunderte von Gebrauchsgegenständen oder Waffen

seither angenommene Stufenfolge muß also gerade umgekehrt werden: das Spiel ist älter als die Arbeit, die Kunst älter als die Nutzproduktion. Selbst bei den höher stehenden Naturvölkern, wo beide Elemente sich von einander abzuscheiden beginnen, geht der Tanz noch jeder wichtigeren Arbeit voraus oder folgt ihr (Kriegs-, Jagd-, Erntetänze), und der Gesang begleitet die Arbeit.

Wie die Wirtschaft in dem Maße, als wir sie in der Völkerentwicklung weiter zurückverfolgten, sich unter unsern Händen mehr und mehr in Nicht-Wirtschaft verkehrt hat, so hat sich uns auch die Arbeit schließlich in ihr Gegenteil aufgelöst: die Nicht-Arbeit. Und so würde es uns wahrscheinlich mit allen wichtigeren Wirtschafts-Erscheinungen ergehen, wenn wir an ihnen den Versuch fortsetzen wollten. Eines nur scheint beständig: die Konsumtion. Bedürfnisse hatte der Mensch immer und mußte sie befriedigen. Aber auch unsere Bedürfnisse, soweit sie wirtschaftlich in Betracht kommen, sind nur zum kleinsten Teile natürlich gegebene: unsere Konsumtion ist nur etwa in der Ernährung eine naturnotwendige; alles andere ist Kulturprodukt, Folge freischöpferischer Thätigkeit des Menschengeistes. Ohne diese wäre der Mensch immer ein wurzelgrabendes, früchtesuchendes Tier geblieben.

Unter diesen Umständen müssen wir darauf verzichten, einen bestimmten Punkt anzugeben, an dem die individuelle Nahrungssuche aufhört und die Wirtschaft anfängt. In der Kulturgeschichte der Menschheit giebt es keine Wende-

der Papuas durchmustert, so wird man selten oder nie ein einziges finden, welches nicht wenigstens durch eine kleine Verzierung Zeugnis für den Schönheitssinn seiner Verfertiger ablegt, nicht etwas an sich trägt, was über die gewöhnliche Nützlichkeit hinausgeht." Semon, Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeers, S. 426 ff.

punkte; alles wächst und verwest hier wie die Pflanze; das Zuständliche ist nur eine Abstraktion, deren wir bedürfen, um unserem blöden Auge die Wunder der Natur und Menschenwelt zugänglich zu machen. Auch die Wirtschaft ist ja selbst wieder fortwährenden Veränderungen unterworfen. Wo sie aber zuerst in der Geschichte auftritt, erscheint sie als eine von bestimmten Normen des Handelns geleitete materielle Lebensgemeinschaft, welche sich eng an die persönlich-sittliche Lebensgemeinschaft der Familie anschließt[1]). Unter dieser Form sahen sie die Menschen, welche ihr Wesen zuerst sprachlich fixiert haben. Wirt ist noch im Mittelhochdeutschen gleichbedeutend mit Ehemann, Wirtin ist Ehefrau, und ähnlich ist das aus dem Griechischen stammende Oekonomie gebildet.

Wir würden also da die Thatsache des Wirtschaftens als gegeben anzunehmen haben, wo wir zusammenhausende Gemeinschaften finden, welche in Beschaffung und Verwendung der ihren Zwecken dienenden Dinge nach dem ökonomischen Prinzip verfahren. Ein solcher Zustand ist gewiß schon bei den höher stehenden Naturvölkern vorhanden, wenn auch die Durchführung des wirtschaftlichen Prinzips bei ihnen immer unvollkommen bleibt. Aber vieles erinnert doch noch an die vorwirtschaftliche Periode der individuellen Nahrungssuche; die Wirtschaft klafft sozusagen noch an verschiedenen Stellen auseinander.

Bei allen Völkern auf niederer Kulturstufe ist die

1) E. Grosse hat kürzlich in dem Buche „Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft", Leipzig 1896, den Zusammenhang der Familienformen und der Wirtschaftsformen untersucht. Er hat sich dabei für die wirtschaftliche Seite der Arbeit an die ganz äußerlichen Kategorien: Jäger, Viehzüchter, Ackerbauer angeschlossen, dem innern Leben der Wirtschaft aber, speziell dem Haushalt, kaum rechte Aufmerksamkeit geschenkt.

Verteilung der Arbeit auf beide Geschlechter eine durch die Sitte fest geregelte, wobei keineswegs die verschiedene natürliche Veranlagung allein maßgebend gewesen zu sein scheint. Wenigstens läßt sich nicht behaupten, daß dem schwächeren Geschlecht überall der leichtere Teil der Arbeit zugefallen wäre. Während in der normalen Hauswirtschaft der Kulturvölker sozusagen ein Querschnitt gezogen ist, der dem Manne die produktive Arbeit, der Frau die Regelung der Konsumtion zuweist, erscheint die Wirtschaft dieser Völker wie durch einen Längsschnitt gespalten. Jedes Geschlecht beteiligt sich an der Produktion, und oft hat es auch ein besonderes Gebiet der Konsumtion für sich. Bezeichnend ist dabei, daß dem Weibe in der Regel die Gewinnung und Zubereitung der pflanzlichen Nahrungsmittel und meist auch der Hüttenbau obliegt, während dem Manne die Jagd und die Verarbeitung der durch sie gewonnenen tierischen Stoffe zukommt. Wird Viehzucht getrieben, so ist das Hüten der Tiere, die Errichtung der Zäune für sie, das Melken u. s. w. Sache der Männer. Diese Scheidung ist oft so scharf, daß man fast von einer Spaltung der Familienwirtschaft in eine besondere Männerwirtschaft und in eine besondere Frauenwirtschaft reden könnte.

In einer interessanten Ausführung über die Nutzpflanzen der brasilianischen Schingustämme drückt K. von den Steinen[1]) das Ergebnis der älteren Entwicklung dieser Stämme mit den Worten aus: „Der Mann hat die Jagd betrieben, und während deß hat die Frau den Feldbau erfunden". Bei den auf der niedersten Stufe stehenden Bororo ging die Frau mit einem spitzen Stocke bewaffnet in den Wald und suchte Wurzeln und Knollen;

1) Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, S. 206 ff.

sie holte die Palmnüsse kletternd von den Bäumen und schleppte schwere Lasten davon heim. Unterdessen spürte der Mann den Tieren nach. Bei den weiter fortgeschrittenen Stämmen haben die Frauen den Anbau und die Zubereitung der Mandioka in Händen. „Sie reinigen den Boden mit spitzen Hölzern vom Unkraut, legen Stengelstücke in die Erde, mit denen man die Mandioka verpflanzt und holen täglich ihren Bedarf, den sie in schwerbepackten Kiepen heimschleppen.“ Hier kochen sie die Früchte, backen Fladen, rösten Palmnüsse, bereiten die Getränke. Die Männer treiben Jagd und Fischfang; aber sie braten auch Fleisch und Fisch und flechten den dazu nötigen Bratrost. Fügen wir noch hinzu, daß die Männer auch die Waffen zur Jagd anfertigten, daß Jagd und Fischfang ihnen alles Werkzeug zum Schneiden, Schaben, Glätten, Stechen, Ritzen und Graben zu liefern haben, während die Frauen das Thongeschirr zum Kochen erzeugen[1]), so haben wir für jedes Geschlecht ein natürlich abgegrenztes Produktionsgebiet, auf dem alle Arbeitsthätigkeit selbständig verläuft. Aber noch mehr! Auch die Konsumtion ist in einem Hauptstücke eine gesonderte: es giebt keine gemeinsamen Mahlzeiten in der Familie. Jedes Individuum ißt für sich, abgewendet von den übrigen, und es gilt für unanständig, in Gegenwart anderer Speise zu sich zu nehmen[2]).

1) a. a. O. S. 197 ff. 207 ff. 318.

2) von den Steinen, a. a. O. S. 69 und Ehrenreich Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, S. 17: „Die Etikette verlangt bei den Karaya, daß jeder von den andern abgewendet für sich ißt“. Das Alleinessen hat fast etwas Tierisches. Wie der Hund es sehr ungnädig aufnimmt, wenn er in seiner Mahlzeit gestört wird, so verhält sich auch der Wilde. Bei den Eingeborenen von Borneo „essen die Männer gewöhnlich allein, während die Frauen ihnen aufwarten; nach dem Essen spülen sie den Mund aus. Sie sind sehr eigen (par-

Aehnliche individualwirtschaftliche Züge beobachten wir auch bei den Indianern Nordamerikas, welche bereits zu einem vollen Familienhaushalt gelangt waren. Während sie ein Sondereigentum am Grund und Boden gar nicht kennen, „findet sich nichts in dem Hause oder der Familie eines Indianers, das nicht einen speziellen Eigentümer hätte. Jedes Mitglied der Familie weiß, was ihm zugehört, von dem Pferde oder der Kuh an bis auf den Hund, die Katze, die Kätzchen und Küchlein herab. Eltern machen ihren Kindern Geschenke und diese wieder ihren Eltern. Ein Vater wird zuweilen seine Frau oder eines seiner Kinder ersuchen, ihm ihr Pferd zu leihen, um auf die Jagd zu reiten. Ein Nest junger Katzen oder ausgebrüteter junger Hühner hat oft ebensoviele besondere Eigentümer, als einzelne Tierchen dazu gehören. Um eine Henne mit ihrer Brut zu kaufen, muß man oftmals mit mehreren Kindern handeln“ [1]).

„Wo die Indianer die Vielweiberei gestatteten, pflegte für jede Frau eine besondere Hütte errichtet zu werden; bei Stämmen mit Gemeinschaftshäusern hatte wenigstens jede ihr besonderes Feuer“ [2]).

Die gleichen Grundzüge weist die Wirtschaft der Polynesier und Mikronesier auf, nur daß hier an Stelle der Jagd der Fischfang und die Kleinviehzucht tritt. In Neu-

ticular), wenn sie von ihrer Mahlzeit weggerufen werden, und es kostet große Mühe, einen Mann dazu zu bringen, etwas zu thun, ehe er sein Mahl beendet hat. Das wird so streng beobachtet, daß man es für ein Unrecht hält, selbst einen Feind anzugreifen, während er ißt; aber sobald er damit zu Ende ist, ist es erlaubt und schicklich, ihn zu überfallen“. Hose im Journ. of the Anthropol. Inst. XXIII, S. 160.

1) Heckewelder a. a. O. S. 253.

2) Waitz, Anthropologie III, S. 109.

Pommern sind die verschiedenen Arbeiten streng getrennt in solche, die von Männern und Knaben und solche, die ausschließlich von Frauen und Mädchen verrichtet werden[1]). Zu den Arbeiten der männlichen Bevölkerung gehören: die Anfertigung und Instandhaltung der Waffen und der Fischereigeräte, namentlich der Fischkörbe und der dazu gehörigen Taue, das Auslegen der Körbe ins Meer und das tägliche Besorgen derselben, der Bau von Kanoes, die Errichtung der Hütten und in den bewaldeten Distrikten das Fällen der Bäume und Ausroden der Wurzeln behufs Anlage neuer Pflanzungen, sowie der Einfriedigung zum Schutz gegen wilde Schweine[2]).

Den Weibern liegt neben der Pflege ihrer kleinen Kinder ob: die Zubereitung der Speisen, das Umgraben und Bepflanzen des Bodens, das Ausheben und Zusammenholen der Feldfrüchte und das Tragen der vollen schweren Körbe nach meilenweit entfernten Marktorten.

„Mit gewissen Arbeiten beschäftigten sich sowohl die Weiber wie die Männer. Dahin gehört: das Drehen des starken Bastzwirns, aus dem die Fischnetze gestrickt werden, das Flechten von Körben sowohl aus feingespaltenen Rattanstreifen wie aus Padanusblättern, das Weben eines sehr rohen und groben Zeuges, Mal genannt, aus der Rinde des Broussonetiabaumes, in welches die Weiber ihre Säuglinge zum Schutze gegen Kälte einwickeln".

Das letztere ist sehr bezeichnend: es handelt sich um Verrichtungen der Stoffumwandlung, die in der Periode der individuellen Nahrungssuche noch nicht vorhanden gewesen sein können.

1) Parkinson a. a. O. S. 113. 122.

2) Auch diese Vorbereitungsarbeiten für die Landwirtschaft werden noch häufig von den Weibern verrichtet: Parkinson S. 118.

Auch die gesonderte Männer- und Frauenküche findet sich im Bereiche der Südsee, ebenso wie die gesonderten Mahlzeiten beider Geschlechter. Auf den Fidschi-Inseln bereiten die Männer solche Speisen, die mittels heißer Steine außerhalb des Hauses hergestellt werden. „Das beschränkt sich heute auf das Braten von Schweinen; früher war auch die Zubereitung des Menschenfleisches den Männern vorbehalten“ [1]). Auf den Palau-Inseln liegt das Kochen des Taro und das Bereiten der Süßspeisen den Frauen ob, die Zubereitung der Fleischspeisen den Männern [2]). An den meisten Orten Oceaniens „dürfen weder Frauen und Männer zusammenessen noch jene das essen, was diese bereitet haben. Fast ebenso ängstlich scheint es vermieden zu werden, mit einem andern aus dem gleichen Gefäße zu essen“ [3]).

Die gleiche Ordnung weisen die Wirtschaften vieler Negervölker auf: scharfe Trennung der Produktion und vieler Teile der Konsumtion nach Geschlechtern [4]), ja selbst Ausdehnung dieser Spaltung auf den Tauschverkehr. Kurz und bündig sagt einer unserer zuverlässigsten Beobachter, P. Pogge [5]), von den Songo-Negern: „Die Frau hält neben der Wirtschaft ihres Mannes eine eigene“. Und bei der Schilderung der Baschilange bemerkt er [6]): „Kein Familienglied kümmert sich um das andere bei der Mahl-

1) Bäßler, Südsee-Bilder, S. 226 f.

2) Kubary a. a. O. S. 173.

3) Ratzel, Völkerkunde I, S. 240.

4) Gesondertes Essen von Mann und Weib: Stanley, Wie ich Livingstone fand, II, S. 174. Nachtigal, Sahara und Sudan I, S. 664.

5) Im Reiche des Muata Jamwo, S. 40.

6) Bei Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika, S. 387. Im Reiche des Muata Jamwo S. 178. 231.

zeit; während die einen essen, kommen oder gehen die andern, wie es ihnen gerade paßt; doch essen die Frauen meist mit den kleinen Kindern gemeinschaftlich." Endlich berichtet er noch über die Lunda: „Wenn eine Karawane in einem Dorfe ihr Lager aufgeschlagen hat, so pflegen bei normalen Zuständen die Weiber des Orts vegetabilische Nahrungsmittel und Hühner zum Verkauf ins Lager zu bringen, während Ziegen, Schweine und Schafe für gewöhnlich nur von Männern verkauft werden[1]). Aehnlich erzählt L. Wolf[2]), daß auf dem Markte in Ibanschi alle landwirtschaftlichen Produkte, Stoffe, Matten, Töpferarbeiten von den Weibern, nur Ziegen und Wein von den Männern verhandelt worden seien. Es ist also auch jedes Geschlecht Eigentümer seines speziellen Arbeitsprodukts und verfügt darüber selbständig[3]).

1) Im Reiche des Muata Jamwo S. 29.

2) Bei Wißmann ꝛc., Im Innern Afrikas, S. 249; vgl. Livingstone, Neue Missionsreisen, I, S. 115. II, 276 f. Paulitschke, Ethnographie Nordost-Afrikas, I, S. 314.

3) Von der Familie und dem Haushalt der keineswegs mehr auf niederer Stufe stehenden Wanyamwezi entwirft Burton folgendes Bild (Exp. S. 215 ff.; vgl. S. 356): „Die Kinder werden volle zwei Jahre lang gesäugt. Der Knabe lernt schon nach dem vierten Jahre mit dem Bogen umgehen. Schon sehr frühe hütet er die Herde; nach dem zehnten Jahre wird er ein selbständiger Hirt, ist unabhängig von seinem Vater, bepflanzt ein Stück Feld mit Tabak und baut sich eine eigene Hütte. Die Mädchen bleiben bis zur Mannbarkeit in der väterlichen Hütte; dann aber bauen sich ihrer 7—12, die von gleichem Alter sind, gemeinschaftlich eine eigene Behausung, in welcher sie ihre Liebhaber empfangen, ohne daß die Eltern etwas darein zu reden hätten. Ein junger Mann nimmt sich eine Frau, sobald er Mittel genug besitzt, um den Kaufpreis zahlen zu können, der je nach Umständen dem Wert von einer Kuh bis zu zehn Kühen entspricht. — Die Reichen haben mehr als eine Frau; aber die Familienanhänglichkeit ist bei diesem Volke überhaupt äußerst schwach. Ein Mann,

Die Teilung der Produktions-Arbeit zwischen beiden Geschlechtern in Afrika wechselt in Einzelheiten von Stamm zu Stamm; in der Regel aber fällt auch hier der Feldbau, die Zubereitung aller vegetabilischen Nahrungsmittel der Frau, Jagd, Viehzucht, Gerberei und Weberei dem Manne zu[1]). Oft ist diese Ordnung noch durch abergläubische Gebräuche gestützt. In Uganda fällt das Melken der Kühe ausschließlich den Männern zu: nie darf eine Frau das Euter der Kuh berühren[2]). Im Lunda-Reiche hinwieder darf bei der Gewinnung von Erdnußöl kein Mann zugegen sein, weil dessen Anwesenheit den Erfolg vereiteln soll[3]). In der Regel weigern sich die Träger, welche der Europäer in seine Dienste nimmt, Frauenarbeit zu thun; ja Livingstone[4]) berichtet von einer Hungersnot der Männer in einer Gegend, weil keine Weiber dagewesen seien, das vorhandene Korn zu mahlen. Die ge-

der z. B. von der Küste her mit einer Ladung Zeug zurückkommt, wird seiner Frau davon auch nicht das Geringste geben; sie ihrerseits giebt ihm von einer Erbschaft nichts, und wenn er auch verhungern müßte. Er besorgt Rindvieh, Ziegen, Schafe und Geflügel; sie hat die Aufsicht über Getreide und Früchte. Tabak baut jeder Teil für sich selbst, und hat der Mann etwa nichts von diesem Kraut, so wird ihm seine Frau von ihrem Vorrat ganz gewiß nichts borgen. — In diesem Lande speisen die beiden Geschlechter nicht gemeinschaftlich. Ein Knabe wird nie mit seiner Mutter essen. Die Männer sättigen sich gewöhnlich in der Iwanza" (dem öffentlichen Gemeinschaftshause).

1) Vgl. besonders Fritsch a. a. O. S. 79 ff. 183. 229. 325. Livingstone, Neue Missionsreisen I, S. 72. 111. 327 f. Ausführliches jetzt bei H. Schurtz, Das afrikanische Gewerbe (Leipzig 1900), S. 7 ff.

2) Emin Bey in Petermanns Mitt. XXV (1879), S. 392.

3) Wißmann, Wolf 2c., Im Innern Afrikas, S. 63.

4) a. a. O. S. 180. 266. — Aehnliches bei den Indianern: Waitz a. a. O. III, S. 100.

sonderte Konsumtion beider Geschlechter wird manchmal noch durch Speiseverbote[1]) von halbreligiösem Charakter befestigt, welche der Frau den Genuß von bestimmten Fleischarten untersagen, die somit den Männern allein vorbehalten bleiben[2]).

Ueberall bei den Naturvölkern werden die Kinder in sehr jugendlichem Alter selbständig und trennen sich von der Gemeinschaft der Eltern. Oft leben sie dann einige Jahre in eigenen Gemeinschaftshäusern, wie deren auch für die verheirateten Männer vorkommen. Diese Gemeinschaftshäuser für die verschiedenen Altersstufen der männlichen und manchmal auch der unverheirateten weiblichen Bevölkerung finden sich in großer Verbreitung sowohl in Afrika als in Amerika und namentlich in Oceanien. Sie dienen als Versammlungs-, Arbeits-, Vergnügungs- und für die jüngeren Leute auch als Schlafstätten, sowie zur Beherbergung von Fremden. Natürlich bilden sie ein weiteres Hindernis für die Ausbildung einer an die Familie sich anschließenden gemeinsamen Hauswirtschaft, zumal jede der letzteren meist noch in eine Mehrzahl von Wohnparteien zerfällt. Auf der Karolinen-Insel Yap z. B. findet sich neben den Febays,

1) Häufiger noch in Polynesien. Vgl. Andree, Ethnogr. Parallelen u. Vergleiche, S. 114 ff.

2) Ueber eine eigentümliche Fortbildung dieser Wirtschaft vgl. G. Schweinfurth, Sahara und Sudan III, S. 249. 162. 244. — Stellenweise dehnt sich die Scheidung der Thätigkeitsgebiete beider Geschlechter sogar auf das geistige Leben derselben aus. Bei mehreren karaibischen Stämmen haben die Frauen für viele Dinge andere Namen als die Männer, sodaß man von einer besonderen Männer- und Frauensprache glaubte reden zu können. Neuerdings wird diese Erscheinung auf die Verschiedenheit der sozialen Stellung der Geschlechter und auf die scharfe Trennung ihrer Beschäftigungssphären zurückgeführt. Vgl. Sapper, Intern. Archiv f. Ethnogr. X, S. 56 f.

den Schlafhäusern der Unverheirateten, noch für jede Familie ein Haupthaus, das der Familienvater benutzt, ein Wohnhaus für jede Frau; endlich ist „die Bereitung der Nahrung aus dem Wohnhause verbannt und in ein für jedes Familienglied separates Häuschen verlegt, das als Feuer- oder Kochhaus dient“[1]). Ebenso auf den Neuen Hebriden in Malekula[2]). Weiter läßt sich der wirtschaftliche Individualismus wohl kaum treiben.

Ueberhaupt ist als Regel für polygamisch lebende Naturvölker festzustellen, daß jede Frau ihre eigene Behausung hat[3]). Bei den Zulu wird sogar fast für jede erwachsene Person eines Haushalts eine besondere Hütte gebaut: eine für den Mann, eine für seine Mutter, je eine für jedes seiner Weiber und sonstige erwachsene Angehörige. Diese Hütten liegen sämtlich im Halbkreis um die eingezäunte Viehhürde, so daß die Wohnung des Mannes in der Mitte liegt. Freilich darf nicht übersehen werden, daß eine solche Hütte in wenigen Stunden aufgeschlagen werden kann.

So sehen wir überall auch bei den entwickelteren Naturvölkern noch vieles fehlen an jener einheitlichen Geschlossenheit der Hauswirtschaft, mit welcher die Kulturvölker Europas nach allem, was wir von ihnen wissen,

1) Kubary, Ethnogr. Beiträge zur Kenntnis des Karol.-Archip. (Leiden), S. 39.

2) Journal of the Anthropol. Institute of Great Britain and Ireland XXIII (1894), p. 381.

3) So (um nur wenige Beispiele zu nennen) auf den Antillen: Starcke, Die primitive Familie, S. 43; auf Mindanao: Schadenberg, Ztschr. f. Ethnol. XVII, S. 12; bei den Bakuba: Wißmann, Im Innern Afrikas, S. 209; bei den Monbuttu: Schweinfurth, Ztschr. f. Ethnol. V, S. 12 u. Im Herzen Afrikas II, S. 19 f. Casalis, Les Basoutos. p. 132.

bereits in die Geschichte eingetreten sind. Ueberall klaffen noch tiefe Risse, und dem Individuum ist eine wirtschaftliche Selbständigkeit gewahrt, die uns fremdartig anmutet. So sehr man sich wird hüten müssen, über dieser wirtschaftlichen Vereinzelung die zusammenfassenden Momente des Arbeitens und Sorgens für einander zu übersehen, und so wenig man die zentrifugalen Kräfte, welche hier walten, übertreiben darf, so wird sich doch nicht leugnen lassen, daß sie alle auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführen, auf die durch Jahrtausende von allen diesen Völkern geübte individuelle Nahrungssuche.

Darin liegt die methodische Rechtfertigung für das hier eingeschlagene Untersuchungsverfahren, bei welchem wir Völker sehr verschiedenen Stammes und Kulturstandes zusammengefaßt und die wirtschaftlichen Erscheinungen isoliert betrachtet haben.

Dieses Verfahren ist in der Nationalökonomie wie in allen Wissenschaften vom gesellschaftlichen Menschen vollkommen gerechtfertigt, vorausgesetzt, daß es damit gelingt, aus der ungeheuren Masse disparater Einzelthatsachen, welche die Ethnologie wie eine große Rumpelkammer anfüllen, wieder eine größere Zahl unter einen gemeinsamen Hauptnenner zu bringen und sie den mystischen Deutungen der Kuriositätensammler und mythologisierenden Geisterseher zu entreißen. Für die Nationalökonomie speziell kann auf diesem Wege noch der nicht zu verachtende Vorteil erzielt werden, daß die Spielpuppe des freierfundenen vom Kulturmenschen abstrahierten Wilden vom Schauplatze verschwindet und durch Gestalten ersetzt wird, die der Wirklichkeit entnommen sind, mag auch immer noch die Beobachtung, welche sie uns vermittelt hat, an Genauigkeit zu wünschen übrig lassen.

Unsere Reisenden haben bis jetzt gerade der Wirtschaft primitiver Völker wenig Aufmerksamkeit geschenkt: über der Beobachtung von Tracht, Kult, Sitte, Götterglauben, Ehegewohnheiten, Kunst, Technik haben sie das Nächstliegende oft übersehen, und in den geschwätzigen Registern der ethnographischen Sammelwerke hat das Stichwort „Wirtschaft" ebenso wenig eine Stelle gefunden, wie in denjenigen der zahlreichen Untersuchungen über die Familienverfassung das Wort „Haushaltung". Aber gerade weil die hier verwerteten Beobachtungen meist nur beiläufig und nicht von gelehrten Volkswirten gemacht worden sind, wohnt ihnen ein hohes Maß von Glaubwürdigkeit inne: denn sie sind darum doch auch in der Regel dem Schicksal entgangen, in ein Kategorienschema hineingepreßt zu werden, das unseren Kulturverhältnissen entnommen ist und das darum dem anders gearteten Leben primitiver Völker nicht gerecht zu werden vermag.

II.

Die Wirtschaft der Naturvölker.

Der Name Naturvölker scheint ganz besonders passend, um die niederen Menschenrassen in wirtschaftlicher Hinsicht zu kennzeichnen. Sie stehen der Natur näher als wir; sie sind von ihr abhängiger, empfinden die Naturgewalten unmittelbarer und erliegen ihnen leichter als wir. Der Kulturmensch legt Vorräte an; er hat für die Erhaltung und Verschönerung seines Daseins eine Fülle von Hilfsmitteln; ihm stehen bei Mißwachs die Ernten einer halben Welt vermöge unserer entwickelten Verkehrseinrichtungen zur Verfügung; er zähmt die Naturkräfte und zwingt sie, für ihn zu wirken; unser Handel stellt die Arbeit von tausend anderen Menschen in den Dienst jedes Einzelnen unter uns, und in jedem Haushalt walten sorgende Augen über dem schonenden und sparsamen Verbrauch der für unser leibliches Dasein bestimmten Güter. Der Naturmensch legt in der Regel keine größeren Vorräte an; eine Mißernte oder ein sonstiges Versagen seiner natürlichen Nahrungsquellen trifft ihn mit ganzer Schwere; er kennt keine arbeitersparenden Hilfsmittel, keine geordnete Zeitverwendung, keine geregelte Konsumtion; auf seine schwachen natürlichen Kräfte beschränkt, von feindlichen Gewalten rings umdroht, hat er jeden Tag sein Dasein neu zu erkämpfen, und manchmal weiß er nicht, ob er am folgenden Tage auch nur die Mittel haben wird, seinen Hunger zu stillen. Dennoch sieht er der Zukunft nicht

mit Bangen entgegen: er ist ein Kind des Augenblicks: ihn quälen keine Sorgen; ein grenzenloser naiver Egoismus erfüllt seine Seele. Darüber hinaus denkt er nicht, sondern folgt instinktiv seinen Trieben, auch darin der Natur näher stehend als wir[1]).

Man hat früher die Naturvölker gewöhnlich nach der Art ihres Nahrungserwerbes unterschieden in Jägervölker, Fischervölker, Hirtenvölker, Ackerbauvölker. Dabei glaubte man, daß dies ebenso viele Stufen der wirtschaftlichen Entwicklung seien, die jedes Volk bei seinem Aufsteigen zur Kultur durchlaufen müsse. Man gieng hierin von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß der Urmensch mit tierischer Nahrung begonnen habe und erst allmählich im Drange der Not zur Pflanzennahrung übergegangen sei. Man hielt dazu den Erwerb der letzteren für schwerer als den der ersteren, indem man das Bild unseres europäischen Ackerbaues vor Augen hatte, welcher der Zugtiere und einer künstlichen Zurüstung von Werkzeugen und Geräten bedarf.

Allein diese Auffassung ist irrig, wie die Voraussetzungen, von denen sie ausgeht. Gewiß nimmt alles Wirtschaften seinen Ausgang von der Nahrungsgewinnung, und diese ist durchaus von der örtlichen Verteilung der Naturgaben abhängig. Von Anfang an war der Mensch zunächst auf pflanzliche Nahrung angewiesen, und überall, wo Baumfrüchte, Beeren, Wurzeln zu erlangen waren, hat er zuerst nach diesen gegriffen. Im

1) Man vergleiche im allgemeinen R. Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker (Leipzig 1896), S. 260 ff. Ueber den Begriff der Naturvölker auch Panckow, Ztschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin, Bd. XXXI (1896), S. 158 f. Wer die Unbestimmtheit dieses Begriffes tadeln will, sollte nicht übersehen, daß im Einzelfalle kaum je Streit darüber entstanden ist, ob ein Volk als Naturvolk anzusehen sei oder nicht.

Notfalle wandte er sich auch kleinen Tieren zu, die roh verzehrt werden konnten: Muscheln, Würmern, Käfern, Heuschrecken, Ameisen u. s. w. Auf steter Nahrungssuche, wie das Tier, verschlang er im Augenblick, was er fand, ohne für die Zukunft vorzusorgen.

Sucht man von da den Uebergang zur nächsten Stufe, so sagt uns einige Ueberlegung, daß es nicht schwer gewesen sein kann, die Erfahrung zu machen, daß eine vergrabene Knolle oder Nuß eine neue Pflanze liefert — gewiß nicht schwerer als Tiere zu zähmen oder Angelhaken, Bogen und Pfeil zu erfinden, welche zum Uebergang auf die Jagd nötig waren[1]). In Beziehung auf technische Kunstfertigkeit stehen noch jetzt manche Jäger- und Nomadenvölker weit über sogenannten Ackerbauvölkern. Neuerdings ist man zu der Annahme gekommen, daß die Nomaden eher als verwilderte Ackerbauer zu betrachten seien, und es ist in der That recht unwahrscheinlich, daß ein Jägervolk zuerst darauf verfallen sein sollte, Tiere zu zähmen, um Milch, Eier und Fleisch zu gewinnen. Ueberdies giebt es, wenn wir vom äußersten Norden absehen, kein Fischer-, Jäger- oder Hirtenvolk, das nicht einen, bald mehr bald minder erheblichen Teil seiner Nahrung dem Pflanzenreiche entnähme. Viele von ihnen sind hierfür schon lange auf den Verkehr mit feldbautreibenden Nachbarnationen angewiesen, entbehren also der wirtschaftlichen Selbständigkeit, deren unsere Betrachtung bedarf, wenn sie zu allgemein giltigen Ergebnissen gelangen soll.

Da nun die als typisch geltenden Beispiele von Jäger-,

1) Vgl. im allgemeinen E. Hahn, Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen. Leipzig 1896. P. N. Bos, Jagd, Viehzucht und Ackerbau als Kulturstufen im Intern. Archiv f. Ethnographie X (1897), S. 187 ff.

Fischer- und Nomadenvölkern, sich nur unter ganz besonderen geographischen und klimatischen Verhältnissen finden, die eine andere Art des Nahrungserwerbs kaum zulassen (die Jäger und Fischer im äußersten Norden, die Nomaden in den Steppen- und Wüstengebieten der alten Welt), so dürfte es geraten sein, von ihnen in unserer weiteren Betrachtung ganz abzusehen und unser Untersuchungsfeld zu beschränken auf die zwischen den Wendekreisen liegenden Gebiete Amerikas, Afrikas, Australiens, des malayischen Archipels, Melanesiens und Polynesiens. Das ist immer noch ein ungeheures Gebiet, innerhalb dessen die Verschiedenheit der Naturbedingungen, unter denen der primitive Mensch lebt, noch mancherlei Besonderheiten in seinem materiellen Dasein hervorbringt. Aber die Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen sind in diesem Punkte doch bei weitem nicht so groß, wie etwa zwischen dem Eskimo und dem Polynesier. Jedenfalls giebt es bei aller Verschiedenheit der Rassen in Lebensbedingungen und Lebensweise des Gemeinsamen genug, das unsere Aufmerksamkeit fesseln kann. Zugleich haben wir hier die ältesten Verbreitungsgebiete der Menschheit, welche aber auch trotz oder vielleicht wegen des Reichtums der tropischen Natur diejenigen zu sein scheinen, in denen sie sich am langsamsten entwickelt.

Auf allen Stufen seiner Entwicklung findet der Naturmensch jener Breiten ersichtlich in der Pflanzenkost den Grundstock seiner Ernährung — schon aus dem einfachen Grunde, weil von jeher für ihn tierische Speise viel schwerer zu erlangen war. Dem widerspricht es nicht, wenn wir bei vielen wilden Stämmen zu Zeiten eine Gier nach Fleisch hervorbrechen sehen, die uns erschreckt, da sie selbst vor der eigenen Gattung nicht zurückscheut. Es rührt dies aller

Wahrscheinlichkeit nach daher, daß für die normale Erhaltung des menschlichen Körpers ein bestimmtes Quantum Salz erforderlich ist, das ihm durch rein pflanzliche Nahrung nicht zugeführt werden kann, während es wohl möglich ist, bei zeitweiliger roher Fleischnahrung ohne Salz zu leben. Dieselbe Gier nach Salz haben ja auch die reinen Pflanzenfresser unter unseren Haustieren.

Das Nahrungsbedürfnis ist das dringendste und ursprünglich das einzige, das den Menschen zur Thätigkeit treibt, das ihn ruhelos umherschweifen läßt, bis es Befriedigung gefunden hat. Bei den niedrigst stehenden Stämmen unseres Gebietes geschieht dies in der Weise, daß die Männer, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, der Jagd obliegen, während die Weiber die Bäume nach Früchten erklettern, Beeren sammeln oder mit einem zugespitzten Stück Holz den Boden nach Wurzeln durchwühlen. Es findet also schon bei dieser primitiven Nahrungssuche eine Arbeitsverteilung zwischen den beiden Geschlechtern statt, die darin gipfelt, daß die Frau den pflanzlichen, der Mann den tierischen Teil der Nahrung beschafft, und da die erbeutete Speise in der Regel sofort verschlungen wird und kein Individuum auf das andere Rücksicht nimmt, so lange es noch selber Hunger hat, so führt dies zu einer Verschiedenheit der Ernährung beider Geschlechter, welche vielleicht zur Differenzierung ihrer körperlichen Entwicklung wesentlich beigetragen hat.

Die Arbeitsverteilung jener primitiven schweifenden Horden, auf deren Lebensweise wir hier nicht mehr näher eingehen wollen, setzt sich auf höheren Stufen der Entwicklung fort und gelangt hier zu einer so scharfen Ausprägung, daß die festbegrenzten Thätigkeitsgebiete des Mannes und der Frau geradezu eine Art sekundärer Geschlechtsmerkmale

bilden, deren Verständnis uns den Schlüssel zur Einsicht in die Wirtschaftsweise der Naturvölker in die Hand giebt. Insbesondere wird fast ihre ganze Güterproduktion dadurch beherrscht.

Wenden wir uns jetzt zu dieser letzteren, so ist vorauszuschicken, daß der allergrößte Teil unserer Naturvölker, als sie in den Gesichtskreis der Europäer traten, den Ackerbau kannte und übte. So die sämtlichen Negervölker Afrikas mit verschwindenden Ausnahmen, die Malayen, die Polynesier und Melanesier, die Urbewohner Amerikas mit Ausnahme derjenigen, welche den äußersten Norden und Süden dieses Erdteils bewohnen. Es ist ein durch unsere Jugendlektüre weitverbreiteter Irrtum, der die nordamerikanischen Indianer zu reinen Jägervölkern macht. Alle Stämme östlich vom Mississippi und südlich vom Lorenzo-Strome kannten den Anbau von Nahrungspflanzen schon vor dem Eintreffen der Europäer, und in den darüber hinaus liegenden Gebieten sammelte man wenigstens die Körner des Wasserreises (zizania aquatica) und rieb Mehl aus den Früchten des Manzanitastrauches [1]).

Der Ackerbau der Naturvölker ist aber von ganz eigener Art [2]). Zunächst kennt er ein Gerät nicht, das uns für die Landwirtschaft unerläßlich scheint: den Pflug. Ebenso sind Rad und Wagen und Zugtiere für diese Völker unbekannte Dinge. Und endlich bildet die Viehzucht für sie keinen integrierenden Teil der Landwirtschaft. Düngung des Bodens kommt zwar vereinzelt vor, ist aber außerordentlich selten. Häufiger schon finden sich Bewässerungseinrichtungen, namentlich für Reis- und Tarropflanzungen. In der Regel aber muß das Kulturland, wenn seine Nähr-

1) Waitz, Anthropologie der Naturvölker III, S. 78 ff.
2) Vgl. E. Hahn a. a. O., S. 388 ff.

stoffe erschöpft sind, gewechselt werden, und dies wird dadurch erleichtert, daß kein Sondereigentum an Grund und Boden besteht, sondern dieser Gesamteigentum des Stammes oder der Dorfgemeinschaft ist. Endlich ist die Bestellung des Bodens fast ausschließlich Frauenarbeit. Nur bei der Neuanrodung eines Landstückes lassen sich die Männer zur Hilfeleistung herbei.

Man hat neuerdings diesen Ackerbau der Naturvölker als Hackbau bezeichnet, da eine kurzstielige Hacke sein Hauptinstrument ist, an deren Stelle sich bei einzelnen Stämmen auch noch der primitive Grabstock erhalten hat. Die Grundlage seiner Pflanzenproduktion bilden die tropischen Knollengewächse: Maniok, Yam, Tarro, Bataten, Erdnuß, sodann Bananen, verschiedene Kürbisarten, Bohnen, und von Getreidearten Reis, Durrha und Mais. Der Reis hat wahrscheinlich seine älteste Heimstätte in Südchina, die Durrha in Afrika und der Mais bekanntlich in Amerika. Endlich gehören in dieses System der Bodenbewirtschaftung die tropischen Fruchtbäume: Sago-, Dattel- und Kokospalme, Brotfruchtbaum u. s. w.

Wegen der Unvollkommenheit und geringen Ergiebigkeit der Werkzeuge können beim Hackbau immer nur kleine Feldstücke in Kultur genommen werden. Er hat äußerlich und auch in der Art seines Betriebes nahe Verwandtschaft mit unserem Gartenbau. Die Felder sind meist in Beete zerlegt, die oft in musterhafter Weise gehäufelt und aufs sauberste gejätet werden. Das Ganze ist mit einem Zaun umgeben, um das Eindringen wilder Tiere zu verhüten; gegen die in tropischen Gegenden für die Ernte besonders gefährlichen körnerfressenden Vögel werden bei den Malayen sehr kunstreich konstruierte Vogelscheuchen ausgestellt; in Afrika werden meist besondere Wachthäuschen bei

den Feldern errichtet, von denen aus die jungen Mädchen durch Lärm die Tiere zu verscheuchen suchen. In der Regel wird schon eine bestimmte Fruchtfolge eingehalten. Im Kongobecken wird z. B. das neugerodete Feld zuerst mit Bohnen bestellt; sind diese abgeerntet, so wird Kolbenhirse eingesät; zwischen diese werden dann oft schon die Stecklinge des Maniok eingepflanzt, die erst nach $1^1/_2$ bis 2 Jahren volle Erträge liefern und das Land so lange in Anspruch nehmen, bis die Wurzeln anfangen holzig zu werden und neues Rodland in Angriff genommen werden muß. Auf Neu-Pommern werden zuerst Yamswurzeln gepflanzt, dann Taro, und zuletzt Bananen, Zuckerrohr u. dgl.[1]).

Reisende haben oft geschildert, welchen tiefen Eindruck es auf sie gemacht habe, wenn sie aus dem unwirtlichen Urwald heraustretend plötzlich auf die wohlgepflegten Felder der Eingeborenen stießen. In den dichter bevölkerten Teilen Afrikas, ziehen solche Pflanzungen sich manchmal stundenweit hin, und der emsige Fleiß der Negerinnen strahlt in um so hellerem Lichte, wenn wir die Unsicherheit des Lebens, die fortwährenden Fehden und Raubzüge bedenken, bei denen niemand weiß, ob er noch wird ernten können, was er gesät hat. Livingstone schildert einmal in rührender Weise die Verwüstungen der Sklavenjagden: die Menschen lagen erschlagen, die Wohnungen zerstört: auf den Feldern aber reifte die Saat, und

1) Beschreibungen des Hackbaus in Angola im Kongogebiet: Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo, S. 8 f. und bei Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika, S. 341 ff.; bei den Monbuttu: Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, III, S. 91 f.; in Mindanao: Ztschr. f. Ethnol. XVII, S. 19 ff.; in Neu-Guinea: Finsch, Samoafahrten, S. 56 ff.; in Neu-Pommern: Parkinson, Im Bismarck-Archipel, S. 118 ff.; in Süd-Amerika: Martius, Zur Ethnographie Amerikas, S. 84 f. 489 f.

niemand war, der sie ernten konnte. Aber die Existenz dieser Völker ist überhaupt noch nicht so fest an den Boden gebunden; selten bleiben ihre Niederlassungen mehrere Menschenalter an der gleichen Stelle[1]); ihre Häuser sind flüchtige Bauwerke aus Baumstangen und Gras; ihre sonstige Habe läßt sich leicht auf dem Rücken forttragen oder rasch erneuern, und in wenigen Tagen kann an anderer Stelle ein neues Dorf aufgerichtet sein, in welchem von dem alten nichts fehlt als das Ungeziefer.

Gerade für ein solches Leben ist der Hackbau wie gemacht. Er fordert kein stehendes Kapital außer der kleinen Hacke und da, wo Körnerfrüchte gebaut werden, etwa noch eine Klinge zum Abschneiden der Aehren. Vorräte brauchen kaum gehalten zu werden, weil vielfach das Klima mehrere Ernten im Jahre gestattet. Nur wo Getreide gebaut wird, pflegt man die Körner in kleinen auf Pfählen errichteten Vorratshäuschen oder in Erdbehältern oder in großen Thongefäßen aufzubewahren; aber auch hier muß es bald aufgezehrt werden, wenn es nicht der Vernichtung durch Feuchtigkeit, Kornwurm und Termiten anheimfallen soll. Livingstone erblickt in diesem Umstande den Grund, weshalb die Neger bei reicher Ernte so viel Bier brauen[2]).

Der Hackbau ist noch heute eines der verbreitetsten Wirtschaftssysteme. Er findet sich in ganz Centralafrika (18° n. Br. bis 22° s. Br.), in Süd- und Mittelamerika, in der ganzen australischen Inselwelt, in großen Teilen Hinterindiens und des ostindischen Archipels. Ueberall scheint er ursprünglich Frauenarbeit gewesen zu sein, und als solche ist er eine große kulturfördernde Macht. Die

1) Ratzel, Völkerkunde I. S. 85. Panckow a. a. O. S. 167 ff.
2) Neue Missionsreisen in Süd-Afrika (übers. v. Martin) I, S. 60.

Frau ist offenbar durch das Wurzelsuchen, das sie seit uralter Zeit geübt hatte auf den Feldbau geführt worden. Mehlhaltige Knollen- und Wurzelgewächse bilden deshalb den Grundstock ihrer Pflanzungen. Sie erlangte auf diesem Wege technische Erfahrungen, die dem Manne fehlten; ihre Arbeit lieferte bald den wichtigsten Teil des Lebensbedarfs, und damit war die Grundlage einer dauernden Familienorganisation gegeben, in welcher der Mann die Funktionen des Schutzes und der Beschaffung von Fleischnahrung übernahm. Nur wo es keine jagdbaren Tiere in größerer Menge giebt, nimmt auch der Mann an der Bodenbearbeitung teil, z. B. bei den Malayen.

Wenden wir uns nunmehr der zweiten Nahrungsquelle zu, der Jagd und dem Fischfang. Die Jagd der Naturvölker hat bei der Unvollkommenheit ihrer Waffen immer viel von der Art behalten, wie das Raubtier seine Beute beschleicht. Durch einen Pfeilschuß oder Speerwurf kann ein größeres Tier nur verwundet, aber nicht getötet werden, und nun ist es Aufgabe des Jägers, dem Wilde so lange zu folgen, bis es ermattet zusammenbricht. Da diese Jagdart unter Umständen aber sehr gefährlich werden kann, so hat man die verschiedensten Fangmethoden (Gruben, Verhaue, Fallbäume) ausgedacht, oder es wird bei direktem Angriff auf das Wild die Jagd von ganzen Stämmen oder Dorfgemeinden gemeinsam betrieben[1]). Früh ist es dabei zur Ausbildung eines Gesamteigentums an den Jagdgründen und zur Feststellung sehr umständlicher Regeln über die Verteilung der Beute unter die Teilnehmer und die Eigentümer des Bodens gekommen, auf die hier nicht

1) Vgl. z. B. über die Jagdmethoden der Kaffern G. Fritsch, Die Eingeborenen Süd-Afrikas, S. 81 ff., der Südamerikaner Martius a. a. O., S. 82. 101.

näher eingegangen werden kann[1]). Das Wesentliche für uns ist, daß dieser Teil der Nahrungsbeschaffung eine gewisse Organisation der Arbeit nach dem Prinzip der Arbeitsgemeinschaft bedingt — ein Umstand, der gewiß für die Entstehung primitiver politischer Gemeinschaften von Bedeutung gewesen ist.

Das Gleiche ist vom Fischfang[2]) zu sagen, namentlich wo er an der Meeresküste mit Kähnen und großen Netzen betrieben wird, die nur durch die Arbeit Vieler hergestellt und gehandhabt werden können. Die Neuseeländer z. B. flechten Netze von 1000 Ellen Länge, die beim Gebrauch Hunderte von Händen bedürfen. Zahllos sind die Fangweisen, welche die Naturvölker für ihre Fischerei erdacht haben; neben Angel und Netz kommen Pfeile, Speere, Reußen und Betäubungsmittel zur Anwendung. Alles, was wir davon wissen, deutet darauf hin, daß auf dieser Entwicklungsstufe die Fischerei einen viel regelmäßigeren Charakter hat und tiefer in das gesellschaftliche Leben eingreift, als die Jagd; auf manchen Inseln der Südsee sind sogar bestimmte Wochentage ein für allemal den gemeinsamen Fischzügen gewidmet, und die Anführer der Fischereiexpeditionen sind zugleich auch die Führer im Kriege. Die Flußfischerei ist besonders bei den Urbewohnern Südamerikas entwickelt, unter denen es Stämme giebt, die man als Fischnomaden bezeichnet hat, weil sie von Fluß zu Fluß ziehend ihr Dasein fristen. Aehnliches kommt vereinzelt auch in Afrika vor. Ueberall scheint der eigentliche Fisch-

1) Einiges findet man zusammengestellt bei Post, Afrikanische Jurisprudenz II, S. 162 f. Lubbock, Entstehung der Civilisation (übersetzt von A. Passow), S. 377 f.

2) Ueber diesen vergl. im allgemeinen Ratzel, Völkerkunde I, S. 234. 396. 506. 531.

fang Männerarbeit zu sein: nur in einzelnen Gegenden Polynesiens beteiligen sich auch die Frauen in beschränktem Maße daran.

Bei der leichten Verderblichkeit des Fleisches können Jagd und Fischerei in den Tropengegenden meist nur zeitweise Ergänzungen der Pflanzennahrung liefern. Allerdings hat man früh das Trocknen und selbst das Räuchern der Fische und des in Striemen geschnittenen Fleisches kennen und üben gelernt: dasselbe findet sich ebensowohl bei Polynesiern wie Malayen, Amerikanern und selbst Negern und Australiern. Dennoch ist derjenige Teil des Nahrungsbedarfs, der auf diese Weise regelmäßig beschafft werden kann, ein so geringer, daß bei manchen Völkern nur die Vornehmen gewisse Wildgattungen genießen dürfen und daß in ziemlicher Ausdehnung den Frauen der Genuß bestimmter Arten von Fleisch untersagt ist. Die Grundlage der Wirtschaft bilden Jagd und Fischerei nur bei kleinen Wald- und Uferstämmen, welche das getrocknete Fleisch in den Stand setzt, mit ackerbauenden Nachbarn Tauschverkehr zu unterhalten.

Man sollte darnach annehmen, daß die Naturvölker früh darauf verfallen sein müßten, Tiere zu zähmen und zum Zwecke regelmäßiger Gewinnung von Fleischnahrung zu züchten. Allein von einer eigentlichen Viehzucht kann bei den Völkern der Tropengegenden nur in sehr beschränktem Umfange die Rede sein. Allgemein verbreitet ist von unsern Nutztieren nur das Huhn: daneben kommt in Afrika die Ziege vor, bei den Malayen und Polynesiern das Schwein und bei den Amerikanern der Truthahn, die Moschusente und das Meerschweinchen. Das Rind findet sich nur bei einem Teile der Malayen und in einem bald breiteren, bald schmäleren Streifen Ostafrikas, der sich fast

durch den ganzen Erdteil hindurchzieht, von den Dinka und Bari am oberen Nil bis zu den Hottentotten und Namaqua im Süden. Aber die meisten dieser Völker benutzen das Rind nicht als Zugtier; manche unter ihnen genießen sogar seine Milch nicht; viele rinderzüchtende Ostafrikaner schlachten nie ein Tier, außer wenn sie es von anderen Stämmen erbeutet haben[1]). Vereinzelt dient im äquatorialen Afrika der Ochse wohl als Reit- und Packtier; aber im allgemeinen ist den Negervölkern der Rinderbesitz bloß „Repräsentant des Reichtums und Gegenstand einer geradezu schwärmerischen Verehrung" — bloße Liebhaberei.

Und diesen Charakter trägt die Tierhaltung der Naturvölker im weitesten Umfange. Ein Indianerdorf im Innern Brasiliens gleicht einer großen Menagerie; in und bei den Hütten findet sich vom Papagei und Affen bis zum Tapir, dem Adler und der Eidechse alles, was das kreucht und fleucht; man kennt selbst die Kunst, das Gefieder lebender Vögel zu färben, aber keines dieser Tiere wird des Fleisches oder sonstigen wirtschaftlichen Nutzens wegen gezüchtet; selbst die Eier der zahlreich gehaltenen Hühner werden nicht gegessen[2]). Die Tiere sind dem Indianer Wesen, die dem Menschen nahe stehen, an denen er sein Vergnügen hat; aber ersichtlich steht diese Tierhaltung in viel näherer Verbindung mit der Jagd als mit dem Ackerbau. Es handelt sich um gezähmte Tiere, nicht um Haustiere. Manche Verwandtschaft hat damit die Stellung des Schweines im Haushalt der Ozeanier: es wird von der

1) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika I, S. 176. Livingstone, Expedition to Zambesi S. 528. Pogge a. a. O. S. 23. Wißmann, Wolf ꝛc., Im Innern Afrikas S. 25. 127.

2) Ehrenreich a. a. O. S. 13 f. 54. Martius a. a. O. S. 672 ff. K. v. d. Steinen a. a. O. S. 210. 379. Aehnlich bei den Ozeaniern: Ratzel, Völkerk. I, S. 236.

ganzen Familie gehätschelt; seine Jungen werden nicht selten von den Frauen gesäugt; aber sein Fleisch wird nur an Festtagen von den Vornehmen gegessen. Das einzige Tier, welches bei allen Naturvölkern verbreitet ist, ist der Hund; aber auch er ist reines Luxustier, zur Jagd wird er fast nirgends verwendet; nur einzelne Stämme essen sein Fleisch, und man will beobachtet haben, daß dies durchweg auch solche seien, die dem Kannibalismus ergeben sind.

Im großen und ganzen wird man darnach der Viehzucht keine Bedeutung für die Nahrungsmittelproduktion der Naturvölker zusprechen können; sie bildet in ihrer Wirtschaft fast nur ein konsumtives Element.

Aber die Bedürfnisse dieser Völker beschränken sich nicht auf die Nahrung. Auch die niedrigst stehenden unter ihnen bemalen oder zieren auf andere Weise ihren Körper, schnitzen Pfeile und Bogen; die weiter fortgeschrittenen bauen mehr oder weniger dauerhafte Häuser, flechten und weben allerlei Stoffe, schnitzen Geräte, brennen Thongeschirr: alle bereiten die Speisen am Feuer zu und verstehen auch, mit wenigen Ausnahmen, berauschende Getränke herzustellen. Zu dem allem ist mancherlei Arbeit notwendig, die wir schlechthin mit dem Ausdruck *Stoffumwandlung* oder *Veredelung* bezeichnen können und die in der Hauptsache das umfaßt, was wir Industrie oder Gewerbe nennen. Wie war und ist nun diese Arbeit bei den Naturvölkern geordnet?

Wenn wir diese Frage beantworten sollen, so müssen wir zwei Dinge scharf unterscheiden: die technische und die wirtschaftliche Seite des Gewerbes.

Die *Technik* der Stoffumwandlung hängt bei den Naturvölkern in erster Linie von den Naturbedingungen ab und ist darum bei den meisten nur sehr einseitig ent-

wickelt[1]). Ihre Werkzeuge sind anfangs bloße Naturgegenstände: Steine, Tierknochen, Muscheln, zugeschärfte Hölzer, fast nur bestimmt, die Kraftwirkung der menschlichen Gliedmaßen zu verstärken. Von zusammengesetzten Arbeitsinstrumenten sind bloß die Handmühle und der Stampfmörser zu nennen. Erstere ist in ihrer Urform ein festliegender und ein beweglicher Stein, auf dem die Getreidekörner in ähnlicher Weise gemahlen werden, wie auf dem Reibstein unserer Handwerker die Farben. Der Mörser ist ein ausgehöhltes Stück Baumstamm mit einer hölzernen Keule. Die einfachsten, kraftersparenden mechanischen Hilfsmittel, wie Keil, Hebel, Zange, Schraube, sind ihnen unbekannt. Ihre Kähne sind mit Feuer ausgehöhlte Baumstämme oder zusammengenähte Rindenstücke; die Ruder sind löffelartige Hölzer mit kurzen Stielen, die fast nur eine Verbreiterung der Handfläche darstellen. Die Kunst, Holzstücke oder anderes hartes Material durch Zapfen, Nägel, Verzahnung, Leim zusammenzufügen, ist ihnen verschlossen geblieben; man kennt nur das Zusammenbinden mittels zäher Faserstoffe oder Seile oder auch bloß der Ranken von Schlingpflanzen. Die Bearbeitung der Metalle ist den Australiern, Melanesiern, Polynesiern und den Urbewohnern Amerikas vor dem Eintreffen der Europäer unbekannt; dagegen wird unter den Negervölkern überall die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens und stellenweise auch des Kupfers geübt; eine reicher entwickelte Metalltechnik haben nur die Malayen. Aber gerade an der Eisenschmiederei der Neger kann man die ganze technische Unbeholfenheit dieser Völker erkennen. Ihre Schmiede sind nicht einmal darauf verfallen, ihre eigenen Werkzeuge aus Eisen zu machen. Hammer und Amboß sind Steine, und die Zange ist oft nur

1) Ueber das Folgende „Arbeit und Rhythmus“, S. 10 ff.

eine Palmblattrippe.

Trotz dieser technischen Rückständigkeit erzeugen viele Naturvölker mit ihren armseligen Hilfsmitteln Produkte von einer Güte und unter Bethätigung eines künstlerischen Geschmacks, daß sie unsere höchste Verwunderung erregen. Es ist dies nur dadurch möglich, daß sie im Anschluß an die örtliche Verbreitung der Rohstoffe bestimmte Techniken in der einseitigsten und zugleich umfassendsten Weise zur Anwendung bringen, vor allem die Flechtkunst, die Töpferei, die Holzschnitzerei. Was machen die Tropenvölker nicht alles aus dem Bast- und Fasermaterial ihrer Wälder, zähen Gräsern und Binsen — von den Rindenkleiderstoffen und Matten bis zu den wasserdichten Körben, Schüsseln und Flaschen! Was verfertigt der Indonesier und Ostasiate nicht aus Bambus, von den Balken des Hauses bis zum Wassergefäße, Blasrohr und Musikinstrument! Wie reich ist die Holztechnik der Papuas entwickelt! Und welche Geduld und Ausdauer ist dabei nötig! Um ein Stück Zeug aus Rafiafaser zu weben, braucht man in Madagaskar oft mehrere Monate, und ebenso lange dauert es in Südamerika, bis die Indianer eine Hängematte fertig bringen. Das Schleifen und Durchbohren der milchweißen Quarzstücke, welche die Uaupes in Brasilien um den Hals tragen, ist oft das Werk zweier Generationen.

Dies führt uns unmittelbar auf die wirtschaftliche Ordnung der Stoffumwandlung. Eigene Berufsarbeiter giebt es dafür mit wenigen Ausnahmen bei den Naturvölkern nicht. Jede Familie hat alle Bedürfnisse, die nach dieser Richtung unter ihren Gliedern entstehen, durch eigene Arbeit zu befriedigen und befriedigt sie vermöge jener eigentümlichen Funktionsteilung zwischen beiden Geschlechtern, die wir bereits kennen. Nicht nur daß

jedes Geschlecht einen bestimmten Teil der Nahrungsgewinnung für sich hat; jedes besorgt auch die Zubereitung des so Gewonnenen für sich und alle damit in Verbindung stehenden Umformungsarbeiten: die Frau alles, was mit Pflanzenstoffen zusammenhängt, der Mann die Herstellung der Waffen und Geräte für Jagd, Fischfang und Viehzucht, die Bearbeitung der Tierknochen und Häute, den Bau der Kanoes. In der Regel vollzieht der Mann auch das Braten der Fleischspeisen, das Trocknen der Fische, die Frau das mühsame Mahlen des von ihr geernteten Getreides, das Brauen des Bieres, das Anfertigen und Brennen der irdenen Kochtöpfe und meist auch den Bau der Hütte. Daneben giebt es noch mancherlei Arten der Stoffumwandlung, die bald dem einen, bald dem andern Geschlecht zufallen. So das Spinnen, Weben, Flechten, die Bereitung von Palmwein, Rindenstoff u. dgl. Im Ganzen aber ist die Trennung der Funktionen zwischen männlichen und weiblichen Familiengliedern scharf durchgebildet; ja sie setzt sich auch noch bis in die Konsumtion hinein fort, indem niemals Männer und Frauen zusammen essen und, wo Vielweiberei besteht, für jede Frau eine gesonderte Hütte vorhanden sein muß [1]).

Wir können auf diesen eigentümlich ausgebildeten Dualismus der Hauswirtschaft bei den Naturvölkern hier nicht näher eingehen. Wohl aber haben wir festzustellen, daß die so der Vereinzelung anheimgegebene Arbeit der Hausgenossen nicht für alle Aufgaben des Wirtschaftslebens ausreichen kann. Hier hilft man sich zunächst dadurch, daß bei Arbeiten, welche die Kräfte des einzelnen Hauses übersteigen, die Nachbarn zu Hilfe gebeten oder daß sie gleich für alle zusammen von der ganzen

1) Vgl. oben S. 36 ff.

Dorfgemeinde verrichtet werden. So in Afrika die Anrodung von Waldstücken zur Feldbestellung, die Anlegung von Verhauen und Gruben zum Fang wilder Tiere, die Elephantenjagd, in Polynesien die Anfertigung großer Fischnetze, der Bau geräumiger Häuser, das Backen der Brotfrüchte in gemeinsamen Oefen und Aehnliches. Wo die Sippenverfassung besteht oder die Sklaverei oder die Vielweiberei, gewähren diese die Mittel zu einer Vermehrung der häuslichen Arbeitskräfte und damit auch zu höheren Leistungen, als sie die Einzelkraft vermag.

So bietet innerhalb der einzelnen Stämme die Umformung und Veredelung der Rohstoffe, da sie in jeder Sonderwirtschaft sich gleich selbständig vollzieht, keine Gelegenheit zur Ausbildung eigner Berufe. Allerdings hat man auf die Berichte von Reisenden hin, die nach dem äußeren Anschein urteilten, das Vorkommen von Handwerkern bei verschiedenen Naturvölkern behauptet. So soll es auf einzelnen Inseln der Südsee eigene Zimmerleute, Bootbauer, Netzstricker, Steinbohrer und Holzschnitzer geben. Bei näherer Prüfung der einzelnen Fälle hat sich diese Aussage nicht bestätigt. Zweifelhaft liegt die Sache bei den Malayen; nachgewiesen scheinen mir nur autochthone Metallarbeiter. In Afrika giebt es, soweit ich sehen kann, nur bei den Halbkulturvölkern des Sudan die Anfänge eines besonderen Standes von Gewerbetreibenden. Sonst aber geht alles, was man unter den Naturvölkern von berufsmäßiger Industrie gefunden haben will, darauf zurück, daß entweder einzelne vorzüglich für eine Technik beanlagte Individuen in das Beobachtungsfeld der Reisenden traten oder daß ganze Stämme oder Ortschaften eine besondere häusliche Kunstfertigkeit mit Vorliebe betrieben, worüber wir sogleich noch näheres hören werden. Von

Berufsarten, die sich erst unter europäischen Einflüssen gebildet haben, müssen wir hier natürlich absehen.

Von Stamm zu Stamm zeigen sich dagegen gerade auf dem Gebiete der Stoffumwandlung große Verschiedenheiten. Ja man kann sogar behaupten, daß fast jeder Stamm eine bevorzugte gewerbliche Thätigkeit besitzt, in der seine Angehörigen die andern Stämme überragen. Es liegt das an der verschiedenen Verteilung der Naturgaben. Wo sich guter Töpferthon in einem Stammgebiet oder einer Ortsflur findet, da werden die Frauen dieses Stammes oder Ortes leicht eine hervorragende Geschicklichkeit in der Töpferei erlangen; wo Eisenerz zu Tage liegt, wird die Schmiederei, in waldreichen Küstengegenden der Kahnbau blühen. Andere Stämme oder Orte zeichnen sich wieder durch die Bereitung von Salz aus Pflanzenasche, von Palmwein oder Leder oder Fellkleidern, andere in der Anfertigung von Kalebassen, Körben, Matten, Geweben aus; aber alle diese Kunstfertigkeiten sind Geschicklichkeiten, die jeder Mann oder jede Frau des betreffenden Stammes oder Ortes kennt und nach Gelegenheit auch übt, und wenn sie von den Reisenden als Schmiede, Salzbereiter, Korbmacher, Weber u. s. w. bezeichnet werden, so ist das nicht anders zu verstehen, als wenn man bei unseren Bauern von Pflügern, Schnittern, Mähern, Dreschern spricht, je nach der Arbeit, die sie zeitweilig verrichten. Es handelt sich nicht um besondere, das ganze Leben eines Menschen in Anspruch nehmende Berufsthätigkeiten, sondern um Verrichtungen, die integrierende Bestandteile der Eigenwirtschaft jeder Familie bilden, was natürlich nicht hindert, daß einzelne Individuen die übrigen Stammesglieder an Geschicklichkeit überflügeln — ganz so, wie es unter unsern Bauernfrauen besonders geschickte Spinnerinnen, unter den Land-

wirten Pferde- oder Bienenzüchter giebt, die auf Ausstellungen prämiiert werden.

Diese stamm- oder dorfweise Verteilung der gewerblichen Technik ist von den Reisenden oft beobachtet worden. „Die Dörfer der Eingeborenen", berichtet ein belgischer Beobachter vom untern Kongo, „liegen oft gruppenweise zusammen. Sie leben auf Gegenseitigkeit und ergänzen einander gewissermaßen. Jede Gruppe hat ihre mehr oder weniger ausgeprägte Spezialität: die eine betreibt den Fischfang, die andere erzeugt Palmwein; eine dritte widmet sich dem Handel und ist der Bankier der andern, der alles, was von außen kommt, der Gemeinschaft zuführt; die nächste hat sich die Arbeit in Eisen und Kupfer vorbehalten; sie fertigt Kriegs- und Jagdwaffen, verschiedene Gerätschaften u. s. w. Niemand aber kann das Gebiet seiner Sonderthätigkeit überschreiten, ohne sich der Gefahr eines allgemeinen Verrufs auszusetzen." Von der Loangoküste berichtet Bastian über eine ganze Anzahl derartiger Produktionsstätten bestimmter hausgewerblicher Erzeugnisse. Loango zeichnet sich durch seine Matten und Einsatzkörbe aus und die Elephantenzähne werden besonders in Chilungo geschnitzt. Die sogenannten Mafukamützen mit erhabenen Mustern kommen vorzugsweise aus dem Grenzlande Kakongos und Mayumbes. In Bakunja werden geschätzte Töpferwaren verfertigt, in Basanze treffliche Schwerter, in Basundi besonders schön die verzierten Kupferringe, geschickte Holz- und Tafelschnitzereien am Zaire, verzierte Zeuge und vielmustrige Matten in Loango, feine Mattenkleider in Mayumbe, gewirkte Mützen in Kakongo, wo man auch Thonkrüge brennt, Graszeuge bei den Bayaka und Mantetje.

Aehnliche Berichte ließen sich mehr anführen, und zwar

nicht bloß aus Afrika[1]), sondern auch von den Südseeinseln und selbst aus Mittel- und Südamerika[2]). Man wird demnach kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß in diesen Stammesgewerben das die wirtschaftliche Entwicklung der Naturvölker beherrschende Prinzip gefunden ist und daß in ihnen das Mittel gegeben war, die Bedürfnisbefriedigung des Einzelnen und ganzer Gruppen über ihre unmittelbare Produktionsfähigkeit hinaus auszudehnen. Denn man wird von vornherein annehmen können, daß ein nur bei den Verfertigern zu findendes gewerbliches Erzeugnis, zumal wenn es in dem einfachen Leben dieser Wilden einige Bedeutung erlangte, bald die Begehrlichkeit der umwohnenden Stämme erregte. Aber der Weg von der Begierde zum Genuß ist in einer auf den reinen Eigenerwerb aufgebauten Wirtschaftsverfassung weiter, als man unter unserem auf dem Tauschverkehr begründeten Gesellschaftszustande anzunehmen geneigt sein wird.

In der That herrschen über den Tauschverkehr unter den Naturvölkern in weiten Kreisen recht unklare Vorstellungen. Wir wissen, daß in ganz Centralafrika von den portugiesischen Besitzungen im Westen bis zu den deutschen im Osten alle paar Meilen sich ein Marktort findet, an dem alle 4—6 Tage die umwohnenden Stämme

1) Für dieses sind sie jetzt von H. Schurtz, Afrik. Gewerbe, S. 29—65 gesammelt. Schurtz hat den von mir zuerst hervorgehobenen Gesichtspunkt des Stammesgewerbes (leider nicht konsequent genug) weiter verfolgt und denselben in solchem Umfange bestätigt gefunden, daß wir die hier geschilderte Ordnung der Stoffumwandlung überall annehmen dürfen, wo die Reisenden nicht ausdrücklich das Gegenteil berichten.

2) Vgl. K. Sapper, Das nördl. Mittel-Amerika (Braunschweig 1897), S. 299 ff. und die weiterhin angeführten Beispiele.

zum gegenseitigen Austausch sich treffen: wir hören von den Malayen in Borneo und Celebes, daß jedes größere Dorf seinen Wochenmarkt besitzt, und schon die ersten Entdecker der Südsee-Inseln berichten von weiten „Handelsfahrten", welche die Eingeborenen von Insel zu Insel unternehmen, um ihre Produkte gegen einander auszutauschen. In Amerika hat man bestimmte Erzeugnisse, zu denen das Rohmaterial nur an einer einzigen Stelle sich findet, z. B. Pfeilspitzen und Steinbeile aus bestimmten Steinarten, durch einen großen Teil des Kontinents verbreitet gefunden[1]), und selbst unter den Urbewohnern Australiens hat man Beispiele, daß gewisse, nur an einem Punkte vorkommende Naturgaben (z. B. Pitscheri-Blätter, Ockerfarbe) durch einen großen Teil des Landes Umlauf gewinnen. Man sieht in solchen Vorkommnissen einen neuen und interessanten Beleg für die kulturverbreitende Macht des Handels, die man ja auch in der Urgeschichte Europas überall da als wirksam annimmt, wo Industrieprodukte weit von ihren ursprünglichen Erzeugungsstätten durch Gräberfunde oder auf ähnliche Weise zu Tage gefördert werden. Unsere Prähistorik hat daraus ein ganzes Spinnengewebe von Vermutungen zusammengeflochten; sie hat es sogar bis zu vorgeschichtlichen „Industriebezirken" gebracht, und ihr ähnlich spricht unsere ethnographische Litteratur von Industrieplätzen für Waffenfabrikation und Mattenflechterei in Borneo, für Töpferei an mehreren Stellen Neu-Guineas, für Schiffbau in einigen Küstendistrikten der Duke of York-Gruppe, für Eisenbearbeitung in den Negerländern u. s. w.

1) Waitz, Anthropologie III, S. 75. Märkte in Südamerika daselbst S. 380, in Mexiko IV, S. 99 ff.

Dem gegenüber muß festgestellt werden, daß ein Handel im nationalökonomischen Sinne, d. h. ein regelmäßiger, beruflich organisierter Wareneinkauf zum Zwecke des Wiederverkaufs mit Gewinn sich bei den Naturvölkern nirgends nachweisen läßt. Wo wir in Afrika Eingeborene als Händler antreffen, da haben wir es entweder mit einer Vermittlungsthätigkeit zu thun, die durch europäische und arabische Kaufleute hervorgerufen ist, oder mit Erscheinungen, die der Halbkulturwelt des Sudan angehören. Unter den Eingeborenen besteht sonst überall nur ein Tauschverkehr von Stamm zu Stamm, der allein in der ungleichen Verteilung der Naturgaben und der verschiedenen Entwicklung der Produktionstechnik bei den einzelnen Stämmen seine Ursache hat. Zwischen den Angehörigen desselben Stammes aber findet ein regelmäßiger Tauschverkehr von Wirtschaft zu Wirtschaft nicht statt; er kann nicht stattfinden, weil alle die gleichen Güter produzieren und weil es darum an einer berufsmäßigen Gliederung der Bevölkerung fehlt, die allein ein dauerndes Auf-einander-angewiesen-sein der Hausstände begründen könnte.

Man denkt sich die Entstehung des Tausches so leicht, weil der Kulturmensch gewohnt ist, alles, was er braucht, fertig auf dem Markte und in den Magazinen vorzufinden und gegen Geld erlangen zu können. Dem Naturmenschen aber sind Wert und Preis, bevor er mit höher entwickelten Nationen Bekanntschaft machte, durchaus nicht geläufige Vorstellungen gewesen. Die ersten Entdecker Australiens machten übereinstimmend sowohl auf dem Festlande als auf benachbarten Inseln die Erfahrung, daß die Eingeborenen vom Tausche keinen Begriff hatten[1]); die

1) Quellenbelege bei Sartorius von Waltershausen,

Schmucksachen, welche man ihnen anbot, ließen sie völlig gleichgiltig; Geschenke, welche man ihnen aufgedrängt hatte, fand man später in den Wäldern zerstreut, wo sie dieselben achtlos hatten liegen lassen. Die gleiche Erfahrung machten Ehrenreich[1]) und K. von den Steinen[2]) noch 1887 bei den Indianerstämmen Brasiliens. Und dennoch bestand hier ein lebhafter Verkehr von Stamm zum Stamm, bei welchem Töpfe, Steinbeile, Hängematten, Baumwollfäden, Halsketten aus Muschelstücken und ähnliche Erzeugnisse übertragen wurden. Wie war das möglich ohne Tausch und Handel?

Die Lösung dieses Rätsels ist einfach genug, und sie ist jetzt auch durch Beobachtung an Ort und Stelle bestätigt, nachdem man sie vorher nur hatte vermuten können. Die Uebertragung erfolgte auf dem Wege des Geschenkes, unter Umständen auch des Raubes, der Kriegsbeute, des Tributs, der Vermögensstrafe, der Entschädigung, des Spielgewinnes. Zwischen Angehörigen des gleichen Stammes herrscht für Nahrungsmittel fast Gütergemeinschaft: es gilt dem Diebstahl gleich, bei Schlachtung eines Stückes Vieh dem Nachbar nicht mitzuteilen, oder wenn gegessen wird, den Vorübergehenden nicht einzuladen. Jeder kann in eine beliebige Hütte eintreten und Speise verlangen, die ihm nie verweigert wird. Ganze Gemeinden besuchen im Falle einer Mißernte ihre Nachbarn, um sich von diesen eine Zeit lang unterhalten zu lassen. Für Gebrauchsgegenstände und Werkzeuge besteht die allgemeine Sitte des Leihens, die

Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, IV, S. 5 ff. und Schurtz, Entstehungsgesch. des Geldes, S. 66.

1) Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, S. 53.

2) Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens (2. Aufl.), S. 287 ff.

geradezu das Gepräge der Verpflichtung annimmt. Am Grund und Boden besteht kein Sondereigentum. So ist innerhalb des Stammes, wo alle Hausstände das Gleiche produzieren und im Notfalle einander aushelfen, überschüssige Vorräte aber nicht anders zu verwerten sind als durch den Konsum, kein Anlaß, Güter gegen speziellen Entgelt von Wirtschaft zu Wirtschaft zu übertragen außer etwa beim Frauenkauf und bei der Entrichtung von Gaben an den Medizinmann, den Sänger, den Tänzer, den Spielmann — die einzigen Personen, welche eine Art von abgesondertem Beruf betreiben.

Von Stamm zu Stamm herrschen die Regeln der Gastfreundschaft[1]), die sich ziemlich übereinstimmend bei allen Naturvölkern wiederholen. Der ankommende Fremdling erhält beim Eintreffen ein Geschenk, das er nach einiger Zeit durch eine Gegengabe erwidert, worauf ihm beim Abschied noch ein zweites Geschenk gereicht wird[2]). Von beiden Seiten können bezüglich dieser Gaben Wünsche geäußert werden; das bietet die Möglichkeit, Dinge auf diesem Wege zu erlangen, die man braucht oder wünscht, und man ist des Erfolges um so sicherer, als kein Teil eher seiner Gastpflicht ledig ist, als bis der andere sich mit den Geschenken zufrieden erklärt hat.

Daß durch diese Sitte der wechselseitigen Gastgeschenke sich seltene Produkte eines Landes oder Kunstleistungen eines Stammes von Volk zu Volk übertragen und genau so weite Wege von ihrem Ursprungsorte aus zurücklegen

---

1) Ueber diese vgl. K. Haberland, Die Gastfreundschaft auf niederen Kulturstufen: Ausland 1878, S. 282 ff.

2) Das Geschenk ohne Wiedervergeltung gehört überhaupt erst einer höheren Stufe der Kultur an: Richard M. Meyer, Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte V, S. 18 ff.

konnten wie heute durch den Handel, wird uns vielleicht eher einleuchten, wenn wir bedenken, wie auf dem gleichen Wege Sagen und Märchen sich über die halbe Welt verbreiten konnten. Es ist fast unbegreiflich, daß man dies so lange hat übersehen können, nachdem schon bei Homer die Sitte der Gastgeschenke durch so manche Beispiele bezeugt ist. Telemachos bringt von Sparta als Gabe des Menelaos ein silbernes Mischgefäß heim, das dieser selbst in Sidon als Gastgeschenk des Königs Phaidimos empfangen hatte, und sein Vater Odysseus erhält von den Phäaken Kleider und Leinwand und Goldgerät sowie eine ganze Ladung Dreifüße und Becken. Das alles verbirgt er bekanntlich bei seiner Ankunft auf der heimatlichen Felseninsel Ithaka in der heiligen Grotte der Nymphen. Und nun denke man sich die Erzählung des Dichters als geschichtlichen Vorgang und stelle sich vor, was geschehen wäre, wenn Odysseus von den Freiern rechtzeitig erkannt und erschlagen worden wäre; die Geschenke der Phäaken hätten bis auf unsere Zeit wohlgeborgen in der Nymphengrotte geruht und wären erst von einem modernen Archäologen wieder ans Licht gefördert worden. Würde er nicht den ganzen Schatz für die Warenniederlage eines reisenden Kaufmanns aus der hellenischen Heroenzeit erklärt haben, zumal er sich darauf hätte berufen können, daß auch der wirkliche Tausch bei Homer in ziemlicher Ausdehnung vorkommt?

Bei manchen Naturvölkern haben sich eigentümliche Sitten erhalten, welche den Uebergang vom Geschenke zum Tausche veranschaulichen. Bei den Dieri in Central-Australien z. B. übernimmt gegen ein Geschenk ein Mann oder eine Frau die Pflicht, einem andern einen von diesem gewünschten Gegenstand als Gegengeschenk zu verschaffen,

für ihn zu jagen oder eine sonstige Arbeitsleistung zu verrichten. Der so Verpflichtete heißt Yutschin und trägt bis zur Erfüllung seiner Obliegenheit einen Strick um den Hals. Der gewünschte Gegenstand ist in der Regel aus der Ferne herbeizuschaffen[1]). Auf Neu-Seeland benutzen die Anwohner des Wangaui-Flusses Papageien, die sie massenhaft fangen, rösten und in Fett einmachen, um von ihren Landsleuten aus andern Teilen der Insel getrocknete Fische oder andere Gegengeschenke zu erlangen[2]). Bei den Indianerstämmen Central-Brasiliens ist der Tausch noch ein Auswechseln von Gastgeschenken, und die Bakaïri übersetzen das portugiesische comprar, kaufen mit einem Worte, welches die Bedeutung hat: sich setzen, weil der Gast sich niederlassen muß, ehe er sein Geschenk empfängt. In den Sudan-Ländern wird das viele Schenken den Reisenden manchmal lästig, „da es oft nur eine versteckte Bettelei ist". „Die Gastgeschenke, welche man im Quartier erhält", bemerkt Staudinger[3]), „gehören zur guten Sitte und sind oft sehr erwünscht. Aber bei jedem Aufenthalt in einer größeren Stadt bekommt man häufig von Hoch und Niedrig Dinge zugesandt, die scheinbar gegeben sind, um dem Weißen Achtung zu bezeugen, in Wirklichkeit aber nur kommen, weil die Spender von der Freigebigkeit des Europäers eine drei- oder vierfache Erwiderung erwarten. Ja, ich bin überzeugt, daß manches arme Weib erst das

1) A. W. Howitt im Journal of the Anthrop. Inst. XX (1891), S. 76 ff.

2) Shortland, Traditions and Superstitions of the New-Zealanders (London 1856), S. 214 f.

3) Im Herzen der Haussaländer (2. Aufl.), S. 216 f. Vgl. Sachau, Reisen in Syrien und Mesopotamien, S. 191. v. Hügel, Kaschmir, S. 406 f.

zu spendende Huhn oder die Ente selbst kaufte, um damit ein Schenkgeschäft zu machen".

Auf der Zwischenstufe zwischen Geschenk und Tausch scheinen die Indianer in Britisch-Guiana zu stehen, von denen Im Thurn[1]) berichtet: „Unter den Stämmen dieses Gebiets besteht, wie wahrscheinlich immer unter ähnlichen Verhältnissen, eine rohe Art von Arbeitsteilung, und diese erfüllt nicht nur ihren unmittelbaren Zweck, indem sie alle Stämme mit besseren Erzeugnissen versorgt, als jeder für sich verfertigen könnte, sondern sie bringt auch die verschiedenen Stämme zusammen und verbreitet unter ihnen Vorstellungen und Nachrichten von allgemeinem Interesse . . . Jeder Stamm hat eine ihm eigentümliche gewerbliche Thätigkeit, und seine Mitglieder besuchen beständig die andern Stämme, oft auch feindliche, um die Ergebnisse ihrer eignen Arbeit gegen solche auszutauschen, die nur von anderen Stämmen produziert werden. Diese Indianer auf dem Handelswege dürfen unbelästigt durch Feindesland ziehen . . . . Von den Küstenstämmen machen die Warraus die besten Kanoes und versorgen damit die Nachbarstämme. Sie verfertigen auch eine besondere Art Hängematten, die jedoch außer bei ihnen selbst nicht sehr geschätzt sind. Ebenso bauen die Wapianas, weit im Innern, Boote für alle Stämme dieser Gegend. Die Macusis haben zwei Sonder-Erzeugnisse, die unter allen Stämmen sehr begehrt sind. Das eine ist das Pfeilgift Urali, das andere Hängematten aus Baumwolle, die zwar jetzt oft von Wapianas und echten Caraiben gemacht werden, für die aber die Macusis die Hauptverfertiger sind. Die Arecunas pflanzen, spinnen und vertreiben den größten Teil der Baumwolle, die von

1) Among the Indians of Guiana (London 1883), S. 270 ff.

den Macusis und anderen zu Hängematten und sonstigen Artikeln verarbeitet wird. Die Arecumas liefern auch alle Blasrohre; denn diese werden aus den Stammtrieben einer Palme verfertigt, welche nur an und jenseits der Grenze ihres Territoriums wächst. Die Tarumas und Woyowais haben ein vollständiges Monopol für die Anfertigung von Reibern, auf denen die Indianer aller Stämme ihre Cassave reiben. Diese beiden entfernten Stämme sind auch die großen Züchter und Abrichter von Jagdhunden... Die echten Caraiben hinwieder sind die geschicktesten Töpfer, und obwohl die Arawaks oft und die anderen gelegentlich Thongeschirr für ihren eigenen Gebrauch anfertigen, so ist dieses doch keineswegs so gut, wie jenes, das sie, wenn immer möglich, von den Caraiben zu erlangen suchen. Die Arawaks machen eigenartige Hängematten aus Fasern. Die Ackawoi allein haben, soweit mir bekannt, kein Spezialprodukt, das sie gegen diejenigen ihrer Nachbarn austauschen könnten. Sie sind aber auch bei allen andern besonders gefürchtet und unbeliebt, und es ist möglich, daß der dadurch veranlaßte Mangel jeglichen Verkehrs zwischen diesem und den andern Stämmen die Ackawoi gezwungen hat, alles, was sie brauchen, selbst zu produzieren. Es ist ferner möglich, daß dieser erzwungenen Selbstgenügsamkeit die elende Lage der meisten Ackawoi zuzuschreiben ist."

„Um ihre Gewerbeprodukte auszutauschen, machen die Indianer weite Reisen. Die Wapianas besuchen die Länder der Tarumas und Woyowais mit Kanoes, baumwollenen Hängematten und jetzt auch sehr oft mit Messern, Perlen und andern europäischen Waren, und sie kehren mit Hinterlassung ihrer Kanoes und anderen Waren zurück, beladen mit ihrem Bedarf an Cassavereibern und Jagdhunde führend, die sie als Gegenwert im Tausche empfangen

haben. Die Macusis besuchen die Wapiana-Niederlassungen, um Reiber und Hunde zu erhalten, für die sie Uraligift und Hängematten geben, und sie bringen wieder einen Teil dieser Reiber und Hunde, für den sie selbst keine Verwendung haben, zusammen mit ihren eigenen Erzeugnissen (Urali und Hängematten) zu andern Indianern — z. B. den Arecunas, die als Gegengabe ihnen Baumwollballen oder Blasrohre liefern, oder zu den Caraiben, die mit Thongeschirr zahlen."

Einmal entstanden, bewahrt der Tausch noch lange das Zeichen seines Ursprungs in den Regeln, die mit ihm verbunden sind und die man unmittelbar den Geschenksitten entlehnte. Dies zeigt sich zunächst in der bei den Naturvölkern allgemein den Güterverkehr beherrschenden Sitte der Vorausbezahlung[1]). Der Medizinmann rührt keine Hand, um dem Kranken zu helfen, ehe er nicht von den Angehörigen sein Honorar, das hier noch sehr nahe mit dem Geschenk verwandt ist, empfangen und ausdrücklich seine Zufriedenheit kund gegeben hat. Kein Kauf wird perfekt, ehe nicht Käufer und Verkäufer vor Zeugen mit dem Empfangenen sich zufrieden erklärt haben. Bei vielen Völkern geht herkömmlich dem Tausche ein Geschenk voraus

1) Auch die europäischen Kaufleute müssen sich in Afrika dieser Sitte anbequemen, indem sie den schwarzen Handelsvermittlern, deren sie sich bedienen, den Preis der zu liefernden Waren voraus entrichten. Vgl. z. B. Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo, S. 11. 140 f. M. Buchner, Kamerun, S. 98 f. Ebenso im Orient bei Dienstkontrakten: Sachau a. a. O. S. 34. Selbst das Opfer an die Gottheit erscheint den Völkern dieser Stufe nur als die Vorausbezahlung für eine zu erwartende Leistung: Heckewelder, Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der Indianischen Völkerschaften, S. 367; vgl. auch S. 405. 411.

oder folgt ihm[1]); die Zugabe unserer Dorfkrämer und der Weinkauf sind Reste dieser Sitte. Einen angebotenen Tausch ohne Motivierung abzulehnen, gilt bei den Negern genau so als Beleidigung, wie die Zurückweisung eines Geschenkes bei uns. Daß beim Tausche Leistung und Gegenleistung im Werte einander entsprechen müssen, ist dem Naturmenschen schwer begreiflich zu machen; der Knabe erwartet für eine Arbeit die gleiche Bezahlung wie der Mann, wer eine Stunde geholfen hat, ebenso viel wie derjenige, welcher einen ganzen Tag gearbeitet hat, und da die Begehrlichkeit auf beiden Seiten keine Grenzen kennt, so gehen jedem Tauschabschluß lange Verhandlungen voraus. Aehnliche Verhandlungen pflegen aber auch bei der Entrichtung von Gastgeschenken stattzufinden, wenn der Empfänger die Gabe seiner Würde nicht entsprechend findet.

Mit der Zeit schafft sich der Tausch von Stamm zu Stamm seine eigenen Einrichtungen, die ihn zu erleichtern bestimmt sind. Die wichtigsten unter diesen sind der Markt und das Geld.

Die Märkte werden übereinstimmend bei Negern, Indianern und Polynesiern an den Stammesgrenzen auf freien Plätzen, oft mitten im Urwald abgehalten. Sie sind neutrale Gebiete, auf welchen alle Stammesfeindschaften ruhen müssen; wer den Marktfrieden bricht, setzt sich den strengsten Strafen aus. Jeder Stamm bringt auf den Markt, was ihm eigentümlich ist, der eine Honig, der andere Palmwein, ein dritter getrocknetes Fleisch, wieder ein anderer Thongeschirr oder Eisengerät oder Matten oder Gewebe[2]). Der Eintausch bezweckt, Produkte zu erlangen,

1) Schurtz, Entstehungsgesch. d. Geldes S. 67 f. Landor, Auf verbotenen Wegen (Tibet), S. 296. 313.

2) Obwohl viele Naturvölker sich bereit finden lassen, gegen en-

die im eigenen Stamme gar nicht oder doch nicht so gut und kunstvoll erzeugt werden können, wie bei den Nachbarstämmen. Das muß dann jeden Stamm wieder veranlassen, diejenigen seiner Erzeugnisse in überschüssiger Menge hervorzubringen, welche bei anderen, sie nicht selbst gewinnenden Stämmen geschätzt sind, weil es am leichtesten ist, gegen diese das zu erlangen, was man nicht selbst besitzt, was jedoch andere im Ueberflusse hervorbringen. In jedem Stamme aber erzeugt jede Einzelwirtschaft die bevorzugte marktgängige Tauschware, und dies bewirkt, wenn es sich um ein hausgewerbliches Erzeugnis wie Thongeschirr oder Rindenzeug handelt, daß ganze Dorfschaften und Stammgebiete den Reisenden wie große Industriebezirke erscheinen, obwohl es keine Berufshandwerker giebt und jede Familie alles selbst herstellt, was sie braucht, mit Ausnahme der wenigen nur bei fremden Stämmen gemachten Artikel, an die man sich gewöhnt hat und die ihnen der Tausch als bloßer Lückenbüßer der Eigenproduktion verschafft.

Das ist der einfache Mechanismus des Marktes bei den Naturvölkern. Und nun das Geld! Wie viel ist über die mancherlei Geldarten bei den Naturvölkern geschrieben und vermutet worden[1]), und wie einfach erklärt

ropäische Waren, die sie kennen und schätzen gelernt haben, alles herzugeben, so bleibt doch ihr regelmäßiger Tauschverkehr ein durchaus einseitiger, auf wenige Artikel beschränkter. Vgl. Waitz, Anthropol. IV, S. 98. VI, S. 612 f. Manche Gegenstände ihres täglichen Gebrauchs sind von ihnen um keinen Preis zu haben, insbesondere Schmuckgegenstände. Vgl. z. B. Finsch, Samoafahrten, S. 108. 119. 236. 282 f. 315. Martins a. a. O. S. 89. 596. Zeitschrift für Ethnographie XVII, S. 24. 62. Livingstone a. a. O. 1, S. 257.

1) R. Andree, Ethnogr. Parallelen und Vergleiche, Stuttgart

sich doch ihre Entstehung! *Geld ist für jeden Stamm diejenige Tauschware, die er nicht selbst hervorbringt, wohl aber von Stammfremden regelmäßig eintauscht.* Denn sie wird ihm naturgemäß zum allgemeinen Tauschmittel, gegen das er seine Produkte hingiebt; sie ist für ihn das Wertmaß, nach dem er den eigenen Besitz schätzt, der in anderer Weise gar nicht liquidierbar ist; in ihr erblickt er seinen Reichtum, denn er kann sie nicht willkürlich vermehren: sie wird auch bald unter Stammesgenossen zur Wertübertragung benutzt, denn sie ist wegen ihrer Seltenheit allen gleich willkommen. Daher die von unseren Reisenden so häufig beobachtete Erscheinung, daß in jedem Stamme, ja oft von Dorf zu Dorf ein anderes Geld üblich ist, daß eine Sorte Muscheln oder Perlen oder Baumwollzeug, für die man heute alles kaufen kann, schon am Orte des nächsten Nachtlagers von niemanden mehr genommen wird, was dann wieder die Folge nach sich zieht, daß sie erst die gangbare Tauschware kaufen müssen, ehe sie auf dem Markte sich versorgen können. Daher auch die weitere Beobachtung, daß in der Natur nur in örtlich beschränktem Maße vorkommende Tauschwaren, wie Salz, Kolanüsse, Kaurimuscheln, Kupferbarren, oder Erzeugnisse seltener Kunstfertigkeit, wie Messingdraht, eiserne Spaten, thönerne Tassen, Rindenstoffe, bei vielen Stämmen, die ihrer entbehren, als Geld genommen werden. Vor allem auch die bekannte Erscheinung, daß Gegenstände des Außenhandels, wie europäische Baum-

1878, S. 221 ff. O. Lenz, Ueber Geld bei den Naturvölkern, Hamburg 1895. F. Ilwof, Tauschhandel und Geldsurrogate in alter und neuer Zeit, Graz 1882. H. Schurtz, Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes, Weimar 1898. — Vgl. Intern. Archiv für Ethnogr. VI, S. 57.

wollzeuge, Flinten, Pulver, Messer, zu allgemeinen Tauschmitteln werden.

So entstehen für gewisse Geldarten größere Umlaufsgebiete; sie dringen auch in den inneren Verkehr der Stammgenossen ein, indem sie als Zahlungsmittel bei Brautkauf, Buße, Steuer und dergl. verwendet werden; gewisse Arten von Verträgen werden in ihnen geschlossen; aber es fehlt doch an Beispielen, daß ein Naturvolk ohne europäischen Einfluß zu einer Währung, einem gesetzlichen Zahlungsmittel für Verpflichtungen jeder Art und Höhe, gelangt wäre. Vielmehr bleiben in der Regel verschiedene Geldarten neben einander im Gebrauch, die zu einander in herkömmlich feststehenden Austauschverhältnissen stehen; sehr oft können bestimmte Verpflichtungen nur in bestimmten Geldarten gelöst werden. Aenderungen im Geldgebrauche sind nicht allzu selten; aber umgekehrt finden wir auch Beispiele, daß eine Geldart lange den Verkehr der Stämme überdauert, aus dem sie hervorgegangen ist und dann im inneren Gebrauche eines Stammes fortgesetzt eine seltsame, fast dämonische Rolle spielt, obwohl diese Menschen unter sich für ihren Lebensunterhalt nichts zu kaufen und zu verkaufen haben. Aus einem derartig abgebrochenen alten Stammverkehr erklärt sich wohl der Geldgebrauch alter chinesischer Porzellangefäße bei den Bagobos auf Mindanao und den Dayak auf Borneo, das Muschelgeld (Dewarra) der Melanesier und die sonderbaren Geldarten des Karolinen-Archipels, bei denen es eigener Gesetze und Staatseinrichtungen bedarf, um diesen toten Besitz überhaupt in Zirkulation zu erhalten[1]). Sonst mischt sich der Staat in

1) Ich kann auf diese Dinge hier nicht näher eingehen und verweise auf die interessanten Schilderungen von Nuhary, Ethnogra-

der Regel nicht in diese Dinge ein, und in den größeren Staatsgebilden Afrikas, wie in dem Reiche des Muata Jamwo, bestehen darum von Stamm zu Stamm verschiedene Geldarten. Aber auch wo eine Geldart ein größeres Umlaufsgebiet gewinnt, schwankt ihr Wert auf den verschiedenen Marktplätzen zwischen sehr weiten Grenzen; im allgemeinen nimmt er aber in dem Maße zu, als man sich vom Ursprungsorte des Geldstoffes entfernt [1]).

Markt und Geld hängen eng zusammen, soweit das Geld in seiner Eigenschaft als Tauschmittel in Betracht kommt; aber nicht jede einzelne Geldart, die sich bei einem Naturvolke findet, muß aus dem Marktverkehre hervorgegangen sein. In seiner vollen Ausbildung ist das Geld eine so verwickelte soziale Erscheinung, daß die Vermutung nahe liegt, es seien in ihr verschiedene Entwicklungsmomente zusammengeflossen. So scheint z. B. das Viehgeld seine Wurzel in der Thatsache zu finden, daß die Haustiere bei den betreffenden Völkern die Repräsentanten des Reichtums

---

phische Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-Archipels, S. 1 ff. und Parkinson, Im Bismarck-Archipel, S. 79. 101 ff.

1) So berichtet Cecchi, Fünf Jahre in Ostafrika, S. 271: „Je nach dem größeren oder kleineren Werte der Salztafel auf den Märkten dieses Teils von Ostafrika könnte man ungefähr die Entfernung von dem Orte berechnen, woher dieses Geld kommt, sowie auch die größere oder geringere Gangbarkeit der Wege beurteilen, auf welchen sie von Karawanen transportiert wird. So erhält man an dem Orte ihres Ursprungs bei den Taltal nach den Angaben einiger Reisenden für einen Thaler mehrere Hundert Salztafeln. In Uorailu, dem nördlichen Markte Schoas, der von dem Lande der Taltal etwa 200 Meilen entfernt liegt, schwankt ihr Wert zwischen 15 und 20 für den Thaler. In Ankober, 80 Meilen von Uorailu, geht der Wert zurück auf 9 und 9½, und im Gera, 230 Meilen über Ankober hinaus, erhält man nach den Umständen nur 6, 5, 4 oder 3 Salztafeln auf den Thaler".

und das Mittel der Vermögens-Ansammlung bildeten. Auch die Beobachtung, daß manche Stämme für den Brautkauf und ähnliche Zwecke die gangbare Geldart nicht zulassen, sondern dafür bestimmte andere Vermögensstücke vorschreiben, scheint auf die Zulässigkeit der Annahme hinzuweisen, es möchten neben der Hauptströmung noch verschiedene Nebenströmungen bei der völligen Ausbildung des Geldwesens wirksam gewesen sein[1]).

Für die gesamte Kulturentwicklung der Menschheit bleibt von den Ergebnissen dieser Betrachtung aber doch die Thatsache am wichtigsten, daß in dem Gelde als der bevorzugten Tauschware, ein Mittel gefunden war, welches die Menschen von Stamm zu Stamm in regelmäßigem, friedlichem Verkehre verband und einer Differenzierung der Stämme in Rücksicht der Produktion die Wege bahnte. Darin, daß alle Angehörigen des gleichen Stammes oder Dorfes ein bestimmtes Produktionsgebiet neben dem Nahrungsmittelerwerb mit Vorliebe anbauten, lag allein die Möglichkeit eines Fortschritts der technischen Einsicht und Geschicklichkeit; es war eine internationale oder interlokale Arbeitsteilung im Kleinen, der erst viel später die nationale und lokale Arbeitsteilung von einem Individuum zum andern folgte. Und auch die unmittelbare Bedeutung des Marktes für den persönlichen Verkehr darf man auf dieser Stufe nicht unterschätzen, zumal in Ländern, wo ein Güter-

1) Vielleicht trifft K. Marx, Das Kapital (2. Aufl.), I, S. 67 das Richtige, wenn er mit lapidarer Kürze sagt: „Geldform heftet sich entweder an die wichtigsten Eintauschartikel aus der Fremde, welche in der That naturwüchsige Erscheinungsformen des Tauschwertes der einheimischen Produkte sind, oder an den Gebrauchsgegenstand, welcher das Hauptelement des einheimischen veräußerlichen Besitztums bildet, wie z. B. Vieh". Vgl. auch W. Lotz in den Jhb. f. NOe. u. Stat. III. Folge, Bd. 7, S. 345.

tausch außerhalb des Marktes so ungewöhnlich ist, daß man selbst die Reisenden, welche etwas aus der Hand kaufen möchten, regelmäßig mit den Worten abweist: „Kommt auf den Markt!“ Man wird dabei unwillkürlich an die hervorragende Stellung erinnert, welche der Markt im sozialen und politischen Leben der Völker des klassischen Altertums einnahm.

Immer aber ist es eine sehr einseitige Fortentwicklung, welche die eben geschilderte Organisation der Produktion und des Austausches den einzelnen Stämmen allein gestattet, und es erklärt sich wohl daraus die außerordentlich auffallende Erscheinung, daß im Innern der Kontinente, wo keine Verkehrsschwierigkeiten der Uebernahme gewisser Kunstfertigkeiten von Stamm zu Stamm im Wege stehen, doch Völkerschaften von sehr altertümlichem wirtschaftlichem Gepräge neben solchen von höherer Entwicklung sich durch die Jahrtausende hindurch erhalten konnten. Eines der merkwürdigsten Beispiele dieser Art bietet das centralafrikanische Zwergvolk der Batua oder Akka, welches noch ganz auf der Stufe der niederen Jäger steht, sich streng innerhalb der Urwaldzone hält, aber an bestimmten Tagen auf den Marktplätzen der umwohnenden Negerstämme sich einstellt, um das Haupterzeugnis seiner Wirtschaft, getrocknetes Wildfleisch, gegen Bananen, Erdnüsse, Mais und dergl. umzutauschen. Ja an einigen Stellen hat sich noch eine ältere Form des Tauschverkehrs dieser Zwergmenschen mit ihren Nachbarn erhalten, indem die Batua zur Zeit der Fruchtreife in die Felder der Neger einbrechen, Bananen, Knollen und Getreide rauben und dafür ein Aequivalent in Fleisch zurücklassen[1]). Der Umstand, daß die Batua geschickte Jäger

1) Casati, Zehn Jahre in Aequatoria I, S. 151. Schwein-

sind, scheint hier die Folge gehabt zu haben, daß die umwohnenden Stämme die Fleischproduktion in Jagd und Viehzucht vernachlässigt haben; umgekehrt sollen die Zwerge nicht einmal ihre Waffen selbst anfertigen, sondern sie von den Momfu und anderen Stämmen eintauschen.

Ein anderes noch viel weiter reichendes Beispiel dieser einseitigen Entwicklung bieten die Schmiede, welche nicht bloß bei vielen Stämmen Afrikas, sondern vereinzelt auch in Asien und im südöstlichen Europa eine stammfremde Kaste bilden, deren Angehörige entweder mit scheuer Ehrfurcht betrachtet oder verachtet werden, mit der Masse des Volkes aber weder in eheliche noch sonst eine soziale Verbindung treten können[1]). Man hat diese seltsame Erscheinung seither damit erklärt, daß es sich um Trümmer unterworfener Stämme handle, welche die ihren Besiegern fremde Kunstfertigkeit der Metallbearbeitung vor der Vernichtung

furth, Im Herzen von Afrika II, S. 131 ff. Dr. W. Junkers Reisen in Afrika III, S. 86 ff. Wißmann, Wolf ꝛc., Im Innern Afrikas, S. 256. 258 ff. — Aehnliches berichtet W. Geiger, Ceylon, Tagebuchblätter und Reiseerinnerungen (Wiesbaden 1897) von den Weddas: „Interessant ist die Art, wie sich der Wädda seine Pfeilspitzen, die er nicht selbst verfertigt, zu verschaffen weiß. Er begiebt sich nächtlicher Weile vor die Wohnung eines singhalesischen Schmiedes und legt hier ein Blatt nieder, das in die gewünschte Form gebracht ist. Dazu fügt er irgend ein Geschenk, wilden Honig, ein Tierfell oder Aehnliches. In einer der nächsten Nächte kommt er wieder und erwartet nun, das Bestellte vorzufinden. Ist er zufrieden, so legt er wohl noch eine besondere Gabe am Platze nieder. Die Schmiede zögern nie, die Bestellung sofort auszuführen. Thun sie es nicht, so dürfen sie sicher sein, bei nächster Gelegenheit einen Pfeilschuß zu bekommen. Auch ist ihre Arbeit durch das, was der Wädda dafür giebt, reichlich bezahlt."

1) R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, S. 153 ff.

bewahrt habe. Es ließe sich aber auch denken, daß eine freiwillige Zerstreuung solcher Stämme stattgefunden habe und daß eben die verschiedene Nationalität in Verbindung mit der Ausübung einer Kunst, welche allen anderen fremd war und blieb, sie außerhalb der Volksgemeinschaft stellte, wo immer sie sich niederließen.

Vereinzelt führt der einseitige Betrieb einer solchen Stammesindustrie zur Entstehung von Völkern, welche die Reisenden bald als Industrievölker zu bezeichnen pflegen, weil sie für ihre sämtlichen Nachbarn arbeiten, bald als Handelsvölker, weil man sie auf allen Märkten eines größeren Gebietes trifft und sie für die umwohnenden Stämme die Vermittlung gewisser Waren ganz in Händen haben. Der erste Fall tritt ein, wenn die Konsumenten das Gebiet aufsuchen, in dem eine Stammesindustrie blüht, um die begehrte Ware am Produktionsorte einzutauschen, der zweite, wenn die Produzenten die von ihnen über den Eigenbedarf angefertigte Ware den Stämmen zubringen, die ihrer entbehren.

Um die erste Form dieser Entwicklung zu veranschaulichen, sei der kleine Stamm der Osaka genannt, der im Stromgebiete des Ogowe östlich vom Lolofluſſe wohnt. Ueber ihn berichtet Lenz[1]): „Die Osaka verteilen sich auf fünf oder sechs Dörfer, von denen jedes 60—100 Hütten zählt; sie sind also gegenüber ihren numerisch so hervorragenden Nachbarn, wie Fan und Oschebo-Aduma, zu einer sehr passiven Rolle in der Geschichte jener Länder verurteilt. Trotzdem aber scheinen die Osaka nicht ganz ohne Bedeutung zu sein; denn ich fand bei ihnen zahlreiche Fremde vor, den verschiedensten Stämmen angehörig, oft

1) Mitteilungen der geogr. Gesellschaft in Wien 1878, S. 476.

aus recht weit entfernten Gegenden. Die Osaka sind nämlich anerkanntermaßen die besten Schmiede, und alle umwohnenden Stämme, Oschebo-Aduma, Akelle, Awanschi und selbst Fan kaufen daselbst einen großen Teil ihrer Jagd- und Kriegswaffen, obgleich gerade das letztgenannte Volk selbst recht vortrefflich das Schmiedehandwerk versteht. Von den Oschebo-Aduma kommen dann die Osaka-Eisenwaren zu den Okande und den auf den Inseln innerhalb der Ogowe-Stromschnellen wohnenden Apinschi und Okota herab, die ihrerseits wenig von der Bearbeitung des Eisens verstehen, deren einzige Beschäftigung überhaupt nur Sklavenhandel ist. Von da kommen derartige Waffen durch die Inninga und Galloa bis zur Meeresküste."

„Als Kaufpreis für die Waffen zahlen die Oschebo-Aduma gewöhnlich Palmöl und Erdnüsse, die Fan dagegen, welche die besten Jäger unter all diesen verschiedenen Stämmen sind, tauschen die Speere und schwertartigen Messer gegen getrocknetes und geräuchertes Fleisch ein und zwar meistens von Antilopen, Wildschweinen, Stachelschweinen, Waldratten, Affen. So fand ich denn in den Osakadörfern überall ein reges Leben, und wie das beim Zusammenkommen von so verschiedenen Stämmen nicht anders sein kann, waren Streitigkeiten, die oft einen großen Umfang annehmen, ungemein häufig."

Ein typisches Beispiel der zweiten Entwicklungsform bieten die Kioko und die Kanjoka im südlichen Teile des Kongobeckens. Von den letzteren berichtet Wißmann[1]: „Das Land der Kanjoka ist außergewöhnlich reich an Eisen, und es giebt hier ausgezeichnete Schmiede. Auch Salz wird gewonnen, sodaß die Kanjoka mit den Produkten ihres

1) Zweite Durchquerung Afrikas, S. 84.

Landes und Erzeugnissen ihrer Eisenindustrie nach Süden bis zu den Lunda Handelsreisen machen." Die Kioko wohnen im Lundareiche selbst, und zwar zerstreut unter den Kalunda, besitzen aber ihre eigenen Häuptlinge, die dem Muata Jamwo tributär sind. Die Kioko lieben es, ihre Dörfer im Walde anzulegen; denn sie sind in erster Linie tüchtige Jäger, beuten ihre Wälder auf Gummi aus und betreiben eine Art wilder Bienenzucht, um Wachs zu gewinnen. Aber sie sind auch geschickte Schmiede und verfertigen als solche nicht nur gute Beile, sondern verstehen es auch, alte Steinschloßgewehre wieder in Stand zu setzen und sogar mit neuen Schäften und Kolben zu versehen. Sie kleiden sich in Tierfelle; von der Kunst, Gewebe aus vegetabilischen Stoffen herzustellen, verstehen sie wenig. Ihre Weiber pflanzen hauptsächlich Maniok, Mais, Hirse, Erdnüsse und Bohnen. Die Produkte, welche die Kioko durch die Ausbeutung ihrer Wälder gewinnen, tauschen sie an der Westküste gegen Waren, vorzugsweise Pulver, aus, mit welchen sie darauf tief ins Innere ziehen, um Elfenbein und Sklaven zu kaufen. Das Elfenbein, welches sie eintauschen, verhandeln sie, während sie die erworbenen Sklaven ihrem Haushalt einverleiben. Die Kioko schätzen vor allem den Sklaven als Besitztum. Sie behandeln die Sklavenweiber als ihre Frauen, die Männer als Familienmitglieder und trennen sich sehr ungern von ihnen, sodaß im Kioko-Lande dem Reisenden nur ausnahmsweise Sklaven zum Verkaufe angeboten werden. Auf ihren Jagdzügen sind sie am weitesten nach Osten vorgedrungen, und dort pflegen sie, ehe sie die Rückreise nach ihrer Heimat antreten, stets einen Teil ihrer Gewehre gegen Sklaven umzutauschen. Sie selbst bewaffnen sich dann inzwischen wieder mit Pfeil und Bogen. Sie genießen mit Recht den Ruf, ebenso

gute Jäger als auch verschlagene und gewissenlose Händler zu sein, welche es meisterhaft verstehen, die gutmütigeren und trägeren Kalunda zu übervorteilen und zu verdrängen[1]).

Dieses Bild wiederholt sich öfter in den Negerländern. Man sieht leicht, daß es in keine der gewohnten wirtschaftsgeschichtlichen Kategorien paßt. Die Kioko sind kein Jägervolk, keine Nomaden, keine Ackerbauer, kein Industrie- und Handelsvolk, sondern alles dies zugleich. Sie vermitteln einen Teil des Verkehrs mit den Faktoreien der Europäer an der Küste und treiben dabei auch etwas Zwischenhandel, wobei die natürliche Veranlagung zum Schachern, welche dem Neger eigen ist, zur Entfaltung kommt, gewinnen aber doch den größten Teil ihres Unterhalts unmittelbar durch Jagd und Feldbau.

Beide Entwicklungsformen finden sich neben einander auf den zwei Töpferei-Inseln Neu-Guinea's, Bilibi und Chas. Auf beiden liegt die Fabrikation in den Händen der Frauen; nach Chas kommen die Bewohner der umliegenden und selbst entfernterer Inseln, um gegen ihre eigenen Produkte das Geschirr einzutauschen; in Bilibi beladen die Männer ganze Boote damit, um es überall längs der Küste zu vertreiben. Jede Töpferin bringt auf ihren Gefäßen ein eigenes Zeichen an: ob man darin aber mit einem europäischen Beobachter eine Handelsmarke erblicken darf, scheint recht zweifelhaft[2]).

Um keinen wichtigen Teil der Wirtschaft der Natur-

1) Nach Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo, S. 45 bis 47 und Wißmann, Wolf ꝛc., Im Innern Afrikas, S. 59. 62. — Vgl. auch Schurtz, Afr. Gew., S. 50.

2) Vgl. Finsch, Samoafahrten, S. 82 f. 281 f. Semon, Im austral. Busch, S. 348 ff. Aehnliche Töpfereibezirke in Afrika sind nachgewiesen bei Schurtz a. a. O. S. 54.

völker unberührt zu lassen, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf ihr Verkehrswesen und ihren öffentlichen Haushalt. Beide hängen eng zusammen. Denn der Verkehr ist im wesentlichen öffentliche Angelegenheit; private Verkehrseinrichtungen sind bei diesen Völkern überhaupt nicht zu finden; ja man kann kühn behaupten, daß der Verkehr auf dieser Stufe noch kaum wirtschaftlichen Charakter trägt.

Was zunächst die Verkehrswege betrifft, so giebt es solche auf dem festen Lande nur dann, wenn sie der Fuß des Menschen getreten hat; die einzigen künstlichen Anlagen, um den Landverkehr zu erleichtern, sind primitive Brücken, oft nur aus einem einzigen Baumstamm bestehend, oder Fähren bei Flußübergängen, für deren Benutzung der Reisende an den Dorfherrn eine Abgabe zu zahlen hat, die in der Regel zu schweren Erpressungen Anlaß giebt[1]). Dagegen werden die natürlichen Wasserwege überall fleißig benutzt, und es giebt kaum ein Naturvolk, das nicht durch Meeres- oder Flußlage auf den Gebrauch irgend eines eigentümlichen Fahrzeuges geführt worden wäre. Die Aufzählung und Beschreibung dieser Vehikel könnte ein ganzes Buch füllen; von dem Einbaum und Rindenkahn der Indianer bis zu den kunstvoll geschnitzten Ruder- und Segelbooten der Südseeinsulaner sind alle Typen vertreten; im ganzen aber ist die Technik des Schiffsbaues und der Schiffahrt bei diesen Völkern doch unentwickelt geblieben; keines ihrer Fahrzeuge verdient im eigentlichen Sinne den Namen eines Schiffes, und so sind sie denn auch zunächst viel mehr als Produktionsinstrumente denn als Verkehrs-

1) Vgl. Pogge a. a. O. S. 64. 70. 78. 95. 97. 115. 169. Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika, S. 343. 361. 364. 394 und Zweite Durchquerung, S. 56.

mittel anzusehen. Sie dienen dem Fischfang, der Piraterie, dem Krieg; erst später erlangen sie einige Bedeutung für den Personenverkehr, während es zu einem Güterverkehr von einigem Belang nirgends gekommen ist.

Merkwürdiger Weise ist derjenige Zweig des Verkehrswesens bei den Naturvölkern am reichsten entwickelt, der uns leicht nur als Ergebnis höchster Kultur möglich erscheint: der Nachrichtenverkehr. Ja er bildet die einzige Verkehrsart, für welche die Naturvölker dauernde Organisationen geschaffen haben. Ich meine das Botenwesen und die Fernsprecheinrichtungen. Beide sind wesentlich als Mittel primitiver Regierungskunst und Kriegführung aufzufassen.

Die Entsendung von Boten und Gesandtschaften an Nachbarstämme im Krieg und Frieden führt bereits auf sehr niederer Entwicklungsstufe zur Ausbildung eines ganzen Systems symbolischer Zeichen und Verständigungsmittel[1]). So finden wir schon bei den rohen Stämmen im Innern Australiens verschiedene Arten der Körperbemalung, des Kopfschmuckes und andere konventionelle Zeichen, um einem Nachbarstamme den Eintritt eines Todesfalles, die Abhaltung eines Festes oder eine drohende Gefahr anzuzeigen, die Stammgenossen zu irgend einem Zwecke zusammenzurufen und dergl.[2]). Bei den Eingeborenen Südamerikas verrichten künstlich verknotete Stricke oder Lederriemen (Quippus), bei den Nordamerikanern der

1) Im allgemeinen vgl. R. Andree, „Merkzeichen und Knotenschrift" in s. Ethnogr. Parallelen u. Vergl., S. 184 ff. — Waitz, Anthropol. IV, S. 89.

2) Näheres im Journal of the Anthropological Institute XX. S. 71 ff.

bekannte Wampum dieselben Dienste[1]; in Afrika sind Boten-Stäbe mit oder ohne eingeschnittene Zeichen gebräuchlich, und ähnliches findet sich bei Malayen und Polynesiern. Im Notfalle haben die Boten ihren Auftrag auswendig zu lernen und mündlich zu übermitteln[2]. In den Negerreichen, wo die Regierungsgewalt des Herrschers nur so weit reicht, als er persönlich einzugreifen im stande ist[3], haben die Häuptlingsboten eine sehr wichtige Stellung: durch sie ist das Oberhaupt gleichsam überall gegenwärtig, und neue Ereignisse gelangen mit überraschender Schnelligkeit zu seiner Kenntnis. Aber auch für die Verständigung der Stammgenossen unter einander, z. B. auf der Jagd, im Kriege, besteht eine oft sehr kunstreich ausgedachte Verkehrssymbolik, die dem Uneingeweihten in der Regel verborgen bleibt.

Nicht minder merkwürdig sind die Fernsprech-Einrichtungen, welche auf dem kunstvollen Gebrauche der Trommel, des verbreitetsten Musik-Instrumentes

---

1) Martius, Zur Ethnographie Amerikas, zumal Brasiliens, S. 98 f. 694. Waitz, Anthropologie der Naturvölker III, S. 138 ff. Knotenschrift in Westafrika: Bastian, D. Exp. u. d. Loango-Küste I, S. 181.

2) Livingstone, Neue Missionsreisen, übers. v. Martin, I, S. 297. Man vergleiche auch die hübsche Schilderung von Casalis, Les Basoutos p. 234 f.: Ces messagers sont généralement doués d'une mémoire prodigieuse, et l'on peut s'attendre à ce qu'ils transmettent textuellement les depêches orales, dont ils se chargent.

3) Gilt übrigens auch von den politischen Zuständen der Halbkultur. G. Rohlfs, Land und Volk in Afrika, S. 163: „Der Abessinier ist gewohnt, nur in der Nähe zu gehorchen; einmal aus dem Bereich der Stimme seines Herrn, kümmert er sich wenig um ihn. Dasselbe ist mit allen halbcivilisierten Völkern der Fall; die Türkei, Marokko, Aegypten, Borun zeigen dieselbe Erscheinung."

der Naturvölker, beruhen. Bald handelt es sich dabei um ein ausgebildetes Signal-System, wie bei den Indianern[1]) und Melanesiern[2]), bald um eine richtige Wortsprache, durch welche auf weite Entfernungen hin ausführliche Unterredungen geführt werden können, wie vielfach in Afrika[3]). In der Regel sind nur die Häuptlinge und ihre Anverwandten dieser Trommelsprache kundig, und der Besitz des dazu verwandten Instrumentes bildet ein Zeichen ihrer Würde, wie Krone und Szepter in den zivilisierten Ländern. In geringerer Verbreitung werden auch Feuerzeichen zur Sammlung des Stammes oder zur Mitteilung von Nachrichten verwendet[4]).

Einen öffentlichen Haushalt in unserem Sinne giebt es nicht. Allerdings empfangen die Häuptlinge, wo ihre Macht einigermaßen befestigt ist, allerlei Abgaben in Gestalt von herkömmlich feststehenden Anteilen von der Jagdbeute, Erzeugnissen des Landbaues, Gebühren von der Benutzung von Brücken, Fähren, Marktplätzen, und bei größeren Reichen sind die Unterhäuptlinge zu Tribut-

1) Martius a. a. O. S. 65. Ueber einen merkwürdigen Fernsprech-Apparat der Catuquinarn-Indianer vgl. Archiv f. Post u. Telegraphie, 1899, S. 87 f.

2) Parkinson a. a. O. S. 127, vgl. S. 72. 121. Finsch, Samoafahrten, S. 68. — Auch in Afrika: Schweinfurth, Im Herzen Afrikas I, S. 94. II, S. 27.

3) Näher beschrieben von M. Buchner, Kamerun, S. 37 f. Wißmann, Wolf ꝛc., Im Innern Afrikas, S. 4. 228. 232. Betz in d. Mitth. aus d. deutschen Schutzgebieten XI (1898), S. 1—86. Wißmann, Unter deutscher Flagge, S. 215. Stanley, Durch den dunkeln Weltteil, S. 250. 261. Livingstone a. a. O. I, S. 88. — Signalpfeifensprache in Timor: Jacobsen, Reise in der Inselwelt des Banda-Meers, S. 262.

4) Vgl. z. B. Petermanns Mitteilungen XXI (1875), S. 381.

sendungen verpflichtet[1]). Aber alles dieses kleidet sich mehr oder weniger deutlich in die Form des Geschenkes, für das der Häuptling ein Gegengeschenk zu gewähren hat, bestünde es auch nur in der Bewirtung, die er dem Ueberbringer zu Teil werden läßt. Selbst bei den Marktgebühren, die dem Herrn des Marktplatzes von den Verkäufern zu entrichten sind, wird im Kongogebiet eine Gegenleistung gewährt, indem der Häuptling vor den Augen und zur Ergötzung der Marktbesucher einen Tanz aufführt. Von besonderem Interesse für uns sind die Geschenke, welche durchziehende Reisende den Dorfherren, deren Gebiete sie passieren, zu entrichten haben, indem aus diesen unser Zoll entstanden ist. Nicht minder wichtig ist, zu beachten, daß in größeren Reichen die Tribute der unterworfenen Stämme in denjenigen Produkten bestehen, welche jedem Stamme eigentümlich sind und von ihm auf den Markt gebracht zu werden pflegen. Im Lunda-Reiche z. B. bringen einzelne Gebiete Elfenbein oder Tierfelle, andere Salz oder Kupfer, der Norden des Reiches Flechtwaren aus Stroh, die der Küste näher wohnenden Unterhäuptlinge auch wohl einmal Pulver und europäische Baumwollenzeuge[2]). Dies hat nicht selten dazu geführt, daß solche Oberhäuptlinge einen Handel mit derartigen Produkten, die sich massenweise in ihren Händen sammelten, betrieben oder ein Monopol für dieselben in Anspruch nahmen. Das Wort, welches die Könige zu den ersten Kaufleuten macht, gewinnt also hier eine tiefere Bedeutung.

1) Näheres bei Post, Afrikanische Jurisprudenz I, S. 261 ff.

2) Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo, S. 226 f. Vgl. Wißmann, Im Innern Afrikas, S. 171 f. 202. 249. 267. 286. 289. 308. Unter deutscher Flagge, S. 95. 332. 339. Ebenso im Marutse-Reiche nördlich vom Zambesi: E. Holub, Sieben Jahre in Südafrika II, S. 173. 187. 253 f. 257. 268. 271.

Im allgemeinen sind die Finanzrechte der Häuptlinge nur durch ihre materielle Macht begrenzt, und das Vermögen der Unterthanen entbehrt des Schutzes, den der Kulturstaat ihm durch das Gesetz gewährt. Die Expeditionen, welche die Negerkönige zur Einsammlung der Tribute und Steuern entsenden, arten nur zu oft in Raubzüge aus; ihr Anrecht auf die Vermögensbußen macht die Rechtspflege häufig zur Erpressungsanstalt, und das Geschenkwesen, welches in allen öffentlichen Beziehungen herrscht, wird zu leicht zu einem wahren Bestechungssystem.

Das muß natürlich auf die Privatwirtschaft nachteilig zurückwirken. Bei dem fortgesetzten Fehdezustand, unter dem die kleineren Stämme mit ihren Nachbarn leben, bei der Willkürherrschaft im Innern, welche die Bildung größerer Staaten zu begleiten pflegt, stehen die meisten Naturvölker unter einer steten Bedrohung des Lebens und der Habe, die zwar durch die lange Gewohnheit erträglich wird, aber doch die wirtschaftliche Entwicklung niederhalten muß. Die Verpflichtung, immer und überall zu schenken, die Sitte, Lebensmittel fast als freie Güter zu betrachten, lassen dem Selbstinteresse nur ungenügenden Spielraum. Ein Engländer bemerkt — vom Standpunkte europäischer Wirtschaft gewiß nicht mit Unrecht —, daß dieses durch die Sitte erzwungene Mitteilen die Leute in der Gewohnheit bestärke, der Freßgier zu fröhnen, da nur das ihnen sicher sei, was sie glücklich hinuntergewürgt haben; auch verhindere es eine verständige Vorsorge für die Zukunft, weil es schwer sei, Vorräte irgend welcher Art zu erhalten[1]). Gewiß mit einigem Grund hat man auch die „Bettelhaf-

1) Tindall bei Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, S. 351; vgl. auch S. 362. Waitz, Anthropologie II, S. 402. III, S. 80.

tigkeit“ und die „Neigung zum Diebstahl“, welche viele Naturvölker im Verkehr mit Europäern bethätigen sollen, mit den Geschenksitten und der ungenügenden Unterscheidung von Mein und Dein in Beziehung gebracht[1]). Ihre Völlerei im Genuß alkoholischer Getränke ist ebenfalls eine Folge geringer Lebensfürsorge. Wenn man aber alle diese Dinge aus den Kulturverhältnissen heraus, aus denen sie hervorgehen, zu würdigen versucht, so erkennt man leicht, daß sie „jenseits von Gut und Böse“ liegen und daß, was vom Standpunkte des modernen Engländers als Laster erscheint, die schönen Tugenden der Uneigennützigkeit, der Mildthätigkeit, der Freigebigkeit in sich birgt.

Für Viele, die sich heute als Kulturbringer ihren schwarzen und braunen Mitmenschen gegenüber gebärden, ist der Naturmensch ein Ausbund aller wirtschaftlichen Untugenden: faul, unordentlich, sorglos, verschwenderisch, unzuverlässig, habsüchtig, diebisch, herzlos, genußsüchtig. Es ist richtig, daß der Naturmensch nur für den Augenblick lebt, daß er jede regelmäßige Arbeit scheut, daß er den Begriff der Pflicht, des Berufes als einer sittlichen Lebensaufgabe nicht kennt. Aber nicht minder wahr ist es, daß er mit seinen ärmlichen Hilfsmitteln im ganzen doch eine Summe von Arbeit leistet, die unsere höchste Bewunderung erregen muß, mögen wir nun an Ort und Stelle die sauberen Fruchtfelder der Frauen oder in unseren Museen die mit unendlicher Mühsal hergestellten Waffen und Geräte der Männer betrachten. Und vor allem seine Art zu wirtschaften sichert dem Naturmenschen ein Maß von Lebensfreude und immerwährender Heiterkeit, um das der arbeitgeplagte und sorgengedrückte Europäer ihn beneiden muß.

1) Vgl. Waitz, Anthropologie III, S. 163 ff.

Wenn so manche Naturvölker, seitdem sie mit der europäischen Kultur Bekanntschaft gemacht haben, zurückgegangen und einzelne sogar völlig ausgestorben sind, so liegt nach der Ansicht unserer besten Kenner die Ursache hauptsächlich in dem zersetzenden Einfluß, den unsere Wirtschaftsweise und Technik auf sie ausgeübt hat. Wir trugen in ihr Kinderdasein die nervöse Unruhe unseres Erwerbslebens, das hastige Jagen nach Gewinn, unsere zerstörenden Genüsse, unsere religiösen Streitigkeiten und Gegensätze. Unsere vollkommenen Werkzeuge nahmen ihnen plötzlich eine gewaltige Arbeitslast ab; was sie mit ihren Steinbeilen in Monaten bewältigt hatten, das leisteten sie mit der eisernen Axt in wenig Stunden, und einige Flinten ersetzten in der Wirkung Hunderte von Pfeilen und Bogen. Damit fiel die wohlthätige Spannung hinweg, in der die alte Arbeitsweise Körper und Geist des Naturmenschen fortgesetzt erhalten hatte, zumal sein Bedürfnisstand auf dem gleichen niederen Niveau verharrte. Und darunter ist er zu Grunde gegangen, wie die Schattenpflanze verdorrt, die der jähen Mittagssonne ausgesetzt wird.

III.

Die Entstehung der Volkswirtschaft.

Jedermann weiß, daß die Art, wie der moderne Mensch seine zahlreichen Bedürfnisse befriedigt, fortgesetztem Wandel unterworfen ist. Viele Veranstaltungen und Einrichtungen, welche wir dazu nötig haben, kannten unsere Großeltern nicht, und unsere Enkel wieder werden manches ungenügend finden, was vielleicht noch vor kurzem unsere Bewunderung erregte.

Die Gesamtheit der Veranstaltungen, Einrichtungen und Vorgänge, welche die Bedürfnisbefriedigung eines ganzen Volkes hervorruft, bildet die Volkswirtschaft. Die Volkswirtschaft zerfällt wieder in zahlreiche Einzelwirtschaften, welche durch den Verkehr miteinander verbunden und dadurch von einander mannigfach abhängig sind, daß jede für alle andern gewisse Aufgaben übernimmt und von andern für sich solche Aufgaben übernehmen läßt.

In dieser Ausgestaltung ist die Volkswirtschaft ein Ergebnis der gesamten hinter uns liegenden Kulturentwicklung; sie ist ebenso dem Wandel unterworfen, wie es jede Sonderwirtschaft ist, mag diese Privatwirtschaft oder öffentliche Wirtschaft sein, mag sie einer größeren oder geringeren Zahl von Menschen unmittelbar dienen. Und auch jede volkswirtschaftliche Erscheinung ist eine historisch-kulturelle Erscheinung. Wer sie für wissenschaftliche Zwecke begrifflich bestimmt und in ihrem gesetzmäßigen Verlaufe erklärt, muß sich klar darüber sein, daß ihre wesentlichen Merk-

male und das Gesetz ihrer Bewegung nicht absoluter Natur sind, d. h. daß sie nicht für alle Zeiten und Kulturzustände passen.

Demgemäß wird die Aufgabe, welche der Wissenschaft gegenüber der Volkswirtschaft erwächst, zunächst gewiß darin bestehen müssen, das, was ist, zu erkennen und zu erklären. Aber sie wird sich nicht mit einer bloß dynamischen Behandlung der wirtschaftlichen Vorgänge begnügen dürfen; sie wird auch suchen müssen, sie genetisch herzuleiten. Zum vollen Verständnis eines historisch-kulturellen Thatsachenbestandes gelangt man erst, wenn man weiß, wie er geworden ist, und so werden wir uns auch der Aufgabe nicht entschlagen dürfen, zu untersuchen, durch welche Entwicklungsphasen die Wirtschaft der Kulturvölker hindurchgegangen ist, ehe sie die Gestalt der heutigen Volkswirtschaft angenommen hat und welche Abwandlungen dabei jede einzelne Wirtschaftserscheinung erfahren hat. Das Material für diesen zweiten Teil der Aufgabe hat die Wirtschaftsgeschichte der europäischen Kulturvölker zu liefern; denn diese letzteren weisen allein einen durch die historische Forschung genügend aufgeschlossenen, in seinem Verlaufe von gewaltsamen äußeren Störungen nicht aus dem Geleise geworfenen Entwicklungsgang auf, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß dieser Entwicklungsgang sich stets in aufsteigender Linie bewegt habe, ohne Unterbrechungen und ohne Rückschläge.

Die erste Frage, welche sich der Nationalökonom zu stellen hat, der die Wirtschaft eines Volkes in einer weit zurückliegenden Epoche verstehen will, wird die sein: Ist diese Wirtschaft Volkswirtschaft; sind ihre Erscheinungen wesensgleich mit denjenigen unserer heutigen Verkehrswirtschaft, oder sind beide wesentlich von einander verschieden?

Diese Frage aber kann nur beantwortet werden, wenn man es nicht verschmäht, die ökonomischen Erscheinungen der Vergangenheit mit denselben Mitteln der begrifflichen Zergliederung, der psychologisch-isolierenden Deduktion zu untersuchen, die sich an der Wirtschaft der Gegenwart in den Händen der Meister der alten „abstrakten" Nationalökonomie so glänzend bewährt haben.

Man wird der neuern „historischen" Schule den Vorwurf nicht ersparen können, daß sie, anstatt durch derartige Untersuchungen in das Wesen früherer Wirtschaftsepochen einzudringen, fast unbesehen die gewohnten, von den Erscheinungen der modernen Volkswirtschaft abstrahierten Kategorien auf die Vergangenheit übertragen, oder daß sie an den verkehrswirtschaftlichen Begriffen solange herumgeknetet hat, bis sie wohl oder übel für alle Wirtschaftsepochen passend erschienen. Ohne Zweifel hat sie sich vielfach damit den Weg zu einer wissenschaftlichen Beherrschung jener historischen Erscheinungen versperrt. Das massenhaft zu Tage geförderte wirtschaftsgeschichtliche Material ist darum zu einem guten Teile ein toter Schatz geblieben, der erst seiner wissenschaftlichen Nutzbarmachung harrt.

Nirgends ist dies deutlicher zu erkennen als an der Art, wie man die Unterschiede der gegenwärtigen Wirtschaftsweise der Kulturvölker von der Wirtschaft vergangener Epochen oder kulturarmer Völker charakterisiert. Es geschieht das durch die Aufstellung sogenannter Entwicklungsstufen, in deren Bezeichnung man schlagwortartig den ganzen Gang der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung zusammenfaßt.

Die Aufstellung solcher „Wirtschaftsstufen" gehört zu den unentbehrlichen methodischen Hilfsmitteln. Ja sie ist

der einzige Weg, auf dem die Wirtschaftstheorie die Forschungsergebnisse der Wirtschaftsgeschichte sich dienstbar machen kann. Aber jene Entwicklungsstufen sind nicht zu verwechseln mit den Zeit-Epochen, nach denen der Historiker seinen Stoff einteilt. Der Historiker darf in einem „Zeitalter" nichts zu erzählen vergessen, was sich in ihm ereignet hat, während die Stufen des Theoretikers nur das Normale zu bezeichnen brauchen, das Zufällige aber getrost außer Acht lassen dürfen. Bei der langsamen, oft über Jahrhunderte sich erstreckenden Umbildung, welcher alle wirtschaftlichen Erscheinungen und Einrichtungen unterliegen, kann es für ihn nur darauf ankommen, die Gesamtentwicklung in ihren Hauptphasen zu erfassen, während die sogenannten Uebergangsperioden, in welchen alle Erscheinungen sich im Flusse befinden, zunächst unberücksichtigt bleiben müssen. Nur so ist es möglich, die durchgehenden Züge oder sagen wir kühn: die Gesetze der Entwicklung zu finden.

Alle älteren derartigen Versuche leiden an dem Uebelstande, daß sie nicht in das Wesen der Dinge hineinführen, sondern an der Oberfläche haften bleiben.

Am bekanntesten ist die von Friedrich List zuerst aufgestellte Stufenfolge, welche von der Hauptrichtung der Produktion ausgeht. Sie unterscheidet fünf aufeinanderfolgende Perioden, welche die Völker der gemäßigten Zone bis zum ökonomischen Normalzustande durchlaufen sollen: 1. die Periode des Jägerlebens, 2. die Periode des Hirtenlebens, 3. die Periode des Ackerbaus, 4. die Agrikultur-Manufakturperiode und 5. die Agrikultur-Manufaktur-Handelsperiode.

Etwas näher kommt dem Kern der Sache eine andere, von Bruno Hildebrand ersonnene Stufenreihe, welche

den Zustand des Tauschverkehrs zum Unterscheidungsmerkmal macht. Sie nimmt demgemäß drei Entwicklungsstufen an: Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft, Kreditwirtschaft.

Beide aber setzen voraus, daß es zu allen Zeiten, soweit die Geschichte zurückreicht, bloß vom „Urzustand" abgesehen, eine auf der Grundlage des Güteraustausches ruhende Volkswirtschaft gegeben habe, nur daß die Formen der Produktion und des Verkehrs zu verschiedenen Zeiten verschiedene gewesen seien. Sie bezweifeln auch gar nicht, daß die Grunderscheinungen des wirtschaftlichen Lebens zu allen Zeiten im wesentlichen gleichartige sind. Es ist ihnen nur darum zu thun, nachzuweisen, daß die verschiedenen wirtschaftspolitischen Maßregeln früherer Zeiten in der abweichenden Art der Produktion oder des Verkehrs ihre Rechtfertigung gefunden hätten und daß auch in der Gegenwart verschiedene Zustände verschiedene Maßregeln erforderten.

Noch die neuesten zusammenhängenden Darstellungen der Volkswirtschaftslehre, welche aus den Kreisen der historischen Schule hervorgegangen sind, beruhigen sich bei dieser Auffassung, obwohl sie kaum wesentlich höher steht als die in der abstrakten Nationalökonomie der Engländer beliebten historischen Konstruktionen. Es sei mir gestattet, dies mit wenigen Sätzen zu beweisen.

Der Zustand, auf welchen Adam Smith und Ricardo die ältere Theorie begründet haben, ist derjenige der arbeitsteiligen Verkehrswirtschaft, oder sagen wir lieber gleich der Volkswirtschaft im eigentlichen Sinne des Wortes. Es ist das derjenige Zustand, bei welchem jeder Einzelne nicht die Güter erzeugt, welche er braucht, sondern diejenigen, welche (nach seiner Meinung) andere brauchen, um dafür durch Tausch alle die mannigfachen

Dinge zu erwerben, deren er selbst bedarf, oder kürzer gesagt: derjenige Zustand, bei welchem das Zusammenwirken Vieler oder Aller erforderlich ist, um den einzelnen zu versorgen. Die englische Nationalökonomie ist darum im wesentlichen Verkehrstheorie. Die Erscheinungen und Gesetze der Arbeitsteilung, des Kapitals, des Preises, des Arbeitslohnes, der Grundrente, des Kapitalprofits bilden ihren Hauptinhalt. Die ganze Lehre von der Produktion, namentlich aber von der Konsumtion wird stiefmütterlich behandelt. Alle Aufmerksamkeit konzentriert sich auf die Güterzirkulation, in welche auch die Güterverteilung einbegriffen wird.

Daß es einmal einen Gesellschaftszustand ohne Verkehr gegeben haben könne, kommt ihnen nicht in den Sinn: wo sie einen solchen als methodischen Behelf gebrauchen, greifen sie zu der von den Neueren so viel verspotteten Fiktion der Robinsonade. Gewöhnlich aber leiten sie sogar verwickelte Verkehrsvorgänge unmittelbar aus dem Urzustande ab[1]). Adam Smith läßt dem Menschen von Natur eine Neigung zum Tausche angeboren sein und betrachtet selbst die Arbeitsteilung erst als deren Folge[2]). Ricardo behandelt an verschiedenen Stellen den Jäger und Fischer der Urzeit wie zwei kapitalistische Unternehmer. Er läßt sie Arbeitslohn zahlen und Kapitalprofit machen; er erörtert das Steigen und Fallen ihrer Produktionskosten und des Preises ihrer Produkte. Um auch einen hervorragenden Deutschen dieser Richtung zu nennen, so geht Thünen bei seiner Konstruktion des isolierten Staates ganz von den Voraussetzungen der Verkehrswirtschaft aus.

1) Aehnlich freilich schon die Physiokraten. Vgl. Turgot, Réflexions § 2 ff.

2) Buch 1, Kap. 2.

Selbst die entfernteste Zone, welche noch nicht die Stufe des Ackerbaus erreicht hat, wirtschaftet lediglich mit Rücksicht auf den Absatz ihrer Produkte in der Zentralstadt.

Wie weit derartige rationalistische Konstruktionen von den thatsächlichen Wirtschaftsverhältnissen primitiver Völker abweichen, hätte die historische und ethnographische Forschung längst sehen müssen, wenn sie nicht selbst in den Vorstellungen der modernen Verkehrswirtschaft befangen gewesen wäre und diese auch auf die Vergangenheit übertragen hätte. Ein eindringendes Studium, das den Lebensbedingungen der Vergangenheit wirklich gerecht wird und ihre Erscheinungen nicht mit dem Maßstabe der Gegenwart mißt, muß zu dem Resultate gelangen, daß die Volkswirtschaft das Produkt einer Jahrtausende langen historischen Entwicklung ist, das nicht älter ist als der moderne Staat, daß vor ihrer Entstehung die Menschheit große Zeiträume hindurch ohne Tauschverkehr oder unter Formen des Austausches von Produkten und Leistungen gewirtschaftet hat, die als volkswirtschaftliche nicht bezeichnet werden können.

Wollen wir diese ganze Entwicklung unter einem Gesichtspunkte begreifen, so kann dies nur ein Gesichtspunkt sein, der mitten hineinführt in die wesentlichen Erscheinungen der Volkswirtschaft, der uns aber auch zugleich das organisatorische Moment der früheren Wirtschaftsperioden aufschließt. Es ist dies kein anderer als das Verhältnis, in welchem die Produktion der Güter zur Konsumtion derselben steht, oder genauer: die Länge des Weges, welchen die Güter vom Produzenten bis zum Konsumenten zurücklegen. Unter diesem Gesichtspunkte gelangen

wir dazu, die gesamte wirtschaftliche Entwicklung, wenigstens für die zentral- und westeuropäischen Völker, wo sie sich mit hinreichender Genauigkeit historisch verfolgen läßt, in drei Stufen zu teilen:

1. die Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft (reine Eigenproduktion, tauschlose Wirtschaft), auf welcher die Güter in derselben Wirtschaft verbraucht werden, in der sie entstanden sind;

2. die Stufe der Stadtwirtschaft (Kundenproduktion oder Stufe des direkten Austausches), auf welcher die Güter aus der produzierenden Wirtschaft unmittelbar in die konsumierende übergehen;

3. die Stufe der Volkswirtschaft (Warenproduktion, Stufe des Güterumlaufes), auf welcher die Güter in der Regel eine Reihe von Wirtschaften passieren müssen, ehe sie zum Verbrauch gelangen.

Wir wollen diese drei Wirtschaftsstufen näher zu kennzeichnen versuchen, und zwar so, daß wir jede in ihrer typischen Reinheit zu erfassen streben, ohne uns durch das zufällige Auftreten von Uebergangsbildungen oder von einzelnen Erscheinungen beirren zu lassen, die als Nachbleibsel früherer oder Vorläufer späterer Zustände in eine Periode hineinragen und in ihr etwa historisch nachgewiesen werden können. Nur wenn wir so verfahren, sind wir im Stande, die tiefgreifenden Unterschiede der drei Stufen und die einer jeden eigentümlichen Erscheinungen uns klar zum Bewußtsein zu bringen.

Die Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft kennzeichnet sich, wie bereits angedeutet, dadurch, daß der ganze Kreislauf der Wirtschaft von der Produktion bis zur Konsumtion sich im geschlossenen Kreise des Hauses (der Familie, des Geschlechts) vollzieht. Jedem Hause ist

Art und Maß seiner Produktion durch den Konsumtionsbedarf der Hausangehörigen vorgeschrieben. Jedes Produkt durchläuft seinen ganzen Werdegang von der Gewinnung des Rohstoffes bis zur Genußreife in der gleichen Wirtschaft und geht ohne Zwischenhand in den Konsum über. Gütererzeugung und Güterverbrauch fließen in einander über; sie bilden einen einzigen ununterbrochenen und ununterscheidbaren Prozeß, und ebenso ist es nicht möglich, Erwerbswirtschaft und Haushalt von einander zu trennen. Der Erwerb jeder gemeinsam wirtschaftenden Menschengruppe ist eins mit dem Produkt ihrer Arbeit, und dieses ist wieder eins mit ihrer Bedarfsdeckung, ihrem Konsum.

Der Tausch ist ursprünglich ganz unbekannt. Der primitive Mensch, weit entfernt, eine angeborene Neigung zum Tauschen zu besitzen, hat im Gegenteile eine Abneigung gegen dasselbe. Tauschen und täuschen ist in der älteren Sprache eins. Es gibt keinen allgemein anerkannten Wertmaßstab. Man muß deshalb fürchten, im Tausche betrogen zu werden. Außerdem ist das Arbeitsprodukt sozusagen ein Teil des Menschen, der es erzeugt hat. Wer es einem anderen überläßt, entäußert sich eines Teiles seiner selbst und gibt den bösen Mächten Gewalt über sich. Bis tief in das Mittelalter hinein ist der Tausch unter den Schutz der Oeffentlichkeit, des Abschlusses vor Zeugen, der Anwendung symbolischer Formeln gestellt.

Eine solche autonome Wirtschaft ist zunächst abhängig von dem Boden, über den sie verfügt. Mag der Wirt als Jäger oder Fischer die freiwillig von der Natur dargebotenen Gaben sich aneignen, mag er als Nomade mit seinen Herden wandern, mag er daneben den Acker bauen, oder gar ausschließlich von der Landwirtschaft sich nähren: immer wird sein Arbeiten und Sorgen durch das Stückchen

Erde bestimmt werden, das er sich unterthan gemacht hat. Und je weiter er an Einsicht und technischem Geschick vorauschreitet, je planvoller und reicher sich seine Bedürfnisbefriedigung gestaltet, um so größer wird diese Abhängigkeit, sodaß der Boden sich schließlich den Menschen unterwirft, der über ihn zu herrschen geboren ist. Man hat dies wohl als Verdinglichung bezeichnet: wir dürfen uns an dieser Stelle damit begnügen, festzustellen, daß auf dieser Entwicklungsstufe nur der eine eigene Wirtschaft zu führen im Stande ist, der aus eigenem Rechte über den Boden verfügt. Wer nicht in dieser Lage ist, kann seine Existenz nur fristen, wenn er Knecht des Grundeigentümers und als solcher an den Boden gefesselt wird.

In der geschlossenen Hauswirtschaft haben die Hausgenossen nicht bloß dem Boden seine Gaben abzugewinnen; sie müssen auch alle dabei nötigen Werkzeuge und Geräte mit eigener Arbeit herstellen; sie müssen endlich die Rohprodukte durch Veredelung und Umformung zum Gebrauche geschickt machen. Dies alles ergibt eine Mannigfaltigkeit der Arbeitsaufgaben und erfordert bei der Einfachheit der Werkzeuge eine Vielseitigkeit des Könnens und Verstehens, von der sich der Kulturmensch der Neuzeit schwer eine rechte Vorstellung macht[1]). Für die einzelnen Glieder der

1) Wir müssen schon ältere Schilderungen des Bauernlebens in entlegenen Gegenden Europas zur Hand nehmen, um uns solche Zustände zu vergegenwärtigen. Eine solche findet sich z. B. bei H. F. Tiebe, Liefs und Esthlands Ehrenrettung (Halle 1804), S. 100. Aehnliches noch heute bei den Koreanern. So liest man bei M. A. Pogio, Korea (Wien und Leipzig 1895), S. 222: „In ganz Korea wird seit undenklichen Zeiten das unumgänglich Notwendige im Bereiche des Hauses erzeugt. Die Frau und Tochter spinnen nicht nur Hanf, sondern auch Seide, zu welch letzterem Zwecke in vielen Häusern die Seidenraupe gezogen wird. Das Haupt der Familie muß

autonom wirtschaftenden Hausgemeinschaft kann der Umfang dieser Aufgaben nur vermindert werden, wenn sie die Arbeit unter einander nach Alter und Geschlecht, nach individueller Kraft und Anlage teilen und vereinigen; auf diesen Umstand wird mit jene scharfe Trennung der häuslichen Produktion nach Geschlechtern, wie wir sie bei primitiven Völkern allgemein finden, zurückzuführen sein. Auf der anderen Seite aber ist bei der Unergiebigkeit der alten Arbeitsverfahren in zahlreichen Fällen das gleichzeitige Zusammenwirken vieler Einzelnen notwendig, um gewisse Wirtschaftszwecke zu erreichen. Die Arbeitsgemeinschaft spielt darum auf dieser Stufe noch eine wichtigere Rolle als die Arbeitsteilung.

Beiden aber hätte die Familie nur geringen Spielraum gewähren können, wenn sie unserer heutigen Familie ähnlich organisiert gewesen wäre, d. h. sich auf ein Ehepaar mit Kindern und etwa noch Dienstboten beschränkt hätte; sie würde auch sehr geringe Haltbarkeit und Entwicklungsfähigkeit gehabt haben, wenn in der Familie das Individuum eine ähnlich selbständige Existenz zu führen im Stande gewesen wäre, wie in der Gegenwart.

Da ist es denn bedeutungsvoll, daß zu der Zeit, wo die jetzigen Kulturvölker Europas am Horizont der Geschichte auftauchen, bei ihnen die Sippenverfassung[1]) herrscht.

---

zu allen Verrichtungen greifen und nach Bedarf Maler, Steinmetz oder Tischler sein. Die Gewinnung von Branntwein, Pflanzenfetten und Farbstoffen, sowie die Erzeugung von Strohmatten, Hüten, Körben, hölzernen Schuhen und Feldgeräten gehört zur Hausarbeit. Mit einem Worte, jeder arbeitet nur für sich und bloß für seine eigenen Bedürfnisse. Dank diesen Verhältnissen ist der Koreaner ein Universal-Handwerker, der zur Arbeit nur für die unerläßlichen Dinge greift, daher niemals in irgend einem Zweige sich vervollkommnet."

1) Ueber diese vergl. Fustel de Coulanges, La cité

Die Sippen (Geschlechter, gentes, Clans, Hausgemeinschaften) sind größere, aus mehreren Generationen blutsverwandter Personen bestehende Gruppen, die anfangs nach dem Mutterrecht, später nach dem Vaterrecht organisiert sind, gemeinsames Grundeigentum haben, gemeinsame Wirtschaft führen und einen gemeinsamen Rechtsschutzverband bilden. Jede Sippe setzt sich also aus mehreren kleineren Verwandtengruppen zusammen, deren jede aus einem Ehepaare mit ihren Kindern gebildet wird. Der Mensch außerhalb der Sippe ist vogelfrei; er hat keine rechtliche und wirtschaftliche Existenz, keine Hilfe in der Not, keinen Rächer, wenn er erschlagen wird, kein Grabgeleite, wenn er zur letzten Ruhe eingeht[1]).

Alle hier in Rede stehenden Nationen kannten, als sie sich fest ansäßig machten, bereits den pflugmäßigen Ackerbau. Ihre Niederlassung erfolgte gewöhnlich in der Weise, daß die Geschlechtsgenossen zusammen große Gemeinschaftshäuser, Höfe, Dörfer gründeten. Im gesicherten Besitze des Bodens lockerte sich der Gemeinsinn; es schieden sich aus dem großen Verbande engere patriarchale Haus-

antique. Paris 1864. E. de Laveleye, Das Ureigentum, Lpz. 1879 und E. Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft, bes. Kap. VIII.

1) Afrika bietet noch heute das Bild solcher Zustände. „Es ist ein Hauptmoment in den Rechtsbegriffen der Neger, daß als Rechtsindividuum nicht die Person, sondern die Gemeinde, Familie, Verwandtschaft gilt. Rechte und Pflichten sind innerhalb der Gemeinde fast unbegrenzt übertragbar. Ein Schuldner, ein Missethäter kann an seinen Gemeindegenossen gestraft werden, und die Haftbarkeit der Gemeinde für das Verbrechen eines ihr angeborenen Mitglieds erlischt selbst nach der Auswanderung und Lostrennung nicht. Sogar die Todesstrafe kann an einem andern als dem Schuldigen vollzogen werden." M. Buchner, Kamerun, S. 188. Aehnliches bei den Südsee-Insulanern: Parkinson, Im Bismarck-Archipel, S. 80 f.

gemeinschaften mit geringerer Personenzahl aus, wie sie noch heute die Zadruga der Südslaven, die Großfamilie der Russen, der Kaukasusvölker, der Hindu repräsentieren. Aber noch Jahrhunderte lang besaßen die Hausgemeinschaften des Dorfes den Boden im Gesamteigentum, bebauten ihn auch wohl noch eine Zeit lang in gemeinsamer Arbeit, während jedes Haus die Früchte gesondert verbrauchte.

In solchen größeren Familienverbänden läßt sich die Gemeinschaft und Verteilung der Arbeit in ziemlich weitem Umfange durchführen. Männer und Frauen, Mütter und Kinder, Väter und Großväter, jede Gruppe erhält ihre besondere Rolle in Produktion und Haushalt, und wo sich individuelle Geschicklichkeit hervorthut, findet sie in der Bethätigung für die eigene Sippe ihre Aufgabe, aber auch ihre Schranke. Die Gefühle der Brüderlichkeit, des kindlichen Gehorsams, der Achtung vor dem Alter, der Unterordnung und Fügsamkeit gelangen in solcher Gemeinschaft zur schönsten Entfaltung. Wie die Sippe für den Einzelnen eine Schuld oder das Wergeld zahlt oder eine ihm widerfahrene Unbill rächt, so weiht wieder der Einzelne der Sippe sein ganzes Leben und opfert ihr jede Regung der Selbständigkeit.

Und selbst wenn die Stärke dieser Gefühle nachläßt, tritt nicht sofort die moderne Kleinfamilie mit voller Sonderwirtschaft auf. Denn ihre Entstehung hätte eine Schwächung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, ein Aufgeben der autonomen Hauswirtschaft, vielleicht ein Zurücksinken in die Barbarei zur sichern Folge gehabt. Um dies zu vermeiden gab es zwei Mittel.

Das *eine* bestand darin, daß man für solche Wirtschaftsaufgaben, denen die kleiner gewordene Familie nicht

mehr gewachsen war, die älteren großen Geschlechtsverbände als örtliche Organisationen fortbestehen ließ. Diese bildeten auf der Grundlage gemeinsamen Eigentums und gemeinsamer Nutzung desselben partielle Gemeinwirtschaften, konnten unter Umständen aber auch Aufgaben übernehmen, deren Wahrnehmung in jedem einzelnen Hause zu unwirtschaftlicher Kräfteverschwendung geführt haben würde (z. B. das Bewachen der Felder, das Hüten des Viehes). Aber es gab auch Wirtschaftsaufgaben, welche nicht alle Sonderhaushalte der örtlichen Gruppe gleichmäßig berührten und doch für den Einzelnen zu schwer waren. Es sollte ein Haus oder Schiff gebaut, ein Waldstück gerodet, ein Bach abgeleitet werden; man wollte auf größere Entfernungen hin der Jagd oder dem Fischfang obliegen, oder es hatte auch nur die Jahreszeit ein außergewöhnliches Arbeitsbedürfnis für dieses oder jenes Haus heraufgeführt. In allen solchen Fällen half die Bittarbeit[1]), d. h. es bildeten sich auf Einladung des Hausvaters unter den Nachbarn freiwillige temporäre Arbeitsgemeinschaften, die nach Erfüllung ihrer Aufgabe wieder verschwanden. Manches dieser Art hat sich später umgebildet, anderes ist erhalten. Ich erinnere an die Arbeitsgemeinschaften der slavischen Stämme: das Artell bei den Russen, die Tscheta oder Družina bei den Bulgaren, die Moba bei den Serben, an die freiwillige gegenseitige Hilfeleistung unserer Bauern beim Hausbau, bei der Schafschur, dem Flachsreffen u. ä.

Wie weit solche Einrichtungen immer gehen mögen, derjenige Teil der Bedürfnisbefriedigung, welcher durch sie besorgt werden kann, ist verhältnismäßig gering und be-

1) Vgl. „Arbeit und Rhythmus“ (2. Aufl.), S. 198 ff.

einträchtigt die wirtschaftliche Autonomie des einzelnen Hauses ebensowenig, wie die bei unseren Landwirten fortdauernde Eigenproduktion der Herrschaft der Tauschwirtschaft heute Eintrag thut. Auch jene temporären Arbeitsgemeinschaften sind keine Unternehmungen, sondern Veranstaltungen zur unmittelbaren Bedarfsbefriedigung. Man hilft heute diesem, morgen jenem der Teilnehmer oder verteilt das Ergebnis gemeinsamer Arbeit zum sonderwirtschaftlichen Verbrauch. Ein speziell entgeltlicher Tausch findet nirgends statt. Ja selbst dort nicht, wo, wie in der indischen Dorfgemeinschaft, eine Anzahl gewerblicher Arbeiter als Gemeindefunktionäre, ähnlich unseren Dorfhirten, sich einstellt. Sie arbeiten für alle und werden dafür von allen ernährt.

Das andere Mittel, um den aus der Auflösung der Sippengemeinschaft entspringenden Nachteilen zu entgehen, bestand darin, daß man künstlich den Kreis der Familie erweiterte, bez. weit erhielt. Es geschah dies durch Aufnahme und Eingliederung fremder (nicht blutsverwandter) Elemente. So entstanden die Institutionen der Sklaverei und der Hörigkeit.

Wir können unentschieden lassen, ob die Thatsache, daß man den unterworfenen Feind unfrei machte und ihn zur Arbeit zwang, mehr die Ursache oder die Folge der Auflösung der älteren Geschlechtsgemeinschaft war. Sicher ist, daß durch sie ein Mittel gefunden war, um die geschlossene Hauswirtschaft mit der gewohnten Arbeitsgliederung aufrecht zu erhalten und zugleich auf dem Wege der Erweiterung und Verfeinerung der Bedürfnisse voranzuschreiten. Denn nun ließ sich die Arbeit des Hauses um so mehr vereinigen und teilen, je zahlreicher die zu einem Hause gehörigen Sklaven oder Hörigen waren. Es konnten

im Ackerbau größere Flächen bestellt werden: es konnten einzelne technische Verrichtungen, wie das Mahlen des Getreides, das Backen, Spinnen, Weben, die Anfertigung von Gerätschaften, die Besorgung des Viehes, einzelnen Unfreien für ihr ganzes Leben übertragen, sie konnten für diesen Dienst besonders ausgebildet werden. Und je angesehener das Haus, je reicher der Herr, je größer seine Wirtschaft war, um so mannigfaltiger und reicher konnte die Technik der Stoffgewinnung und Stoffveredelung sich in seiner Wirtschaft entfalten.

Dieser Art war die Wirtschaft der Griechen, der Karthager, der Römer. Rodbertus, der das schon vor einem Menschenalter gesehen hat, bezeichnet sie als Oikenwirtschaft, weil der οἶκος, das Haus, die Einheit der wirtschaftlichen Verfassung bedeutet. Der οἶκος ist nicht bloß die Wohnstätte, sondern auch die gemeinsam wirtschaftende Menschengruppe; ihre Angehörigen sind die οἰκέται: ein Wort, das bezeichnender Weise im historischen Sprachgebrauch seine Bedeutung auf die Wirtschaftssklaven einschränkt, auf welchen damals die ganze Arbeit des Hauses lastete. Einen ähnlichen Sinn hat das römische familia: die Gesamtheit der famuli, der Hausssklaven, des Gesindes. Der pater familias ist der Sklavenherr, in dessen Händen der ganze Ertrag der Wirtschaft zusammenfließt; in der patria potestas ist die eheherrliche und väterliche Gewalt mit dem Herrenrecht des Sklavenbesitzers begrifflich verschmolzen. Kein Hausangehöriger erwirbt für sich, sondern für den pater familias; gegen jeden übt er die gleiche Gewalt über Leben und Tod.

In dem Herrenrecht des römischen Hausvaters, das sich gleichmäßig über blutsfremde und blutsverwandte Hausgenossen erstreckt, findet die geschlossene Hauswirtschaft

eine viel straffere Zusammenfassung und größere Leistungsfähigkeit, als in der matriarchalen oder selbst in der älteren patriarchalen Sippe, die lediglich aus Blutsverwandten bestand, möglich war. Alles individuelle Dasein ist verschwunden; der Staat, das Recht kennen nur Familiengemeinschaften, Menschengruppen; sie regeln die Verhältnisse von Haus zu Haus, nicht von Mensch zu Mensch. Um das, was innerhalb des Hauses geschieht, kümmern sie sich nicht.

Aus der wirtschaftlichen Autonomie des sklavenbesitzenden Hauses erklärt sich die ganze soziale und ein guter Teil der politischen Geschichte des alten Rom. Es gibt keine produktiven Berufsstände, keine Landwirte, keine Handwerker. Es gibt nur große und kleine Besitzer, Reiche und Arme. Drängt der Reiche den Armen aus dem Besitze des Grund und Bodens, so macht er ihn dadurch zum Proletarier. Der landlose Freie ist so gut wie erwerbsunfähig. Denn es gibt kein Unternehmungskapital, das Arbeit um Lohn kaufte; es gibt keine Industrie außerhalb des geschlossenen Hauses. Die artifices der Quellenschriften sind keine freien Gewerbetreibenden, sondern Handwerkssklaven, welche aus den Händen der Acker- und Hirtensklaven das Korn, die Wolle, das Holz empfangen, um sie zu Brot, zu Kleidung, zu Geräten zu verarbeiten. „Du darfst nicht glauben, daß er etwas kauft", heißt es bei Petron von dem reichen Emporkömmling; „alles wird bei ihm erzeugt". Daher jene kolossale Latifundienbildung, jene unermeßlichen Sklavenscharen, die sich in den Händen einzelner Besitzer konzentrierten und unter denen die Arbeitsgliederung eine so vielseitige war, daß ihre Erzeugnisse und Leistungen auch den verwöhntesten Geschmack zu befriedigen vermochten.

Der Holländer T. Popma, welcher im 17. Jahrhundert ein fleißiges Büchlein über die Beschäftigungen der Sklaven bei den Römern schrieb[1]), zählt 146 verschiedene Funktionsbenennungen dieser unfreien Arbeiter der reichen römischen Häuser auf. Heute ließe sich aus Inschriften die Zahl noch bedeutend vermehren. Man muß sich in die Einzelheiten dieser raffinierten Arbeitsgliederung vertiefen, um den Umfang und die Leistungsfähigkeit jener Riesenhaushaltungen zu verstehen, die dem Eigentümer Güter und Dienste unbedingt zur Verfügung stellten, wie sie heute nur die zahlreichen Geschäfte einer Großstadt in Verbindung mit den Anstalten der Gemeinde und des Staates zu liefern vermögen. Zugleich aber bot dieses massenhafte Menscheneigentum ein Mittel zur Vermehrung der großen Vermögen, das sich nur mit den Riesenkapitalien der modernen Millionäre vergleichen läßt.

Die ganze unfreie Arbeiterschaft eines reichen römischen Hauses zerfiel in zwei Hauptgruppen: die familia rustica und die familia urbana. Die familia rustica dient produktiven Zwecken. Auf jedem größeren Landgut ist ein Verwalter und ein Unterverwalter mit einem Stab von Aufsehern und Werkmeistern, welche über eine ansehnliche Schar von Feld- und Weinbergsarbeitern, Hirten und Viehwärtern, Küchen- und Hausgesinde, Spinnerinnen, Webern und Weberinnen, Walkern, Schneidern, Zimmerleuten, Schreinern, Schmieden, Arbeitern zum Betrieb der landwirtschaftlichen Nebengewerbe gebieten. Auf den größeren Gütern ist jede Arbeitergruppe wieder in Rotten von je 10 (decuriae) geteilt, die einem Führer oder „Treiber"

1) Titi Popmae Phrysii de operis servorum liber. Editio novissima. Amstelodami 1672.

(decurio, monitor) unterstellt sind[1]).

Die familia urbana läßt sich in das Verwaltungspersonal, das Personal zum inneren und äußeren Dienst des Hausherrn und der Herrin teilen. Da ist zunächst der Vermögensverwalter mit dem Kassier, den Buchhaltern, Miethäuserverwaltern, Einkäufern u. dgl. Uebernimmt der Herr Staatspachtungen oder treibt er Rhedereigeschäfte, so hält er dafür einen besonderen Stab unfreier Beamten und Arbeiter. Dem inneren Dienst des Hauses dienen der Hausverwalter, die Thürsteher, Zimmer- und Saalwärter, Möbelbewahrer, Silberbeschließer, Garderobiers; über der Verpflegung walten der Haushofmeister, der Kellermeister, der Aufseher der Vorratskammer; in der Küche drängt sich eine große Schar von Köchen, Heizern, Brot-, Kuchen- und Pastetenbäckern; besondere Tafeldecker, Vorschneider, Vorkoster, Weinschenken bedienen die Tafel, bei der eine Schar schöner Knaben, Tänzerinnen, Zwerge und Possenreißer die Gäste amüsieren. Für den persönlichen Dienst des Herrn sind angestellt: ein Zeremonienmeister, der die Besucher einführt, verschiedene Kammerdiener, Badewärter, Salber, Abreiber, Leibchirurgen, Aerzte fast für jedes Körperglied, Bartscherer, Vorleser, Privatsekretäre u. dgl. Man hält sich einen Gelehrten oder Philosophen zum Hausgebrauch, Architekten, Maler, Bildhauer, eine Musikkapelle; in der Bibliothek sind Kopisten, Pergamentglätter, Buchbinder beschäftigt, durch welche der Bibliothekar die Bücher in eigener Regie des Hauses herstellen läßt. Selbst unfreie Zeitungsschreiber und Stenographen dürfen in einem

1) Man vergleiche die anschauliche Schilderung eines römischen Gutsbetriebs der Kaiserzeit bei M. Weber in der Ztschr. „Die Wahrheit" Bd. VI, S. 65 f.

vornehmen Hause nicht fehlen[1]). Zeigt sich der Herr in der Oeffentlichkeit, so schreitet ihm eine große Schar Sklaven voraus (anteambulones), eine andere folgt ihm (pedisequi); der Nomenclator nennt ihm die Namen der Begegnenden, die begrüßt sein wollen; eigene distributores und tesserarii teilen Bestechungen unter das Volk aus und geben die Wahlparole ab. Es sind die Camelots des alten Rom, und was sie am schätzbarsten macht, sie sind das Eigentum des vornehmen Strebers, der sie benutzt. Dieses politische Beeinflussungssystem wird ergänzt durch die Veranstaltung von Schauspielen, Wagenrennen, Tierkämpfen und Gladiatorenspielen, für welche besondere Sklaventruppen abgerichtet werden. Geht der Herr als Statthalter in eine Provinz oder weilt er auf einem seiner Landgüter, so unterhalten unfreie Kuriere und Briefboten den täglichen Verkehr mit der Hauptstadt. Und was sollen wir erst von dem Sklaven-Hofstaat der Herrin sagen, über den Böttiger ein eigenes Buch („Sabina") geschrieben hat, von dem unendlich spezialisierten Wart- und Erziehungspersonal der Kinder! Es war eine unglaubliche Menschenverschwendung, die hier getrieben wurde; schließlich aber wurde mittels dieses vielarmigen, durch ein großartiges Züchtungs- und Erziehungssystem erhaltenen Organismus der geschlossenen Hauswirtschaft die persönliche Kraft des Sklavenherrn vertausendfacht, und dieser Umstand trug wesentlich dazu bei, die Herrschaft einer Handvoll Aristokraten über eine halbe Welt zu ermöglichen[2]).

1) Vgl. unten den sechsten Vortrag.

2) Natürlich findet sich diese höchst entwickelte Sklavenwirtschaft immer nur bei den Reichsten; aber sie kehrt unter gleichen Verhältnissen überall wieder. So berichtet Ellis in seiner History of Madagascar I, p. 194: When slaves in a family are numerous,

Auch der Staat selbst wirtschaftet nicht anders. In Athen wie in Rom sind alle unteren Beamten und Dienerstellen mit Sklaven besetzt. Sklaven bauen die Straßen und Wasserleitungen, die in eigener Regie ausgeführt werden, arbeiten in Steinbrüchen und Bergwerken, reinigen die Kloaken; Sklaven sind die Polizeidiener, Scharfrichter und Gefängniswärter, die Ausrufer bei Volksversammlungen, die Austeiler bei den öffentlichen Kornspenden, die Tempel- und Opferdiener der Priesterkollegien, die Staatskassiere, die Schreiber, die Boten der Magistrate; ein Gefolge von Staatssklaven begleitet jeden Provinzialbeamten oder Feldherrn nach dem Schauplatz seiner Thätigkeit. Die Mittel zur Unterhaltung des Personals flossen in der Hauptsache aus den Staatsdomänen, den Tributen der Provinzen (in Athen der Bundesgenossen), von denen Cicero sagt, daß sie sind quasi praedia populi Romani, endlich aus gebührenartigen Abgaben.

Die gleichen Grundzüge zeigt die Wirtschaft der romanischen und germanischen Völker im früheren Mittelalter. Auch hier führt das Bedürfnis des ökonomischen Fortschritts zu einem weiteren Ausbau der geschlossenen Hauswirtschaft, der in jenen großen Hofwirtschaften seinen Ausdruck fand, welche auf dem ausgedehnten Grundbesitze der Könige, des Adels und der Kirche mit Leibeigenen und Hörigen betrieben wurden. Diese Fronhofswirtschaft lehnt

some attend to cattle; others are employed in cultivating esculents roots; others collect fuel, and of the femals some are employed in spinning, weaving and making nets, washing and other demestic occupations. — Selbst im Reiche des Muata Jamwo, wo es außer Schmieden keine eigenen Handwerker gegeben zu haben scheint, hatte der Herrscher in seinem Haushalt seine eigenen Musiker, Fetischdoktoren, Schmiede, Haarkünstler und Köchinnen. Pogge, Im Reiche des M. J., S. 231. 187.

sich in den Einzelheiten vielfach an die Ausgestaltung an, welche die Landwirtschaft des römischen Reiches in der späteren Kaiserzeit durch den Kolonat gefunden hatte. Sie hat aber auch manche Aehnlichkeit mit dem konzentrierten Plantagenbetrieb, wie wir ihn aus der letzten Zeit der römischen Republik vorhin geschildert haben. Aber in einem wichtigen Punkte unterscheidet sich diese Entwicklung der arbeitsteiligen Großwirtschaft von der römischen. In Rom verschlingt der große Grundbesitz den kleinen und ersetzt den Arm des Bauern durch den des Sklaven, um diesen später in den Kolonen umzuwandeln. Der wirtschaftliche Fortschritt, der in der großen Oikenwirtschaft liegt, mußte erkauft werden mit der Proletarisierung des freien Bauernstandes. In der Fronhofsverfassung des Mittelalters wird der freie Kleingrundbesitzer zwar dinglich abhängig; aber er wird nicht aus dem Besitze gedrängt; er bewahrt eine gewisse persönliche und wirtschaftliche Selbständigkeit und nimmt zugleich Teil an der reicheren Güterversorgung, die im System der geschlossenen Hauswirtschaft der Großbetrieb gewährleistet.

Woher kam das?

Im alten Italien ging der kleine Bauer zu Grunde, weil er gewisse öffentliche Lasten, namentlich die Heerespflicht, nicht tragen konnte, weil Kriegs- und Hungersnöte ihn in die Schuldknechtschaft und ins Elend trieben. Im germanisch-romanischen Mittelalter stellte er aus dem gleichen Grunde seine Landstelle unter den großen Grundherrn und empfing von diesem Schutz und Unterstützung in der Zeit der Not.

Man wird die mittelalterliche Fronhofsverfassung am besten verstehen, wenn man sich die Wirtschaft eines ganzen Dorfes als eine Einheit vorstellt, deren Mittelpunkt durch

den Herrenhof gebildet wird[1]). In diesem waltet der kleine Grundherr persönlich, der große durch einen Meier. Das unmittelbar zum Hofe gehörige Salland wird durch dauernd mit ihm verbundene Eigenleute bewirtschaftet, die in den Hofgebäuden Wohnung und Unterhalt empfangen und in vielseitiger landwirtschaftlicher und gewerblicher Arbeitsgliederung für die Produktion, den Haushalt und den persönlichen Dienst der Herrschaft Verwendung finden. Das Salland liegt im Gemenge mit den Landstellen einer größeren oder geringeren Zahl grundhöriger Bauern, von denen jeder seine Hufe selbständig bewirtschaftet, während

1) Wenn es auch zahlreiche Dörfer gab, deren Bauern verschiedenen Grundherren verpflichtet waren und zahlreiche Fronhöfe, zu welchen Bauernstellen aus verschiedenen Dörfern geschlagen waren, so muß doch der im Texte angenommene Fall als der normale angesehen werden. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß das meiste Quellenmaterial, das wir über diese Dinge besitzen, sich auf den Streubesitz der Klöster bezieht, für welchen die Fronhöfe die Kristallisationspunkte abgaben, während wir für die Gutshöfe der großen und namentlich der kleinen weltlichen Grundherren aus älterer Zeit fast kein Material haben. Bei diesen aber ist unser Fall als der regelmäßige anzusehen, soweit die Dörfer durch Ansetzung von Kolonisten um einen Einzelhof entstanden waren. Für den Zweck unserer Darstellung dürfen wir auch die mancherlei Unterschiede in der rechtlichen Stellung der Zins- und Dienstpflichtigen, namentlich den Unterschied von Hof- und Markhörigen bei Seite lassen. Auch die letzteren waren durch das Obereigentum des Herrn an der Allmende in den Wirtschaftsorganismus des Fronhofes hineingezogen. Endlich verkenne ich zwar nicht den Unterschied zwischen der Villenverfassung Karls d. Gr. und der späteren Verwaltungsorganisation der großen Grundherren, meine aber, daß er die Wirtschaft des einzelnen Gutshofes nur an der Oberfläche berührt. Für alles Weitere muß auf Maurer, Gesch. der Fronhöfe, Inama-Sternegg, Die Ausbildung der großen Grundherrschaften in Deutschland und Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im MA., besonders I, S. 719 ff. verwiesen werden.

alle mit dem Hofe den Genuß von Weide, Wald und Wasser gemein haben. Zugleich aber verpflichtet jede Bauernstelle ihren Inhaber zur Leistung gewisser Dienste und Naturalzinsen an den Hof. Die Dienste sind anfangs nach Bedürfnis, später nach Zeit bemessene Arbeiten, sei es auf dem Felde zur Saat- und Erntezeit, auf der Wiese, im Weinberg, im Garten, im Walde, sei es in den Werkstätten des Hofes oder im Frauenhause desselben, wo auch die unfreien Mägde mit Spinnen, Weben, Nähen, Backen, Bierbrauen u. dgl. beschäftigt werden. An den Frontagen erhalten die hörigen Arbeiter die Kost auf dem Hofe, wie die Eigenleute. Auch sind sie verpflichtet, die Umzäunung des Hofes und seiner Felder im Stande zu halten, für den Hof zu wachen, Botengänge und Frachtfuhren für ihn zu übernehmen. Die an den Hof abzuliefernden Naturalzinse sind teils Landwirtschaftsprodukte wie Getreide aller Art, Wolle, Flachs, Honig, Wachs, Wein, Rindvieh, Schweine, Hühner, Eier, teils zugerichtete Hölzer, die im Markwalde gefällt werden (Brennholz, Bauholz, Weinbergspfähle, Kienspäne, Schindeln, Faßdauben, Reifen), teils gewerbliche Erzeugnisse wie Wollen- und Leinentuch, Socken, Schuhe, Brot, Bier, Tonnen, Teller, Schüsseln, Becher, Eisen, Kessel, Messer. Das setzt unter den grundhörigen Bauern, wie unter den leibeigenen Knechten der Höfe, eine gewisse gewerbliche Spezialisierung voraus, die sich erblich mit den betreffenden Hufen verbinden mußte und die naturgemäß nicht bloß der Wirtschaft des Herrn, sondern auch der Güterversorgung der Hüfner zu Gute gekommen ist. Zwischen Dienst und Zins stehen gemischte Leistungen, wie das Liefern von Mist aus des Bauern Hofe auf den herrschaftlichen Acker, die Durchwinterung von Vieh, die Bewirtung der Gäste des Fronhofes. Und

umgekehrt unterstützt der letztere die Wirtschaft der Bauern durch das Halten des Faselviehes, durch die Herstellung von Fähren, Mühlen und Backöfen für den gemeinen Gebrauch, durch den Schutz, den er allen gewährt gegen Gewaltthat und Rechtsbruch und durch die Beihilfen, die er bei Mißwachs und sonstiger Notlage aus seinen Vorräten den Bauern zu reichen verpflichtet ist.

Wir haben hier einen kleinen Wirtschaftsorganismus, der sich vollkommen selbst genügt und der, eben weil er die straffe Konzentration der römischen Sklavenwirtschaften vermeidet und die Verwendung unfreier Arbeiter auf das für die Eigenwirtschaft des Grundherrn im engsten Sinne[1]) notwendige Maß beschränkt, im Stande ist, der Masse der Fronarbeiter die Führung einer eigenen Landwirtschaft für den Hausgebrauch ihrer Familien und damit eine gewisse persönliche Unabhängigkeit zu sichern. Es ist dies ein ähnlicher Fall kleiner partieller Sonderwirtschaften innerhalb der geschlossenen Hauswirtschaft, wie er — freilich in weit geringerem Umfange — auch innerhalb der südslavischen Zadruga für die einzelnen zu einer Hauskommunion vereinigten Ehepaare vorkommt[2]). Wo die Hofgenossenschaft mit einer Markgenossenschaft zusammenfällt, ist sie in gewissem Sinne nach außen wirtschaftlich abgeschlossen durch die Bestimmungen, welche die Veräußerung von Grundeigentum und Marknutzungen an Nichtmärker verbieten. Der innere Zusammenschluß wird hergestellt durch ein eigenes Maß und Gewicht, welches aber nicht für die Sicherung

1) Nach Lamprecht I, 782 wären die Ackerfronden der Hörigen auf die Bewirtschaftung der Bennden oder gutsherrlichen Bifänge in der Allmende verwendet worden, während die unfreien Hofknechte nur für die Bewirtschaftung des Sallandes gebraucht wurden.

2) Vgl. Laveleye, Ureigentum, S. 377.

des Tauschverkehrs, sondern zur Messung der Naturalabgaben an den Grundherrn dient.

Denn das wird man festhalten müssen: das wirtschaftliche Verhältnis zwischen Grundherren und Grundhörigen, so sehr es unter dem allgemeinen Gesichtspunkte von Leistung und Gegenleistung steht, entzieht sich doch vollständig den ökonomischen Kategorien, die aus der Tauschwirtschaft hervorgegangen sind. In dieser Wirtschaft giebt es keinen Preis, keinen Arbeitslohn, keinen Pacht- oder Mietzins, keinen Kapitalprofit und demgemäß keine Unternehmer und keine Lohnarbeiter. Es sind wirtschaftliche Vorgänge und Erscheinungen eigener Art, denen die historische Nationalökonomie nicht Gewalt anthun darf, nachdem sie so oft beklagt hat, daß sie seiner Zeit von der Jurisprudenz vergewaltigt worden sind.

In den Händen des Grundherrn sammeln sich die Ueberschüsse der Fronhofswirtschaft. Es sind durchweg Verbrauchsgüter, welche sich nicht lange aufspeichern, nicht kapitalisieren lassen. Sie werden auf den Krongütern in der Regel so für die Bedürfnisse des Hofhaltes verwendet, daß der König, mit seinem Gefolge von Palatium zu Palatium ziehend, sie direkt in Anspruch nimmt; die großen Grundherrschaften der kirchlichen Korporationen und des hohen Adels lassen sie durch einen festgeordneten Transportdienst der Hörigen nach ihren Hauptsitzen befördern, wo sie in der Regel ebenfalls in den Verbrauch übergehen.

Wir haben also in dieser Wirtschaft doch mancherlei Verkehrserscheinungen: Maß und Gewicht, Personen-, Nachrichten- und Gütertransport, Herbergswesen, Uebertragung von Gütern und Leistungen; aber allen fehlt das Charakteristische des tauschwirtschaftlichen Verkehrs: der spezielle Rapport jeder einzelnen Leistung mit ihrer Gegenleistung

und die freie Selbstbestimmung der mit einander verkehrenden Sonderwirtschaften.

So weit sich nun aber auch durch Eingliederung unfreier oder höriger Arbeit die geschlossene Hauswirtschaft entwickeln mag, eine völlige, für alle Zeiten ausreichende Anpassung an das menschliche Bedarfsleben wird sie nicht erreichen, nicht einmal in ihren höchsten Ausgestaltungen, geschweige denn in ihren schwächeren Bildungen. Hier werden Lücken der Bedarfsdeckung bleiben; dort werden Ueberschüsse auftreten, die in der Wirtschaft, in welcher sie entstanden sind, nicht verbraucht, stehende Produktionsmittel, qualifizierte Arbeitskräfte, die in ihr nicht völlig ausgenutzt werden können.

Daraus entspringen wieder neue Verkehrsvorgänge eigener Art. Der Wirt, dem die Ernte mißraten ist, leiht von dem Nachbar Korn und Stroh bis zur nächsten Ernte, wo er den gleichen Betrag wiedergiebt. Wer durch Brand oder Viehsterben heimgesucht ist, wird von den anderen unterstützt mit der stillen Voraussetzung, daß er ihnen im gleichen Falle die gleiche Liebe erweisen werde. Wer einen Sklaven von besonderer Geschicklichkeit hat, leiht ihn dem Nachbar zur Aushilfe, wobei er von diesem beköstigt wird, in ähnlicher Weise wie man von dem andern ein Pferd, eine Pfanne oder Leiter entlehnt. Wer eine Kelter besitzt, eine Malzdarre, einen Backofen, gestattet dem ärmeren Dorfgenossen zeitweilig die Mitbenutzung, wogegen dieser ihm bei Gelegenheit einen Rechen schnitzt, beim Schafscheren aushilft oder eine Botschaft besorgt. Es ist ein wechselseitiges Aushelfen; niemand wird solche Vorgänge unter die Kategorie des Tausches einreihen wollen[1]).

1) Ueber das Leihen als soziale Pflicht bei Naturvölkern vgl.

Endlich aber treten auch eigentliche Tauschhandlungen auf. Den Uebergang bilden Vorgänge wie die folgenden: der Sklavenherr überläßt dem Nachbar zeitweise seinen unfreien Weber oder Zimmermann und empfängt dafür ein Quantum Wein oder Holz, an dem der Nachbar Ueberfluß hat. Oder der unfreie Schuster oder Schneider wird von der Fronhofsverwaltung, die seine Arbeitskraft nicht voll ausnützen kann, auf einer Landstelle angesetzt unter der Bedingung, jährlich eine bestimmte Zahl Tage auf dem Hofe zu arbeiten. In Zeiten, wo er keine Frontage zu leisten und auch in der eigenen Wirtschaft nicht viel zu thun hat, läßt er seinen hörigen Genossen in den Bauernhäusern seine Kunst zu Gute kommen, empfängt dort die Kost und darüber ein Quantum Brot oder Speck für die Seinen. War er früher bloß der Knecht des Herrenhofes, so wird er jetzt reihum der Knecht aller, aber für jeden nur eine kurze Zeit [1]). Früh auch stellt sich der eigentliche Naturaltausch zur gegenseitigen Ausgleichung von Mangel und Ueberfluß ein: Korn um Wein, ein Pferd um Getreide, ein Stück Leinentuch um ein Quantum Salz. Dieser Tauschverkehr erweitert sich durch das beschränkte Vorkommen mancher Naturgaben und die örtlich gebundene Produktion vielbegehrter Güter; ja er kann einen ziemlich beträchtlichen Umfang annehmen, wenn die einzelne Hauswirtschaft klein, die natürliche Ausstattung benachbarter Gebiete auffallend ungleich ist [2]). Bestimmte Artikel dieses Verkehres werden

Kubary, Ethnogr. Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-Archipels, S. 163.

1) Ueber die entsprechenden Verhältnisse in Griechenland und Rom vgl. meine Ausführungen im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", 2. Aufl. IV, S. 369. 370 f.

2) Diesem Umstande ist der verhältnismäßig reich entwickelte

in oft geschilderter Weise zu allgemeinen Tauschmitteln: Pelze, Wollenzeug, Matten, Vieh, Schmuckgegenstände, endlich Edelmetall. Es entsteht das Geld: die Märkte, der Hausierhandel treten auf; es zeigen sich die Keime des entgeltlichen Kreditverkehrs.

Aber dies alles berührt die geschlossene Hauswirtschaft nur an der Oberfläche, und so wenig uns auch die seitherige Litteratur über die ältere Geschichte des Handels und der Märkte an eine richtige Schätzung dieser Dinge gewöhnt hat, so wird doch aufs entschiedenste betont werden müssen, daß weder bei den antiken Völkern noch im früheren Mittelalter die Gegenstände des täglichen Bedarfs einem regelmäßigen Austausch unterlagen. Seltene Naturprodukte und vereinzelt auch gewerbliche Erzeugnisse von hohem spezifischem Wert bilden die wenigen Handelsartikel. Gehen solche in den allgemeinen Konsum über, wie im Altertum Bernstein, Metallgeräte, keramische Erzeugnisse, Gewürze und Salben, im Mittelalter Wein, Salz, getrocknete Fische, Wollenzeug, so werden auch Wirtschaften auftreten müssen, welche eine Ueberschußproduktion in diesen Dingen sich zur Aufgabe machen, und das wird die weitere Folge haben, daß die anderen Wirtschaften die Tauschäquivalente jener Artikel in einer den Eigenbedarf übersteigenden Menge hervorbringen, wie die Nordländer ihre Pelze und ihr Vadhmâl und die heutigen Afrikaner ihre Rinden- und Baumwollstoffe, ihre Kolanüsse und Salzscheiben. Wo die Bevölkerung in städtischen Mittelpunkten

---

Wochenmarktverkehr des alten Griechenland und der heutigen Negerländer zuzuschreiben; in Ozeanien ruft die Kleinheit der Inseln und die ungleiche Entwicklung des Hauswerks wie des Feldbaus bei ihren Bewohnern sogar stellenweise einen lebhaften Seeverkehr hervor. Aehnlich ist der vielberufene „Seehandel" der alten Griechen zu beurteilen.

sich verdichtet, kann sogar ein lebhafter Marktverkehr in Lebensmitteln Platz greifen, wie im klassischen Altertum und heute in manchen Negerländern. Ja es ist selbst ein berufsmäßiger Gewerbe- und Handelsbetrieb in gewissem Umfange möglich.

Aber die innere Struktur des Wirtschaftslebens wird dadurch nicht berührt. Anstoß und Richtung empfängt jede Einzelwirtschaft nach wie vor durch den Eigenbedarf ihrer Angehörigen; was sie zur Befriedigung desselben selbst erzeugen kann, muß sie hervorbringen. Ihr einziger Regulator ist der Gebrauchswert. „Der Landwirt taugt nichts", sagt der ältere Plinius, „der da kauft, was eigene Wirtschaft ihm gewähren kann", und dieser Grundsatz ist noch viele Jahrhunderte nachher in Geltung geblieben.

Man darf sich durch die Thatsache anscheinend reichlichen Geldgebrauches in frühen historischen Perioden an der richtigen Auffassung dieser Wirtschaftsstufe nicht irre machen lassen. Geld ist nicht bloß Tauschmittel, sondern auch Wertmaß, Zahlmittel und Mittel der Wertaufbewahrung. Zahlungen aber ergeben sich massenhaft auch abseiten des Tausches (Geldbußen, Tribute, Sporteln, Steuern, Entschädigungen, Ehren- und Gastgeschenke) und werden ursprünglich in Erzeugnissen der eigenen Wirtschaft (Getreide, getrocknetes Fleisch, Gewebe, Salz, Vieh, Sklaven) geleistet, die sofort in den Haushalt des Empfängers übergehen. Dementsprechend zirkulieren alle älteren Geldarten, lange Zeit selbst das Edelmetall, in der Gebrauchsform, in der sie von der einzelnen Wirtschaft ebensowohl zur unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung als zum tauschmäßigen Erwerb anderer Gebrauchsgüter verwendet werden können. Wo sie besonders wertbeständig sind, dienen sie in hervorragendem Maße der Schatzbildung. Dies gilt namentlich vom Edel-

metall, das in günstigen Zeiten ebenso rasch die Form roher Prunkgeräte annahm, als es sie in ungünstigen wieder verlor. Daß endlich der Wertmesserdienst durch das Metallgeld versehen werden kann, auch wenn thatsächlich die Umsätze in anderen Gütern erfolgen, zeigt der Gebrauch des Uten im alten Aegypten, eines gewundenen Stücks Kupferdraht, nach dem die Preise bestimmt wurden, während die Zahlungen selbst in den verschiedenartigsten Bedarfsartikeln erfolgten [1]). Das Gleiche ergiebt sich aus den zahlreichen mittelalterlichen Urkunden, in denen — weit über den hier ins Auge gefaßten Zeitraum hinaus — die Preise zum Teil in Geld, zum Teil in Pferden, Hunden, Wein, Getreide u. dgl. festgesetzt sind, oder wo es dem Käufer freigestellt wird, eine Geldsumme zu zahlen, „womit er kann" (in quo potuerit).

Wenn Lamprecht über das französische Wirtschaftsleben des elften Jahrhunderts sagt, daß man nur im Notfalle kaufte [2]), so gilt das in der Hauptsache auch vom Verkaufe. Der Tausch ist ein der geschlossenen Hauswirtschaft fremdes Element, dessen Eindringen sie so lange und so zäh als möglich Widerstand entgegengesetzt. Der Kauf ist regelmäßig Barkauf, an feierliche, schwerfällige Formen gebunden. Das älteste römische Stadtrecht schreibt vor,

1) Erman, Aegypten u. ägypt. Leben im Altertum, S. 179. 657. So noch heute unter ähnlichen Verhältnissen. „Ueberall in West-, Inner- und Ostafrika haben sich für den Austausch der Güter ganz bestimmte, manchmal sogar recht komplizierte Normen herausgebildet, ebenso wie bei uns, nur mit dem Unterschied, daß das gemünzte Geld meistens fehlt, was durchaus nicht verhindert, daß trotzdem eine Valuta von Zwischenwerten vorhanden ist, wenn auch bloß in Begriffen und Worten" 2c.: Buchner, Kamerun, S. 93.

2) Französ. Wirtschaftsleben S. 132. Vgl. auch Lamprecht's Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter, II, S. 374 ff.

daß der Kauf vor fünf mannbaren römischen Bürgern als Zeugen stattzufinden hat: dem Verkäufer wird das Rohkupfer, in welchem der Preis besteht, durch einen gelernten Wagmeister (libripens) zugewogen; der Käufer ergreift mit solennen Worten von der gekauften Sache Besitz. Man halte damit zusammen die umständliche Symbolik des alten deutschen Verkehrsrechts, und man wird sich leicht überzeugen, daß in der Wirtschaftsepoche, welche diesen starren Rechtsformalismus geschaffen hat, Kauf und Verkauf, Pacht und Miete nicht Geschäfte des täglichen Lebens sein konnten. In die innere Ordnung der Einzelwirtschaft drang demgemäß auch der Tauschwert nicht bestimmend ein; diese kannte nur Bedarfsproduktion und, wo solche nicht ausreichte, das Geschenk, welches in der Erwartung eines Gegengeschenkes gegeben wird, das Leihen von Gebrauchsgegenständen und Werkzeugen, nötigenfalls auch den Raub. Die Ausbildung der Gastfreundschaft, die Legitimierung des Bettelns, die Verbindung des Nomadenlebens und des ältesten Seehandels mit dem Raub, die außerordentliche Verbreitung des Feld- und Viehdiebstahls bei rohen Ackerbauvölkern sind darum gewöhnliche Begleiterscheinungen der geschlossenen Hauswirtschaft.

Nach dem Gesagten wird es klar geworden sein, daß bei dieser Art der Bedürfnisbefriedigung die wesentlichen wirtschaftlichen Erscheinungen sich verschieden gestalten müssen von den Erscheinungen der modernen Volkswirtschaft. Bedürfnis, Arbeit, Produktion, Produktionsmittel, Produkt, Gebrauchsvorrat, Gebrauchswert, Konsumtion: das sind die wenigen Begriffe, die im regulären Gang der Dinge den ökonomischen Erscheinungskreis erschöpfen. Es gibt keine volkswirtschaftliche Arbeitsteilung und darum keine Berufsstände, keine Unternehmungen, kein

Kapital im Sinne eines zu Erwerbszwecken dienenden Gütervorrats. Die Kategorien Industrie- und Handelskapital, Leih- und Nutzkapital sind ganz ausgeschlossen. Will man den Ausdruck Kapital nach verbreiteter Uebung auf Produktionsmittel schlechthin anwenden, so muß man ihn jedenfalls auf Werkzeuge und Geräte (das sog. stehende Kapital) beschränken. Was man in der neueren Theorie als umlaufendes Kapital zu bezeichnen pflegt, ist in der geschlossenen Hauswirtschaft lediglich Gebrauchsvermögen, das der Genußreife entgegen geht: unfertiges oder halbfertiges Produkt. Es gibt im regelmäßigen Verlauf der Wirtschaft auch keine Waren, keinen Preis, keinen Güterumlauf, keine Einkommensverteilung und demgemäß keinen Arbeitslohn, keinen Unternehmergewinn, keinen Zins als besondere Einkommensarten[1]). Nur die Grundrente beginnt bereits sich aus dem Bodenertrage abzuscheiden, erscheint aber noch nirgends rein, sondern mit anderen Einkommenselementen vermischt.

Vielleicht ist es aber unangebracht, auf dieser Stufe überhaupt von Einkommen zu sprechen. Was wir Einkommen nennen, ist normaler Weise ein Ergebnis des Ver-

1) Für die meisten hier angeführten Begriffe fehlt es in der griechischen und lateinischen Sprache an Ausdrücken. Sie müssen entweder umschrieben oder mit sehr allgemeinen Worten bezeichnet werden. Das gilt zunächst schon von dem Begriff Einkommen. Das lateinische reditus bezeichnet das, was vom Acker zurückkommt. Einer ähnlichen Uebertragung bedient sich Tacitus Ann. IV, 6. 3, wenn er die Staatseinkünfte als fructus publici bezeichnet. Man vergleiche damit die zahlreichen, fein unterscheidenden Ausdrücke für den Begriff Vermögen! Merces heißt sowohl Lohn als Pachtzins, Mietzins, Kapitalzins, Preis. Aehnlich das griechische μισθός. Für die Ausdrücke Beruf, Geschäft, Unternehmung, Gewerbe haben beide klassische Sprachen nichts Entsprechendes.

kehrs; in der geschlossenen Hauswirtschaft ist es die Summe der Gebrauchsgüter, welche aus der Wirtschaft selbst hervorgehen, der gesamte Wirtschaftsertrag des Hausherrn. Dieser Ertrag läßt sich aber von seinem Vermögen um so weniger abscheiden je mehr die Abhängigkeit der Wirtschaft von elementaren Zufällen das Ansammeln von Vorräten gebietet. Einkommen und Vermögen bilden eine ununterscheidbare Masse, von der fortwährend ein Teil in der Aufwärtsbewegung zur Genußreife, ein anderer in der Abwärtsbewegung zum Verbrauch sich befindet, während ein dritter in Kasten und Truhe, in Keller und Speicher als eine Art Versicherungsfond lagert.

Zu dem letzteren gehört auch das Geld. Soweit es im Tausche gebraucht wird, ist es für den Empfänger in der Regel nicht vorläufiger, sondern definitiver Gegenwert. Seine Hauptrolle spielt es nicht auf dem Boden der Tauschvermittlung, sondern auf dem der Wertaufbewahrung, der Wertmessung und Wertübertragung. Darlehen von einer Wirtschaft an die andere finden zwar statt; aber sie sind in der Regel unverzinslich und dienen konsumtiven Zwecken. Der Produktivkredit verträgt sich mit dieser Wirtschaftsweise nicht. Wo sich das verzinsliche Gelddarlehen eindrängt, erscheint es als etwas Unnatürliches und zieht, wie man aus der griechischen und römischen Geschichte weiß, das Verderben des Schuldners nach sich. Das kanonische Zinsverbot entsprang darum nicht moraltheologischer Beliebung, sondern ökonomischer Notwendigkeit.

Wo sich eine direkte Staatssteuer ausgebildet hat, ist es regelmäßig eine Vermögenssteuer, meist von grundsteuerartigem Charakter. So die athenische εἰσφορά, das römische tributum civium und der mittelalterliche Schoß oder die Bede. Daneben werden unmittelbare Leistungen aus dem

Vermögen des Einzelnen an Staat und Gemeinde (Stellung von Schiffen, Veranstaltung von Festen und Bewirtungen: Liturgien) in Anspruch genommen. Die Idee der Einkommensbesteuerung, so naturgemäß und selbstverständlich sie uns erscheint, würde für unsere Vorfahren schlechterdings unfaßbar gewesen sein.

Die geschlossene Hauswirtschaft wird durch eine Jahrhunderte dauernde Umbildung übergeführt in die *Wirtschaft des direkten Austausches*: an die Stelle der reinen Eigenproduktion tritt die Kundenproduktion. Wir haben diese Entwicklungsstufe als *Stadtwirtschaft* bezeichnet, weil sie durch die mittelalterlichen Städte in den deutschen und romanischen Ländern in typischer Weise zum Ausdruck gebracht wird. Es darf aber dabei nicht übersehen werden, daß sich auch bereits im Altertum Ansätze dieser Entwicklung nachweisen lassen und daß dieselben, freilich in vielfach abweichender Gestalt, auch später in den vorgeschritteneren slavischen Gebieten aufgetreten sind.

Der Uebergang zu dieser Wirtschaft zeigt sich noch auf der Stufe der Hauswirtschaft darin, daß die auf den Anbau des Bodens gegründete Einzelwirtschaft einen Teil ihrer Selbständigkeit verliert, indem sie nicht mehr im Stande ist, ihren gesamten Güterbedarf mit eigenen Kräften zu erzeugen und dauernd und regelmäßig der Ergänzung aus den Erzeugnissen anderer Wirtschaften bedarf. Es bilden sich aber nicht sofort vom Boden losgelöste Wirtschaften, deren Träger etwa die industrielle Veredelung von Stoffen für Andere oder die berufsmäßige Leistung von Diensten oder die Besorgung des Austausches zur ausschließlichen Erwerbsquelle machen. Vielmehr sucht nach wie vor ein jeder Wirt soweit als möglich dem Boden

seinen Unterhalt abzugewinnen; hat er darüber hinaus Bedürfnisse, so benutzt er eine besondere Geschicklichkeit seiner Hand, einen besonderen Produktionsvorteil seines Wohnorts, der in Feld, Wald oder Wasser ihm entgegentritt, um ein spezielles Erzeugnis im Ueberfluß hervorzubringen: der eine Getreide, der andere Wein, der dritte Salz, der vierte Fische, ein fünfter Leinwand oder ein sonstiges Produkt des Hausfleißes. Auf diese Weise entstehen einseitig entwickelte Sonderwirtschaften, welche auf den regelmäßigen gegenseitigen Austausch ihrer Ueberschußprodukte angewiesen sind. Dieser Austausch bedarf zunächst nicht eines organisierten Handels. Wohl aber bedarf er leichterer Verkehrsformen, als sie das ältere Recht bot, und diese finden sich durch die Ausbildung des *Marktwesens*, welche in der Hauptsache noch auf dem Boden der Hauswirtschaft erfolgt.

Markt ist das Zusammentreffen zahlreicher Käufer und Verkäufer an einem bestimmten Orte zu bestimmter Zeit. Mag derselbe sich an Kultfeste und sonstige Volksversammlungen anschließen, mag er der günstigen Verkehrslage eines Ortes seine Entstehung verdanken, immer ist er eine Gelegenheit, wo Produzent und Konsument mit ihren entgegengesetzten Tauschbedürfnissen einander gegenübertreten, und er ist das in der Hauptsache bis auf den heutigen Tag geblieben. Der Markt und der stehende Handel schließen einander aus. Wo es einen Berufsstand von Kaufleuten gibt, braucht man keine Märkte: wo es Märkte gibt, braucht man keine Kaufleute. Nur da, wo ein Land begehrte Erzeugnisse nicht selbst hervorbringt und diese aus dem Auslande herzugeführt werden müssen, kann sich schon auf der Stufe der Hauswirtschaft dafür ein eigener, wenn auch wenig zahlreicher Berufsstand ausbilden, der Aufkauf,

Transport und Vertrieb jener Waren in seiner Hand vereinigt, für den letzteren aber ebenfalls und fast ausschließlich die Verkehrsgelegenheit der Märkte benutzt.

Was hat nun die mittelalterliche Stadt an diesem Zustande geändert und worin besteht die Wirtschaftsordnung, die wir als geschlossene Stadtwirtschaft bezeichnet haben?

Die mittelalterliche Stadt ist in erster Linie eine Burg, d. h. ein mit Mauern und Gräben befestigter Ort, der den Bewohnern der umliegenden offenen Landorte als Zuflucht und Schutz dient. Jede Stadt setzt also das Bestehen eines Schutzverbandes voraus, der die ländlichen Ansiedelungen eines engeren oder weiteren Umkreises zu einer Art militärischer Gemeinschaft mit bestimmten Rechten und Pflichten zusammenfügt. Alle dieser Gemeinschaft angehörenden Orte haben die Verpflichtung, die Befestigungswerke der Stadt durch gemeinsame Arbeits- und Gespannleistungen zu unterhalten und im Kriegsfalle mit gewaffneter Hand zu verteidigen. Sie haben dafür das Recht, sich mit Weib und Kind, mit Vieh und Fahrhabe, so oft es Not thut, hinter den Mauern zu bergen. Dieses Recht heißt Burgrecht, und der es genießt, ist ein Burger (burgensis).

Anfangs sind die dauernden Bewohner der Stadt auch hinsichtlich ihrer Beschäftigung in keiner Weise von den Bewohnern der Landorte unterschieden. Sie treiben Landwirtschaft und Viehzucht wie diese; sie nutzen Wald und Wasser und Weide gemeinsam; ihre Wohnungen sind, wie noch heute an der baulichen Anlage vieler alten Städte zu ersehen, Bauernhöfe mit Scheunen und Stallungen und weiten Hofräumen dazwischen. Aber ihr Gemeindeleben erschöpft sich nicht in der Regelung der Allmendnutzung

und in den sonstigen landwirtschaftlichen Interessen. Sie sind ja sozusagen als eine stehende Besatzung in die Burg gelegt und haben reihum auf Türmen und Thoren den täglichen Wachdienst zu versehen. Wer in der Stadt sich dauernd niederlassen will, muß darum nicht bloß Grundeigentum (zum mindesten ein Haus) besitzen, er muß auch mit Wehr und Harnisch gerüstet sein.

Der Wachdienst und die durch das Burgrecht gebotene Weitläufigkeit der Stadtanlagen erforderten eine größere Menschenzahl, und bald reichte die Stadtmarkung nicht mehr aus, sie zu ernähren. Hier trat nun die vorhin beschriebene einseitige Fortbildung der Hauswirtschaften ins Mittel: die Stadt wurde der Sitz der Gewerbe und zugleich der Märkte; auf diesen setzte der Bauer vom Lande auch fernerhin noch seine Ueberschüsse ab und erwarb dafür von dem Stadtbewohner, was er nicht mehr selbst erzeugen konnte, was aber dieser jetzt ausschließlich oder fast ausschließlich hervorbrachte: Industrieprodukte.

Das Burgrecht erfuhr infolge dessen eine Erweiterung. Alle, welche es genossen, hatten Markt- und Zollfreiheit in der Stadt. Das Recht des freien Kaufs und Verkaufs auf dem städtischen Markte ist also ursprünglich ein Ausfluß des Burgrechtes. Damit ist aus dem militärischen Schutzverband eine territoriale Wirtschaftsgemeinschaft geworden, welche auf gegenseitigem direkten Austausche landwirtschaftlicher und gewerblicher Produkte zwischen den jedesmaligen Erzeugern und Verbrauchern beruht.

Alle Besucher eines Marktes erfreuten sich — zweifellos schon in der vorstädtischen Periode — auf dem Hin- und Rückwege eines besonders kräftigen königlichen Schutzes, der sich auch auf den Markt selbst und den ganzen Marktort ausdehnte. Dieser Marktfrieden hatte die Wirkung,

daß die Marktleute für die Dauer ihres Aufenthaltes in der Stadt gegen gerichtliche Verfolgung wegen früher entstandener Schuldforderungen sicher gestellt und daß Schädigungen, die ihnen an Leib und Gut zugefügt wurden, als qualifizierte Friedensbrüche mit doppelter Strafe bedroht wurden. Die Marktleute heißen allgemein Kaufleute, mercatores, negotiatores, emptores[1]).

1) Die neuere Litteratur über die Entstehung der deutschen Städteverfassung hat die sehr weite Bedeutung des Wortes Kaufmann übersehen und die zahllosen Städte, welche auf dem Boden des Deutschen Reiches gegen Ende des Mittelalters bestanden, von Köln und Augsburg bis Medebach und Radolfzell, mit Kaufleuten im modernen Sinne, also einem berufsmäßig entwickelten Stande von Händlern bevölkert, die man sich in der Regel noch als Großhändler vorzustellen pflegt. Die ganze Wirtschaftsgeschichte empört sich gegen diese Auffassung. Womit haben denn diese Leute gehandelt und womit haben sie ihre Waren bezahlt? Und erst der Sprachgebrauch! Das hervorstechendste Merkmal des Berufs-Kaufmanns in seinem Verhältnis zum Publikum ist nicht seine Gewohnheit zu kaufen sondern zu verkaufen. Und doch ist der mittelalterliche „Kaufmann" nach dem Kaufen benannt. Urkunden Ottos III. für Dortmund von 990 und 1000 sprechen von den emptores Trotmanniae, deren Recht (gleich dem von Köln und Mainz) für andere Städte als Muster gelten soll, in demselben Zusammenhang wie andere Urkunden von den mercatores oder negotiatores. Wenn 1075 der Abt von Reichenau mit einem Federstrich die Bauern von Allensbach und ihre Nachkommen in Kaufleute verwandeln kann (ut ipsi et eorum posteri sint mercatores), so ist keine Interpretationskunst der Welt im Stande, das zu erklären, wenn man an den berufsmäßigen Händler denkt. Daß in der That unter dem Kaufmann jeder, der mit seiner Ware zu Markte stand, verstanden wurde, einerlei ob er sie selbst produziert oder im Großen gekauft hatte, zeigt z. B. noch eine (ungedruckte) Klärung des Frankfurter Rats von 1420 über den Zoll, den man Marktrecht nannte (im Gesetzbuch No. 3 des Stadtarchivs, Fol. 80). Dort heißt es im Eingang, diesen Zoll habe zu entrichten: „ein iglich kauffmann, der da steet uff der straſſen mit siner kauffmanſchafft, wilcherley die ist." Dann

Da die Bewohner der Stadt selbst vorzugsweise darauf angewiesen waren, auf dem Markte zu kaufen und zu verkaufen, so heftete sich der Name der Markt- oder Kaufleute in dem Maße mehr an sie an, als die Bedeutung des Marktes für ihren Nahrungsstand zunahm. In demselben Maße aber dehnte sich das Zufuhr- und Absatzgebiet dieses Marktes weiter in das Land hinein aus. Er fiel nun nicht mehr mit dem Burgrechtsverband zusammen, dessen Bedeutung für die Landbevölkerung ohnehin mit der wachsenden Sicherheit des ganzen Landes gegen äußere Einfälle sich hatte abschwächen müssen. Auf der anderen Seite wurde mit der Zunahme der Gewerbe die ganze Stadt, nicht bloß der ursprünglich allein dafür bestimmte abgegrenzte Raum, zum Markte: der Marktfrieden wurde zum Stadtfrieden, und zur Aufrechterhaltung des letzteren wurde die Stadt als besonderer Gerichtsbezirk aus dem Landrechtsverbande ausgeschieden. Es bildete sich der Grundsatz: „Städtische Luft macht frei", und damit entstand eine sozialrechtliche Kluft zwischen Bürger und Bauer, die man im XIII. und XIV. Jahrhundert vergebens durch das Aus-

folgen in ausführlicher Spezifikation die einzelnen „Kaufleute" oder die „Kaufmannschaft", die den Zoll zu tragen hat. Aus der langen Liste seien nur folgende Fälle ausgehoben: die Altgewänder, die Köche, die Hocken, die Seiler, die Haselnüsse feil haben, die Eier- und Käsekarren, Körbe mit Hühnern, die man auf dem Rücken trägt, Fremde, die über ein Malter Käse haben, die Flickschuster, die Wechseler, die Bäcker, die unter den Hallen stehen, fremde Brotkarren, Gänse, Wagen mit Wicken, Stroh, Heu, Kohlen, alle, die Leinwand, Flachs, Hanf oder Garn feil haben, die auf der Straße stehen. Das sind also in buntem Durcheinander: städtische Kleinhändler, Handwerker, Bauern. — Daß auf dem Markte Verkäufer und Käufer als Kaufleute bezeichnet wurden, geht aus zahlreichen Urkunden hervor; ja es ließen sich Stellen anführen, nach denen man sogar vorzugsweise an den Einkäufer gedacht zu haben scheint, wenn man vom Kaufmann sprach.

und Pfahlbürgertum zu überbrücken suchte. Der Name Bürger beschränkte sich schließlich auf die ansässigen Glieder der Stadtgemeinde, und die Zeit gab diesem Namen einen rechtlichen und sittlichen Inhalt, in welchem die Staatsidee der alten Hellenen wieder lebendig geworden zu sein schien.

Uns darf hier weder die Entwicklung der Stadtverfassung mit ihrer genossenschaftlich abgestuften Selbstverwaltung noch die politische Machtstellung weiter beschäftigen, zu welcher die Städte in Deutschland, Frankreich und Italien im späteren Mittelalter gelangten. Wir haben es nur mit der ausgereiften wirtschaftlichen Organisation zu thun, deren Kernpunkte diese Städte bildeten.

Wenn wir eine Karte des alten Deutschen Reiches zur Hand nehmen und auf derselben die Orte bezeichnen, welchen bis zu Ende des Mittelalters Stadtrecht verliehen worden ist (es mögen ihrer etwa 3000 gewesen sein), so erblicken wir das ganze Land in Abständen von durchschnittlich 4—5 Wegstunden im Süden und Westen, von 7—8 Stunden im Norden und Osten mit Städten übersäet. Nicht alle haben gleiche Bedeutung gehabt; aber die meisten waren doch zu ihrer Zeit (oder bemühten sich wenigstens zu sein) die Mittelpunkte territorialer Wirtschaftsgebiete, welche ebenso ein für sich abgeschlossenes Leben führten wie früher der Fronhof. Um von der Größe dieser Gebiete eine Vorstellung zu gewinnen, denken wir uns das gesamte Territorium gleichmäßig auf die vorhandenen Stadtrechte verteilt. Es kommen dann im Südwesten von Deutschland durchschnittlich 2—$2^1/_2$ Quadratmeilen auf eine Stadt, im mittleren und nordwestlichen Deutschland 3—4, im östlichen 5—8. Stellen wir uns die Stadt immer im Mittelpunkte eines solchen Gebietsabschnittes vor, so überzeugen wir uns,

daß fast überall in Deutschland der Bauer aus der entferntesten ländlichen Niederlassung den städtischen Markt in einem Tage erreichen und am Abend wieder zurück sein konnte[1]).

Das ganze städtische Marktrecht, wie es in älterer Zeit die Stadtherren, später die Stadträte geregelt haben, läuft auf die beiden Grundsätze hinaus, daß soweit als irgend möglich öffentlich und aus erster Hand gekauft werden müsse und daß alles, was in der Stadt selbst produziert werden könne, darin auch produziert werden solle. Für einheimische Industrieprodukte war der Zwischenhandel jedermann, auch den Handwerkern selbst, untersagt; für die auswärtige Zufuhr war er nur dann gestattet, wenn sie bereits zu Markte gestanden hatte und unverkauft geblieben war. Das Ziel war immer die reichliche und preiswürdige Versorgung der einheimischen Konsumenten und die volle Befriedigung der fremden Kunden des städtischen Gewerbes.

Zufuhr- und Absatzgebiet des städtischen Marktes fielen zusammen. Die Bewohner der Landschaft brachten Lebens-

1) Obwohl seit dem Mittelalter manche Orte ihr Stadtrecht verloren, andere dasselbe neu gewonnen haben, so gibt doch die Zahl der Orte, welche heute noch den Namen Stadt führen, eine ungefähr richtige Vorstellung. Im Durchschnitt kommen gegenwärtig auf eine Stadt Quadratkilometer: in Baden 132, in Württemberg 134, in Elsaß-Lothringen 137, in Hessen 118, im Königr. Sachsen 105, in Hessen-Nassau 145, in der Rheinprovinz 193, in Westfalen 196, in der Provinz Sachsen 175, in Brandenburg 291, im Königr. Bayern 328, in Hannover 341, in Schleswig-Holstein 350, in Pommern 412, in Westpreußen 473 und in Ostpreußen 552. — Das Stadtgründungsfieber, das im Mittelalter bei vielen Territorialherren beobachtet werden kann, hat lebensunfähige Städte genug ins Dasein gerufen. Bekanntlich verbietet der Sachsenspiegel: „Man enmuz cheinen markt buwen deme andern einer mile nah." Weiske III, 66 § 1.

mittel und Rohstoffe herein und kauften für den Erlös die Arbeit des städtischen Handwerkers, entweder unmittelbar in Gestalt des Lohnwerks oder mittelbar in Gestalt fertiger Produkte, die vorher stückweise bestellt oder auf dem offenen Markte am Stande des Preiswerkers entnommen wurden. Bürger und Bauer standen also in einem gegenseitigen Kundenverhältnis: was der eine erzeugte, brauchte immer wieder der andere, und ein großer Teil dieses Wechselverkehrs vollzog sich ohne das Dazwischentreten des Geldes, oder so, daß das Geld nur zur Ausgleichung der Wertunterschiede herangezogen wurde.

Das städtische Handwerk hatte ein ausschließliches Absatzrecht auf dem Markte. Handwerksprodukte aus fremden Städten wurden nur dann zugelassen, wenn das betreffende Gewerbe in der Stadt keine Vertreter hatte. Sie pflegten von den auswärtigen Erzeugern an den Jahrmärkten zum Verkauf gebracht zu werden, und an dieser einen Stelle greifen wohl die verschiedenen städtischen Marktgebiete in einander über. Aber, was das wesentlichste ist: der direkte Absatz des Produzenten an den Konsumenten ist auch hier gewahrt, und es sind Ausnahmefälle. War ein Gewerbe in der Stadt nicht vertreten, das seinen Mann dort hätte nähren können, so berief der Rat einen geschickten Meister von außen und bewog ihn durch Steuererlaß und andere Vorteile zur Ansiedelung. Brauchte er größeres Anlagekapital, so trat die Stadt selbst ins Mittel, baute Werkstätten und Verkaufsläden und legte Mühlen, Schleifwerke, Tuchrahmen, Bleichen, Färbehäuser, Walkmühlen u. dgl. auf ihre Kosten an — alles in der Absicht, möglichste Vielseitigkeit der Bedürfnisbefriedigung durch einheimische Produktion zu gewährleisten.

Wenn an sich schon der direkte Verkehr des Hand-

werkers mit dem Verbraucher seiner Erzeugnisse[1]) das Gefühl der persönlichen Verantwortung in dem ersteren rege erhalten mußte, so suchte man dieses ethische Moment doch noch durch besondere Maßnahmen zu stärken. Das Handwerk ist ein Amt, das zum allgemeinen Besten verwaltet werden muß. Der Meister soll „gerechte" Arbeit liefern. Soweit der Handwerker den Kunden noch mit seiner persönlichen Arbeitskraft zur Verfügung stand, setzte man ihm wohl eine Taxe für das, was er auf der Stör an Taglohn und Kost zu beanspruchen hatte. Wo ihm der Rohstoff vom Besteller ins Haus gegeben wurde (z. B. bei Kannengießern das Zinn, bei Goldschmieden das Silber und Gold, bei Webern das Garn), sorgte man, daß er nicht verfälscht werde. Wo dagegen der Handwerksmann den Stoff lieferte, waren öffentliche Verkaufsstellen auf dem Markte, um die Kirchen, an den Thoren, in einzelnen Straßen errichtet, die oft auch als Werkstätten dienten (Brottische, Fleischbänke, Gewandhäuser, Tuchgaden, Kürschnerlauben, Schuhbänke u. s. w.). Es war Marktregel, daß die Verkäufer desselben Produktes neben einander in gegenseitigem offenen Wettbewerb und unter der Ueberwachung der Marktmeister und Schaubeamten feil hielten, und diese Regel dehnte sich auch insofern auf die Handwerker aus, welche bloß in ihren Häusern auf Bestellung arbeiteten, als sie meist in der gleichen Straße neben einander wohnten. Manche Städte haben bis auf den heutigen Tag die Erinnerung an diesen Zustand in den Namen ihrer Straßen erhalten (Schuster-, Gerber-, Weber-, Böttcher-, Fleischer-, Fischergassen), von

1) Dieser wurde hie und da noch dadurch gewährleistet, daß nicht einmal die Frau des Handwerkers ihn beim Verkaufe vertreten durfte. Vgl. Gramich, Verf. u. Verw. d. St. Würzburg vom XIII. bis XV. Jh. S. 38 f.

denen viele direkt auf den alten Marktplatz ausmündeten. So erschien auch äußerlich der größte Teil der Stadt oder gar diese im Ganzen als *ein* großer Markt. Daß außerdem die vielfachen Vorschriften über den zu verwendenden Rohstoff, das Arbeitsverfahren, die Länge und Breite der Tücher und direkte Preisregulierung zum Schutze des Konsumenten dienen mußten, ist bekannt[1]).

Wie der städtische Produzent in Stadt und Bannmeile, ein ausschließliches Absatzrecht auf seine Handwerksarbeit, so hat der städtische Konsument innerhalb dieses Gebietes ein ausschließliches Kaufrecht auf die fremde Zufuhr. Das letztere kann freilich nur Wirkung haben, wenn die Zufuhr auch wirklich zu Markte kommt und hier die gehörige Zeit feil steht. Damit dies geschieht, ist das Stapelrecht eingeführt, der Vorkauf in den Landorten oder vor den Stadtthoren verboten, der Verkauf an Wiederverkäufer, Handwerker und Fremde nur gestattet, nachdem die Konsumenten befriedigt sind und auch hier gewöhnlich mit der Einschränkung, daß den letzteren auf Verlangen Anteil gegeben werden muß, endlich die Wiederausfuhr einmal eingebrachter Marktgüter untersagt oder nur nach dreitägigem vergeblichem Feilhalten gestattet[2]).

Immer aber waltet gegen den *fremden Verkäufer* ein tiefgewurzeltes Mißtrauen ob. Diesem verdankt die eigentümliche Art der Tauschvermittlung durch obrigkeitliche Unterkäufer, Messer und Wäger ihr Dasein. Heute kontrolliert der Staat durch Eiche und polizeiliche Revisionen

1) Der Kürze halber verweise ich für das alles auf *Stieda* in d. Jhb. f. N.-Oe. u. Statistik XXVII, S. 91 ff.

2) Die betreffenden Einrichtungen sind am sorgfältigsten durchgebildet beim Getreideverkehr: *Schmoller* im Jhb. f. Gesetzg., Verw. u. Volksw. XX, S. 708 ff.

Maß und Gewicht und überläßt es den Tauschlustigen selbst, sich gegenseitig zu finden. Im Mittelalter fehlten die technischen Mittel zur Herstellung vollkommener Maße und zu deren Sicherung. Wurden doch gewöhnliche Feldsteine (auf der Frankfurter Messe sogar Holzklötze noch im XV. Jh.) als Gewichte benutzt. Um dennoch eine sichere Bestimmung der ausgetauschten Gütermengen zu erzielen, entzog man den Beteiligten die Handhabung der Maße und legte sie in die Hände besonderer Beamten, deren Heranziehung bei jedem Verkaufe eines Fremden obligatorisch war. Das Amt dieser Unterkäufer war es, Käufer und Verkäufer zusammenzubringen, bei der Preisbestimmung zu vermitteln, die Ware auf etwaige Fehler zu prüfen, dem Käufer auszusuchen soviel er gekauft hatte und für die richtige Lieferung besorgt zu sein. Eigene Geschäfte waren dem Unterkäufer verboten; er durfte nicht einmal von dem fremden Verkäufer, den er zu beherbergen pflegte, unverkauft gebliebene Warenreste bei der Abreise erwerben.

Dieses System des direkten Austausches findet sich bis auf die feinsten Einzelheiten durchgebildet, wenn auch mit manchen lokalen Besonderheiten, in allen mittelalterlichen Städten. Man muß daraus schließen, daß die thatsächlichen Verhältnisse, denen seine Grundgedanken entsprungen sind, durchaus zwingender Natur waren. Wie weit es wirklich durchführbar war, läßt sich nur übersehen, wenn wir die Frage beantworten können, wie weit der *Handel* dabei Raum gefunden hatte.

Außer Zweifel steht, daß es in den Städten einen ansässigen *Kleinhandel* gab. Zu ihm gehörten alle, welche „Pfennwerte verkaufen für den armen Mann". Um das zu verstehen, muß man sich gegenwärtig halten, daß alle wohlhabenden Leute in den Städten auf den Wochen-

und Jahrmärkten direkt ihren Bedarf von den fremden Marktleuten zu kaufen pflegten. Der Arme konnte sich nicht auf längere Zeit versorgen; er lebte, wie heute noch, „aus der Hand in den Mund". Für ihn übernahm darum der Kleinhändler das Halten von Vorräten zum allmählichen Verschleiß.

Man kann drei Gruppen solcher Kleinhändler unterscheiden: Krämer, Hocken und Gewandschneider oder Gadenleute. Die letzteren waren in der ersten Hälfte der Stadtwirtschaftsperiode die angesehensten, da es in vielen Städten keine einheimische Wollweberei gab. Mit dem Heranwachsen einer solchen wurde ihre Thätigkeit auf den Vertrieb der feineren niederländischen Tücher, der Seiden- und Baumwollstoffe beschränkt, oder sie machten im Kaufhause den Webern Platz.

Der Großhandel war ausschließlich Wander- und Markt- oder Meßhandel, und die meisten Städte werden bis zum Ende des Mittelalters ansässige Kaufleute, die den Großhandel ständig und ausschließlich ausübten, nicht in ihren Mauern gesehen haben. Ihm unterlagen nur Güter, welche in dem engeren oder weiteren Zufuhrgebiet einer Stadt nicht produziert wurden. Ich weiß deren nur fünf zu nennen: 1) Gewürze und Südfrüchte, 2) getrocknete und gesalzene Fische, welche damals allgemeines Volksnahrungsmittel waren, 3) Pelze, 4) feine Tücher, 5) für die norddeutschen Städte: Wein. In einzelnen Teilen Deutschlands dürfte auch das Salz hierher zu rechnen sein. Meist aber pflegte das der Rat im Großen direkt von den Produktionsstätten zu beziehen, es in eigenen Salzhäusern niederzulegen und mit einem Monopolaufschlag den Hocken oder Salzstößern gegen Verschleißgebühr in Vertrieb zu geben. Die fremden Groß-

händler[1]) durften gewöhnlich ihre Waren nur in ganzen Gebinden oder nicht unter einer bestimmten Gewichtsmenge (bei Spezereien z. B. nicht unter $12^1/_2$ Pfd.) verkaufen. Den Verschleiß besorgten dann die ansässigen Krämer und Hocken. Das Gleiche gilt auch von manchen großen Produzenten, wie z. B. den Hammerschmieden, die das Eisen, das sie nicht an Schmiede und Private hatten absetzen können, an die Eisenmenger verkaufen durften.

Läßt sich auch das Zufuhr- und Absatzgebiet des Marktes einer mittelalterlichen Stadt nicht topographisch genau abgrenzen, da es für verschiedene Marktgüter naturgemäß verschiedene Ausdehnung hatte, so war dasselbe nichts desto weniger im wirtschaftlichen Sinne ein geschlossenes Gebiet. Jede Stadt bildete mit ihrer „Landschaft" eine autonome Wirtschaftseinheit, innerhalb deren sich der ganze Kreislauf des ökonomischen Lebens nach eigener Norm selbständig vollzog. Diese Norm ist gegeben durch eigne Münze, eignes Maß und Gewicht für jedes städtische Wirtschaftsgebiet. Das Verhältnis zwischen Stadt und Land ist *thatsächlich* ein Zwangsverhältnis wie zwischen Haupt und Gliedern und offenbart starke Neigungen, sich auch zu einem rechtlichen Zwangsverhältnis zu gestalten. Die Bannmeile, die bereits vorkommenden Aus- und Einfuhrverbote, die Diffe-

1) Auch G. v. *Below* sucht jetzt in den Jhb. f. N.-Oe. u. Stat. 3. F. Bd. XX (1900), S. 1 ff. nachzuweisen, daß es im Mittelalter einen Großkaufmannsstand nicht gegeben habe; das Charakteristische für diese Periode sei die Verbindung von Groß- und Kleinhandel in einer Person. Er tadelt deshalb den Gebrauch des Wortes Großhändler an dieser Stelle. Ich vermag jedoch nicht einzusehen, weshalb man jene Leute da, wo sie in ihrer Großhandelsfunktion auftraten, nicht auch darnach benennen sollte, zumal der Nachweis fehlt, daß es überhaupt Großhändler, die nicht zugleich Kleinhändler gewesen seien, nicht gegeben habe.

rentialzölle, die Erwerbung eigner Territorien durch die größeren Städte weisen deutlich darauf hin.

Soviel man auch gegen die Herleitung der Stadtverfassung aus der Hofverfassung einwenden kann, die Wirtschaftsordnung der Stadt ist nur als Fortbildung der Fronhofsordnung recht zu verstehen und zu erklären. Was in dieser bloß in Keimpunkten und Ansätzen vorhanden war, hat sich zu fertigen Organen und Organsystemen ausgewachsen; was in der geschlossenen Hauswirtschaft in primitiver Ungestalt beisammen lag, ist auf dem Wege der Teilung und Verselbständigung auseinander getreten. Die gebundene Arbeitsteilung des Fronhofs hat sich zu einer freien Produktionsteilung zwischen Bauern und Bürgern und bei letzteren wieder zu einer bunten Mannigfaltigkeit von Berufsarten entfaltet. Der Hauswerksarbeiter des Fronhofs ist zum Lohnhandwerker geworden und erlangt mit der Zeit zum eignen Werkzeug auch eigne Betriebsmittel. Die Nabelschnur ist zwischen Hof- und Hübnerwirtschaft zerschnitten; die Sonderwirtschaften haben eignes Leben gewonnen; der Verkehr unter ihnen regelt sich nicht mehr nach dem Prinzip der generellen, sondern nach dem der speziellen Entgeltlichkeit von Leistung und Gegenleistung. Freilich haben sie sich auch in der Stadt noch nicht völlig vom Boden losgelöst; die Produktion steckt noch tief in den Fesseln der Haushaltung; aber es haben sich die *Berufe* des Landwirts, des Handwerkers, des Händlers gebildet, welche die Wirtschaften und das Leben ihrer Träger in eine besondere Richtung gelenkt haben. Die Gesellschaft hat sich differenziiert; es bestehen jetzt *Stände*, die es vorher nicht gab.

Der ganze wirtschaftliche Erscheinungskreis ist gegenüber der geschlossenen Hauswirtschaft reicher und mannig-

faltiger geworden; die Sonderwirtschaften sind an Menschenzahl kleiner: sie sind von einander abhängig; sie übernehmen gewisse Funktionen für einander; der Tauschwert dringt bereits bestimmend in ihr inneres Leben ein. Aber die Produktionsgemeinschaft fällt noch immer mit der Konsumtionsgemeinschaft zusammen: auch die fremden Gehilfen des Handwerkers und selbst des Händlers sind Glieder seines Haushaltes, seiner Disziplinargewalt unterworfen. Er ist ihr Herr, sie seine „Knechte".

Noch immer verläßt der größte Teil der Güter die Wirtschaft nicht, in der er entsteht. Ein kleinerer Teil tritt auf dem Wege des Tausches in andere Wirtschaften über; aber der Weg, den er zurücklegt, ist ein sehr kurzer: vom Erzeuger zum Verbraucher. Es gibt keinen Güterumlauf. Ausgenommen sind die wenigen Artikel des auswärtigen Handels und die Pfennwerte; nur sie werden Waren; nur sie müssen mehrfach die Geldform durchlaufen, ehe sie in dem Haushalt ihre Bestimmung erfüllen. Aber es handelt sich hier um eine Ausnahme von dem System des direkten Austausches, nicht um ein konstitutives Element der ganzen Wirtschaftsordnung.

Sind auch volkswirtschaftliche Arbeitsteilung und Berufsgliederung jetzt vorhanden, so gibt es doch noch keine stehenden Unternehmungen und kein Unternehmungskapital. Höchstens ließe sich von Handelskapital sprechen. Das Handwerk ist Uebernehmen von Arbeit, kein Unternehmen. In der Form der Stör und des Heimwerks ist es fast kapitallos. Es verkörpert Arbeit gegen Lohn in fremdem Material, und auch wo der Handwerker bereits mit eignen Betriebsmitteln arbeitet, vollzieht sich die Werterhöhung des Produktes nicht in der Weise, daß dasselbe in der Fabrikation fortgesetzt neue Kapitalteile einschluckt, sondern

so, daß Arbeit in ihm investiert wird.

Außerordentlich gering ist auch die Menge des Leih- und Nutzkapitals. Ja man kann zweifeln, ob im mittelalterlichen Verkehr überhaupt von Kreditgeschäften gesprochen werden kann. Das Jugendalter der Tauschwirtschaft hängt am Bargeschäft; es gibt nicht, wo nicht zugleich präsenter Gegenwert genommen werden kann. Fast das ganze Kreditwesen kleidet sich in die Form des Kaufes. So schon bei der bäuerlichen Erbleihe und der Vergabung städtischer Bauplätze gegen Grundzins, wo das Gut als Kaufpreis für die Zinsberechtigung erscheint[1]). Ferner bei der „älteren" Satzung, wo das dem Geldgeber zur Nutzung überlassene Grundstück als vorläufiger Gegenwert in die Gewere des „Gläubigers" übergeht und ihm verfällt, wenn der Schuldner das Darlehen nicht zurückzahlt. Wirtschaftlich unterscheidet sich dieser Verkehrsakt in keiner Weise von dem Verkauf auf Wiederkauf, und es ist anerkannt, daß auch ein juristischer Unterschied zwischen beiden kaum mehr aufzufinden ist. Den gleichen Charakter trägt das gebräuchlichste städtische Kreditgeschäft: der Renten- oder Gültkauf, den schon der Name als Kaufgeschäft erweist. Preisgut ist das hingegebene Kapital, Tauschgut ist das Recht auf den Bezug einer jährlichen Rente, welche der Empfänger des Kapitals auf ein ihm gehöriges Haus mit der Wirkung einräumt, daß der jedesmalige Eigentümer desselben die Rente abzuführen hat. Die Rente trägt Reallastcharakter und ist lange unablösbar; der Verpflichtete haftet für sie mit dem Hause oder Grundstück, auf dem sie liegt, nicht auch mit seinem übrigen Vermögen. Sie belastet also nur das Immobil, auf dem sie ruht, und vermindert dessen Ertrags-

1) Vgl. zu dem ganzen Abschnitt die lichtvollen Darlegungen von A. Hensler, Institutionen des deutschen Privatrechts II, S. 128 ff.

wert um ihren Betrag. Der Rentenberechtigte hat den gezahlten Kaufpreis definitiv aufgegeben; der Rentenbrief, der zum Bezug der Rente berechtigt, kann in formloser Weise wie ein Inhaberpapier übertragen werden. Es ist also jede persönliche Beziehung aus dem ganzen Verhältnis ausgetilgt, und es fehlt das Moment des Vertrauens, das dem Kredit eigentümlich ist. Denselben Charakter trägt die Wiederkaufsgülte: sie ist Rentenverkauf mit Vorbehalt des Rückkaufs.

Wie im Immobiliarverkehr, so ist auch im Mobiliarverkehr das Kreditgeschäft nur eine „Abschwächung des Bargeschäfts". Die Pfandsicherung ist, wie Hensler sagt, eine provisorische, seitens des Schuldners noch unlösbare Ersatzleistung (Verfallpfand), nicht eine eventuell vom Gläubiger in Anspruch zu nehmende und durch Versilberung zu realisierende Deckung (Verkaufspfand). Das Pfandleihgeschäft der Juden[1]) ist thatsächlich gleichbedeutend mit dem modernen Rückkaufshandel, und der „Warenkredit", den heute Handwerker und Krämer gewähren, kleidet sich im Mittelalter in die Form des Kaufes gegen Pfand[2]). Hält man damit zusammen, daß auch beim damaligen Personalkredit fast immer der Schuldner sich dem Pfandrecht des Gläubigers vertragsmäßig zu unterwerfen hatte, daß er meist nur unter vielfacher Bürgschaft, mit Verpflichtung zum Einlager und ähnlichen lästigen Bedingungen Geld erhalten konnte, daß der Gläubiger sich obendrein vorbehielt, das Geld im Verzugsfalle zu Schaden des Schuldners bei Juden aufzunehmen, daß die Mitbürger oder Hintersassen des fremden Schuldners für die Forderung gepfändet werden konnten, so überzeugen wir uns leicht, daß von einem Kredit-

1) Vgl. meine Bevölkerung von Frankf. I, S. 573 ff.

2) Vgl. die interessanten Beispiele bei Stieda, a. a. O. S. 104.

wesen im modernen Sinne in der mittelalterlichen Stadtwirtschaft nicht die Rede sein konnte[1]).

Zwei Dinge müssen auf diesem Gebiete den an den Kategorien der modernen Volkswirtschaft geschulten Kopf besonders befremden: die Häufigkeit, mit der unkörperliche Sachen („Verhältnisse") zu wirtschaftlichen Gütern werden und dem Verkehr unterliegen und ihre verkehrsrechtliche Behandlung als Immobilien. An ihnen ist so recht zu sehen, wie die beginnende Tauschwirtschaft den Spielraum, den ihr die damalige Produktionsordnung versagte, dadurch zu erweitern suchte, daß sie in täppischem Zugreifen fast alles zum Verkehrsgut machte und so die Sphäre des Privatrechts ins Ungemessene ausdehnte. Was hat man im Mittelalter nicht verliehen, verschenkt, verkauft und verpfändet! Die herrschaftliche Gewalt über Länder und Städte, Grafschafts- und Vogteirechte, Cent- und Gaugerichte, kirchliche Würden und Patronate, Bannrechte, Fähren und Wegerechte, Münze und Zoll, Jagd- und Fischereigerechtsame, Beholzungsrechte, Zehnten, Fronden, Grundzinsen und Renten, überhaupt Reallasten jeder Art. Wirtschaftlich betrachtet teilen alle diese Rechte und „Verhältnisse" mit dem Grund und Boden die Eigentümlichkeit, nicht von dem Orte ihrer Ausübung entfernt und nicht beliebig vermehrt werden zu können.

1) Eine frappante Aehnlichkeit mit dem mittelalterlichen hat das griechische Kreditwesen und seine Rechtsformen. Auch bei diesem fließen Kauf und Darlehen in einander über, und die Sprache ist nicht dazu belangt, die Begriffe kaufen, verpfänden, pachten, dingen scharf zu scheiden. Das griechische Pfandrecht stimmt in allen wichtigeren Punkten mit dem älteren deutschen überein. Vgl. K. F. Hermann, Lehrbuch der griech. Privataltertümer mit Einschluß der Rechtsaltertümer § 67 und 68. Auch die altrömische fiducia und ihre Fortentwicklung zum pignus kann vergleichsweise herangezogen werden.

Einkommen und Vermögen haben sich auch auf dieser Entwicklungsstufe noch nicht klar von einander abgeschieden. Als im Jahre 1451 in Basel der „neue Pfundzoll" eingeführt wurde, schrieb man vor, daß er gezahlt werden müsse: 1) vom Kaufpreise der Handelswaren, 2) von den Kapitalien, die im Gült- oder Rentenkauf angelegt würden und 3) von den vereinnahmten Renten[1]). Von jedem Pfund waren 4 Pfennige zu entrichten, einerlei, ob es als Kaufpreis oder als Kapital oder als Zins die Hand gewechselt hatte. Im ersten Fall handelte es sich nach unserer Terminologie um Roheinkommen, im zweiten um Vermögen, im dritten um reines Einkommen, und doch werden alle drei Fälle gleich behandelt. Aehnliche Beispiele ließen sich aus den Steuer-Ordnungen anderer Städte anführen[2]).

Immerhin treten zwei unserer modernen Einkommenskategorien jetzt deutlicher hervor: die Grundrente und der Lohn. Der letztere hat freilich einen eigentümlichen Charakter: er ist Handwerkslohn: der Entgelt für die Nutzung der Arbeitskraft des Handwerkers von Seiten des Konsumenten, nicht, wie heute, der Preis, den der Unternehmer dem Lohnarbeiter zahlt. Allerdings finden sich auch schon Keime des letzteren in dem geringen Geldlohn, welchen der Handwerker neben der freien Verpflegung seinem Gesellen verabfolgt und welcher es diesem ermöglicht, einen beschränkten Teil seines Bedarfs frei zu gestalten. Unternehmergewinn tritt nur im Handel auf, ist also, wie dieser,

1) Vgl. Schönberg, Finanzverhältnisse der Stadt Basel im XIV. und XV. Jh., S. 267.

2) Ausführliches in meiner Abhandlung über zwei mittelalterliche Steuer-Ordnungen: Kleinere Beiträge zur Geschichte von Dozenten der Leipziger Hochschule. Festschrift zum dritten Historikertage. Leipzig 1894, S. 123 ff.

Ausnahme und dazu wegen der Verbindung mit dem Transport weit stärker mit Elementen des Arbeitslohns durchsetzt als der heutige Handelsgewinn. Der Zins nimmt in der Regel den Charakter der Grundrente an, und dasselbe gilt von den mancherlei „Gefällen" aus den dem Verkehre unterliegenden Rechtsverhältnissen. Da die Kreditgeschäfte in der Regel sich in die Form von Kaufgeschäften kleiden, so bedeuten sie für den Gläubiger fast immer die definitive Hingabe eines Teils seines Vermögens, um ein jährliches Einkommen oder eine fortgesetzte Nutzung zu empfangen (Kanon bei der Erbleihe, Naturalertrag des gesetzten Grundstücks bei der Satzung, Grundzins, Rente beim Gültkauf). Auf dieser Grundlage entsteht auch der älteste Zweig der Personalversicherung und zugleich die Hauptform des öffentlichen Kredits: die Bestellung von Leibrenten.

Der öffentliche Haushalt trägt noch immer vorwiegend privatwirtschaftlichen Charakter: Einnahmen aus Domänen, Regalien, Zehnten, Fronden, Diensten, Grundzinsen, Gebühren wiegen im Staat, Einnahmen aus dem Marktverkehr und Konsumsteuern[1]) in den Städten vor. Die einzige direkte Steuer ist noch immer die Vermögenssteuer, hie und da mit Elementen der Einkommensbesteuerung vermischt. Sie wird zwar häufiger als in der vorigen Periode, immer aber noch nicht regelmäßig erhoben.

Die wirtschaftliche Herrschaft der Städte über das umliegende Land hat sich in Deutschland nur an einzelnen Stellen zu einer politischen Herrschaft emporgeschwungen.

1) Ungelder! Sprachlich bemerkenswert ist der Gegensatz von Ungeld und Geld. Letzteres ist der allgemeine Ausdruck für die Kaufrente. Geld ist also eine vergoltene, Ungeld eine nicht vergoltene jährliche Einnahme.

In Italien hat die gleiche Entwicklung zur Ausbildung einer städtischen Tyrannis geführt; in Frankreich sind die Anfänge zur Autonomie freier städtischer Kommunen von den Königen mit Hilfe des Feudaladels früh niedergetreten worden. Das kam daher, daß in Deutschland wie in Frankreich alles, was außerhalb den städtischen Mauern lag, von lehensrechtlichen Bildungen überdeckt war. Die großen Grundherrschaften hatten allerdings die Selbstbewirtschaftung ihrer Fronhöfe längst aufgegeben; ihr Grundbesitz war für den Herrn, ähnlich wie der städtische Grund- und Häuserbesitz für die Geschlechter, zur bloßen Rentenquelle geworden. Aber ihre anfängliche wirtschaftliche Macht war zu einer politischen Macht, aus den Grundherren waren Landesfürsten geworden, und im Laufe dieses Umwandlungsprozesses war eine vielverzweigte neue Klasse kleiner adlicher Grundherren entstanden, deren Interesse an das der Fürsten geknüpft und ein rein agrarisches war. Daher in Deutschland jener scharfe Kampf zwischen Bürgertum und Adel, der die letzten Jahrhunderte des Mittelalters erfüllt und in dem die Städte zwar für sich ihre zum größten Teil durch Kauf und uneingelöste Pfandschaft von den Stadtherren erworbene politische Autonomie behaupten, in dem es ihnen aber nicht gelingt, den Bauernstand den Feudalgewalten zu entreißen.

Man kann darum sagen, daß die stadtwirtschaftliche Entwicklung in Deutschland und Frankreich unvollendet blieb, daß ihr nicht gelang, was die kräftigsten Bildungen aus der Periode der geschlossenen Hauswirtschaft thatsächlich erreicht hatten: das wirtschaftliche Machtgebiet zum staatlichen Dasein zu erheben. Und es war vielleicht ein Glück für uns. In Italien hat das städtische Kapital weithin den Bauer expropriiert, um ihn als elenden Halb-

pächter bis auf den heutigen Tag auszusaugen; in Deutschland hat ihn zwar der Adel zum Leibeigenen herunterzudrücken vermocht; aber der hier zuerst im Landesfürstentum sich durchsetzende Staatsgedanke hat zu verhüten verstanden, daß er zum Proletarier geworden ist.

Die Ausbildung der Volkswirtschaft ist im wesentlichen eine Frucht der politischen Zentralisation, welche an der Wende des Mittelalters mit der Entstehung territorialer Staatsgebilde beginnt und in der Gegenwart mit der Schöpfung des nationalen Einheitsstaates ihren Abschluß findet. Die wirtschaftliche Zusammenfassung der Kräfte geht Hand in Hand mit der Beugung der politischen Sonderinteressen unter die höheren Zwecke der Gesamtheit.

In Deutschland sind es die größeren Territorialfürsten, welche die moderne Staatsidee im Kampfe mit dem Landadel und den Städten zum Ausdruck zu bringen suchen — freilich vielfach unter großen Schwierigkeiten, namentlich wo die Territorien arg zersplittert waren. Schon seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts bemerken wir hier mancherlei Anzeichen eines engeren wirtschaftlichen Zusammenschlusses: die Schaffung einer Landesmünze an Stelle der vielen städtischen, den Erlaß von Landesordnungen über Handel, Märkte, Gewerbetrieb, Forstwesen, Bergwerke, Jagd und Fischerei, die allmähliche Ausbildung des fürstlichen Privilegien- und Konzessionswesens, den Erlaß von Landrechten, welche größere Rechtseinheit herbeiführten, die Entstehung eines geordneten Staatshaushaltes.

Während aber in Deutschland noch Jahrhunderte lang die landschaftlichen Interessen vorwiegen und an diesen die Anstrengungen, welche die Reichsgewalt in der Richtung einer nationalen Wirtschaftpolitik machte, kläglich scheiterten,

sehen wir die westeuropäischen Staaten: Spanien, Portugal, England, Frankreich, die Niederlande seit dem XVI. Jahrhundert auch schon äußerlich als einheitliche Wirtschaftsgebiete dadurch hervortreten, daß sie eine kraftvolle Kolonialpolitik entfalten, um die reichen Hilfsquellen der neuerschlossenen überseeischen Gebiete sich zu Nutze zu machen.

In allen diesen Ländern tritt, wenn auch in verschiedener Stärke, der Kampf mit den Sondergewalten des Mittelalters hervor: dem großen Adel, den Städten, Provinzen, geistlichen und weltlichen Korporationen. Zunächst handelt es sich ja gewiß um Vernichtung der selbständigen Kreise, welche sich der politischen Zusammenfassung hemmend in den Weg stellten. Aber im tiefsten Grunde der Bewegung, welche zur Ausbildung des fürstlichen Absolutismus führte, schlummert doch der weltgeschichtliche Gedanke, daß die neuen größeren Kulturaufgaben der Menschheit eine einheitliche Organisation ganzer Völker, eine große lebendige Interessengemeinschaft erforderten, und diese konnte erst auf dem Boden gemeinsamer Wirtschaft erwachsen. Jeder Teil des Landes, jede Gruppe der Bevölkerung mußte für den Dienst des Ganzen diejenigen Aufgaben übernehmen, welche sie ihrer Naturanlage nach am besten zu erfüllen im Stande waren. Es bedurfte einer durchgreifenden Teilung der Funktionen, einer die ganze Bevölkerung umfassenden Berufsgliederung, und diese letztere setzte wieder ein reich entwickeltes Verkehrswesen und einen lebendigen Güteraustausch unter der Bevölkerung voraus. Ging im Altertum alles wirtschaftliche Streben auf in dem einen Ziele der autonomen Bedürfnisbefriedigung des Hauses, im späteren Mittelalter in der Versorgung der Stadt, so bildet sich jetzt ein überaus kompliziertes und kunstvolles System nationaler Bedürfnisbefriedigung.

Die Durchführung dieses Systems ist vom XVI. bis XVIII. Jahrhundert das Ziel der Wirtschaftspolitik aller vorgeschrittenen europäischen Staaten. Die Maßregeln, welche zur Erreichung des Zieles angewendet wurden, sind fast in allen Einzelheiten der städtischen Wirtschaftspolitik des Mittelalters nachgebildet[1]). Sie werden gewöhnlich unter dem Namen des Merkantilsystems zusammengefaßt. Man hat das letztere lange als ein theoretisches Lehrgebäude angesehen, das in dem Grundsatze gipfle, daß der Reichtum eines Landes in der Summe des baren Geldes bestehe, die sich innerhalb seiner Grenzen befinde. Heute ist diese Auffassung wohl allgemein aufgegeben. Der Merkantilismus ist kein totes Dogma, sondern die lebendige Praxis aller bedeutenden Staatsmänner von Karl V. bis auf Friedrich den Großen. Seine typische Ausprägung hat er in der ökonomischen Politik Colberts gefunden. Die Aufhebung oder Ermäßigung der Binnenzölle und Wegegelder, die Einführung eines einheitlichen Grenzzollsystems, die Sicherung der Versorgung des Landes mit notwendigen Rohstoffen und Nahrungsmitteln durch Ausfuhr-Erschwerungen und durch Einführung des Forstregals, die Beförderung der großen Industrie durch Anpflanzung neuer Gewerbezweige, durch Staatsunterstützung und technische Reglementierung derselben, durch zollpolizeiliche Fernhaltung fremder Konkurrenz, die Anlegung von Kunststraßen, Kanälen, Seehäfen, die Bestrebungen zur Vereinheitlichung des Maß- und Gewichtswesens, die Regelung des Handelsrechtes und des kommerziellen Nachrichtendienstes, die Pflege der Technik, der Kunst und Wissenschaft in eigenen Staatsanstalten, die

1) Für die deutschen Territorien ist die betr. Entwicklung vortrefflich dargestellt von Schmoller im Jhb. f. Gesetzgeb., Verw. u. Volksw. VIII (1884) S. 22 ff.

Ordnung des Staats- und Kommunalhaushaltes, die Beseitigung der Ungleichheiten in der Steuerbelastung — alles dies diente dem einen Zwecke, eine nach außen *abgeschlossene Staatswirtschaft* zu schaffen, welche alle Bedürfnisse der Staatsangehörigen durch die nationale Arbeit zu befriedigen im Stande sei und durch einen lebhaften Verkehr im Innern alle natürlichen Hilfsmittel des Landes und alle individuellen Kräfte des Volkes in den Dienst des Ganzen stelle. Man hat über der dem „Colbertismus" eigenen Begünstigung des auswärtigen Handels, der Marine, des Kolonialwesens nur zu oft übersehen, daß diese Maßnahmen auch die inneren Hilfskräfte des Landes verstärkten und daß die Handelsbilanztheorie in einer Zeit zur Notwendigkeit wurde, wo der Uebergang von der noch immer vorwiegenden Eigenproduktion zur allgemeinen Tauschwirtschaft die Vermehrung der baren Umlaufsmittel zur unerläßlichen Voraussetzung hatte.

Freilich darf man neben den vom Staate ergriffenen Maßregeln auch die sozialen Kräfte nicht außer Acht lassen, welche in gleicher Richtung wirkten. Dieselben nahmen naturgemäß ihren Ausgangspunkt von den Städten. Hier hatte sich durch langsame Umbildung aus dem Rentkauf das verzinsliche Darlehen entwickelt, und damit war im Laufe des XVI. Jahrhunderts ein eigentliches Kreditwesen entstanden. Wir dürfen darin den Einfluß des Großhandels erblicken, der zuerst das Geheimnis entdeckt hatte, mit Geld Geld zu erwerben. Das Vermögen der reichen Städter erlangte durch das Freiwerden der Rentenfonds eine bedeutend größere Beweglichkeit und Akkumulationskraft: zu dem bis dahin allein vorhandenen Handelskapital trat das Leihkapital; beide ergänzten und verstärkten einander in ihrer weiteren Entfaltung.

Die nächste Folge war ein bedeutender Aufschwung des Handels. Einzelne Städte beginnen aus der gleichartigen Masse der mittelalterlichen Markt- und Handwerkerstädte sich als Mittelpunkte der Staatsverwaltung oder als Handelsplätze zu erheben. In Deutschland, das durch den Zerfall der Hansa und die Veränderung der Weltverkehrsstraßen seine Bedeutung für den Zwischenhandel nach dem Norden großenteils eingebüßt hatte, zeigt sich der Umschwung wenigstens in der steigenden Bedeutung der großen Messen und in dem Zurücksinken der lokalen Märkte. Die Frankfurter Messe erreichte ihren Höhepunkt im XVI. Jahrhundert, die Leipziger noch bedeutend später. Aber das Handelskapital begnügt sich bald nicht mehr mit dem Import und Umschlag fremder Produkte; es wird zum Verlagskapital für die einheimische Industrie und für die Ueberschüsse des bäuerlichen Hausfleißes. Es entsteht die arbeitsteilige Massenproduktion in Manufakturen und Fabriken und mit ihnen der Lohnarbeiterstand. Es entwickelt sich an Stelle der mittelalterlichen Wechselbank zuerst die Depositen- und Girobank und dann die moderne Kreditbank. Das Transportwesen, welches früher nur einen integrierenden Teil des Handelsbetriebs gebildet hat, verselbständigt sich. Es entstehen die Staatsposten, die Zeitungen, die nationale Handelsflotte; es bildet sich das Versicherungswesen aus. Ueberall neue Organisationen, welche darauf berechnet sind, die wirtschaftlichen Bedürfnisse Vieler zu befriedigen: eine nationale Industrie, ein nationaler Markt, nationale Verkehrsanstalten; überall das kapitalistische Unternehmungsprinzip des Handels.

Es ist bekannt, wie der absolutistische Staat diese Bewegung förderte, wie er oft genug, um die Entwicklung zu beschleunigen, künstlich ins Dasein rief, was nicht aus

eigner Kraft emporkommen wollte. Trotzdem bestand bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die alte stadtwirtschaftliche Organisation mit ihren Zunft- und Bannrechten, mit der scharfen Trennung von Stadt und Land fort, wenn auch vielfach durch die Landesgesetzgebung beschränkt — unbekümmert um das neue volkswirtschaftliche Leben, das ringsum aufsproßte und um die Fülle neuer Verkehrserscheinungen, die es gezeitigt hatte. Als die Physiokraten und Adam Smith die letzteren zuerst der wissenschaftlichen Beobachtung unterwarfen, haben sie merkwürdiger Weise vollständig übersehen, daß es sich nicht um ein spontan gewordenes Ergebnis rein gesellschaftlicher Bethätigung, sondern mit um eine Frucht erzieherischer Staatsthätigkeit handelte. Die Schranken, deren Beseitigung sie verlangten, waren entweder die versteinerten Ueberreste der älteren Wirtschaftsepochen, wie die Grundlasten, die Zünfte, die lokalen Zwangsrechte, die Beschränkungen der Freizügigkeit, oder es waren die Erziehungsmittel des Merkantilismus, wie die Monopole und Privilegien, welche wegfallen konnten, nachdem sie ihren Zweck erfüllt hatten.

In Beziehung auf die Entwicklung der Volkswirtschaft hat der Liberalismus der letzten hundert Jahre nur fortgeführt, was der Absolutismus begonnen hatte. Wenn man das so ausspricht, so kann es leicht paradox erscheinen. Denn äußerlich betrachtet, hat der Liberalismus nur zerstört: er hat die überlebten Organisationsformen der Haus- und Stadtwirtschaft zerschlagen und nichts Neues aufgebaut. Er hat die Sonderstellung und die Sonderrechte einzelner Landesteile und einzelner sozialer Gruppen beseitigt, freie Konkurrenz und Rechtsgleichheit an die Stelle gesetzt. Aber wenn er so das Ueberkommene in seine Elemente aufgelöst hat, so hat er zugleich die Bahn für wirklich volkswirt-

schaftliche Neugestaltungen freigemacht, und er hat es ermöglicht, daß gemäß dem jeweiligen Entwicklungsstande der Technik jede Kraft an der Stelle in den Dienst des Ganzen treten *kann*, wo sie diesem am meisten nützt.

Hat der Liberalismus die ganze Fortentwicklung der Volkswirtschaft auf den Boden der freien gesellschaftlichen Bethätigung gestellt und darum vielfach eine geradezu staatsfeindliche Richtung eingehalten, so hat er doch nicht zu verhindern vermocht, daß der moderne Staat als solcher sich in der Richtung weiter ausgebildet hat, welche er seit dem XVI. Jahrhundert eingeschlagen hatte: in der Richtung eines immer engeren Zusammenschlusses aller Teile des Volkes und des Staatsterritoriums zur Erfüllung immer größerer Kulturaufgaben. Alle großen Staatsmänner haben seit drei Jahrhunderten an diesem Ziele mitgearbeitet: von Cromwell und Colbert bis auf Cavour und Bismarck. Die französische Revolution hat nicht minder zentralisierend gewirkt wie die Staatsumwälzungen der letzten Jahrzehnte. In der neuesten Phase dieser Entwicklung ist das *Nationalitätsprinzip* zu einem Grundsatze von gewaltiger zusammenfassender Kraft geworden. Die kleinen Territorialstaaten der älteren Zeit waren den umfassenden wirtschaftlichen Aufgaben der Gegenwart nicht mehr gewachsen. Sie mußten entweder untergehen in einem großen Nationalstaat, wie in Italien, oder zu Gunsten eines Bundesstaates namhafte Teile ihrer Selbständigkeit, insbesondere die Wirtschaftsgesetzgebung, aufgeben, wie im Deutschen Reiche die Einzelstaaten, in der Schweiz die Kantone.

Es ist ein Irrtum, wenn man aus der im liberalistischen Zeitalter erfolgten Erleichterung des internationalen Verkehrs schließen zu dürfen meint, die Periode der Volkswirtschaft gehe zur Neige und mache der Periode der

Weltwirtschaft Platz. Gerade die neueste politische Entwicklung der europäischen Staaten hat ein Zurückgreifen auf die Ideen des Merkantilismus und teilweise der alten Stadtwirtschaft zur Folge gehabt. Das Wiederaufleben der Schutzzölle, das Festhalten an der nationalen Währung und der nationalen Arbeitsgesetzgebung, die schon vollzogene oder noch erstrebte Verstaatlichung der Verkehrsanstalten, der Arbeiterversicherung, des Bankwesens, die wachsende Staatsthätigkeit auf ökonomischem Gebiete überhaupt: alles dies deutet darauf hin, daß wir nach der absolutistischen und liberalistischen in eine dritte Periode der Volkswirtschaft eingetreten sind. Dieselbe trägt ein eigenartig soziales Gesicht; es handelt sich nicht mehr bloß um möglichst selbständige und reichliche Deckung der nationalen Bedürfnisse durch nationale Produktion, sondern um gerechte Güterverteilung, um eigene gemeinwirtschaftliche Bethätigung des Staates, mit dem Ziele, alle seine Angehörigen nach ihren wirtschaftlichen Leistungen an den Gütern der Kultur zu beteiligen. Die erforderlichen Maßregeln können nur auf großer Stufenleiter ausgeführt werden; sie bedürfen eines innigen Zusammenschlusses aller Einzelkräfte, wie sie nur der große Nationalstaat zu bieten vermag.

Gewiß sehen wir heute in Europa eine Reihe von Staaten, welche der nationalen Selbständigkeit in ihrer Güterversorgung insofern entbehren, als sie erhebliche Mengen ihrer Nahrungs- und Genußmittel aus dem Auslande zu beziehen genötigt sind, während ihre industrielle Produktionsfähigkeit weit über das nationale Bedürfnis hinausgewachsen ist und dauernd Ueberschüsse liefert, die auf fremden Konsumtionsgebieten ihre Verwertung finden müssen. Aber das Nebeneinanderbestehen solcher Industrie- und Rohproduktionsländer, die gegenseitig auf einander ange-

wiesen sind, diese „internationale Arbeitsteilung" ist nicht als ein Zeichen anzusehen, daß die Menschheit eine neue Stufe der Entwicklung zu erklimmen im Begriffe steht, die unter dem Namen der Weltwirtschaft den drei früheren Stufen gegenüber gestellt werden müßte. Denn einerseits hat keine Wirtschaftsstufe volle Selbstherrlichkeit der Bedürfnisbefriedigung auf die Dauer garantiert; jede ließ, wie wir sahen, gewisse Lücken bestehen, die so oder so ausgefüllt werden mußten; anderseits hat jene sogenannte Weltwirtschaft bis jetzt wenigstens keine Erscheinungen hervortreten lassen, die von denen der Volkswirtschaft in wesentlichen Merkmalen abweichen, und es steht sehr zu bezweifeln, daß solche in absehbarer Zukunft auftreten werden.

Damit könnte ich schließen. Denn um die Fülle neuer Erscheinungen, welche die Volkswirtschaft gegenüber der geschlossenen Haus- und Stadtwirtschaft gezeitigt hat, hier vorzuführen, müßte ich fast den Inhalt eines Lehrbuchs der Nationalökonomie wiedergeben. Aber es wird doch zum besseren Verständnis des Ganzen beitragen, wenn ich in vergleichender Weise an einigen Haupterscheinungen nochmals die durchgehenden Züge der gesamten dreistufigen Entwicklung zusammenfassend vorführe.

Der hervorstechendste dieser Züge ist, daß im Laufe der Geschichte die Menschheit sich immer höhere wirtschaftliche Ziele steckt und die Mittel dazu in einer fortschreitend weiter greifenden Verteilung der Arbeitslast findet, die schließlich das ganze Volk ergreift und ein Eintreten Aller für Alle hervorruft. Findet bei der Hauswirtschaft dieses Zusammenwirken seine Grundlage in der Blutsverwandtschaft, so hat es diese bei der Stadtwirtschaft in der Nachbarschaft, bei der Volkswirtschaft in der Nationalität. Es ist der Weg von der Sippschaft zur Ge-

sellschaft, den die Menschheit durchmißt und der, soweit wir sehen können, mit einer stets enger werdenden Vergesellschaftung endet. Auf diesem Wege gestaltet sich die Bedürfnisbefriedigung des Einzelnen immer reicher und mannigfaltiger, aber auch immer unselbständiger und komplizierter. Das Dasein und die Arbeit jedes Einzelnen verflicht sich mehr und mehr mit dem Dasein und der Arbeit vieler Anderen. Zugleich wird die Güterversorgung jeder Einzelwirtschaft immer stetiger und unabhängiger von elementaren Zufällen.

Auf der Stufe der Hauswirtschaft wird jedes Gut in der Wirtschaft verbraucht, wo es entstanden ist: auf der Stufe der Stadtwirtschaft geht es unmittelbar aus der produzierenden in die konsumierende Wirtschaft über; auf der Stufe der Volkswirtschaft durchläuft es sowohl bei seiner Entstehung als auch nach seiner Vollendung verschiedene Wirtschaften: es zirkuliert. Im Verlaufe der ganzen Entwicklung vergrößert sich die Spannweite zwischen Produktion und Konsumtion. Auf der ersten Stufe sind alle Produkte Gebrauchsgüter, auf der zweiten wird schon ein Teil zu Tauschgütern, auf der dritten werden die meisten Waren. Ist am Anfang der Gebrauchswert bestimmend für Art und Umfang der Produktion, so gelangt am Ende der Tauschwert immer entschiedener zur Herrschaft.

Die Einzelwirtschaft ist auf der ersten Stufe Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft zugleich; auf der Stufe der Stadtwirtschaft ist insofern daran festgehalten, als der Handwerksgeselle und Bauernknecht am Haushalt ihrer Arbeitgeber teilnehmen; in der Volkswirtschaft fallen Produktionsgemeinschaft und Konsumtionsgemeinschaft auseinander. Die erstere ist Unternehmung, und in der Regel lebt von ihrem Ertrag eine Mehrzahl

von gesonderten Haushaltungen.

Wo fremde Arbeit nötig ist, steht sie auf der ersten Stufe zum Produzenten in dauerndem Zwangsverhältnis (Sklaven, Hörige), auf der zweiten im Dienst-, auf der dritten im Vertragsverhältnis. Der Konsument ist in der geschlossenen Hauswirtschaft entweder selbst Arbeiter, oder der Arbeiter ist sein Eigentum; in der Stadtwirtschaft kauft er vom Arbeiter direkt die Arbeitsleistung (Lohnwerk) oder das Arbeitsprodukt (Handwerk); in der Volkswirtschaft steht er zum Arbeiter in keiner Beziehung mehr; er kauft die Ware vom Unternehmer oder Händler, und dieser lohnt den Arbeiter.

Geld ist in der geschlossenen Hauswirtschaft entweder noch gar nicht vorhanden, oder es ist unmittelbares Gebrauchsgut und Mittel der Schatzbildung. In der Stadtwirtschaft ist es wesentlich Tauschmittel; in der Volkswirtschaft wird es daneben zum Umlaufs- und Erwerbsmittel. Die Kategorien Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft, Kreditwirtschaft kennzeichnen passend die wechselnde Rolle des Geldes, wenn sie diese auch nicht erschöpfen.

Kapital giebt es auf der ersten Stufe fast nicht, sondern nur Gebrauchsgüter. Auf der zweiten Stufe lassen sich wohl die Werkzeuge unter die übliche Kategorie des Produktionskapitals bringen, keineswegs jedoch allgemein auch die Rohstoffe. Eigentliches Erwerbskapital ist da nur das Handelskapital. Auf der dritten Stufe bildet das Erwerbskapital das Mittel, durch welches die Güter von einer Etappe der Arbeitsteilung zur anderen emporgehoben und durch den ganzen Zirkulationsprozeß hindurchgetrieben werden[1]). Alles wird hier Kapital. Man könnte mit Be-

1) Vgl. auch unten im IV. und VIII. Vortrag.

zug darauf die geschlossene Hauswirtschaft als kapitallose, die Stadtwirtschaft als kapitalfeindliche und die moderne Volkswirtschaft als kapitalistische Wirtschaft bezeichnen.

Einkommen und Vermögen bilden in der geschlossenen Hauswirtschaft eine ungetrennte oder untrennbare Masse; doch zeigen sich bereits Anfänge der Grundrente. In der Stadtwirtschaft nimmt auch der Zins meist die Form der Grundrente an; ein Unternehmergewinn ergiebt sich fast nur im Handel; Hauptform des Arbeitslohns ist der vom Konsumenten gezahlte Handwerkerlohn. Aber noch immer tritt der größte Teil der Güter nicht aus der Wirtschaft, die sie erzeugt, in fremde Wirtschaften über. Reines Einkommen kann nur der erlangen, der im Rentenkauf Vermögen definitiv aufgiebt. Auf der Stufe der Volkswirtschaft treten die vier Einkommenszweige deutlich auseinander. Fast der ganze Produktionsertrag wird im Verkehr liquidiert. Im Vermögen scheiden sich die Renten- und Erwerbsfonds von den Gebrauchsvorräten, und die letzteren werden auf das denkbar knappste Maß beschränkt, da der Handel den Privatwirtschaften das Halten von Vorräten abnimmt. Auf der andern Seite werden die unverbrauchten Einkommensüberschüsse, welche auf der ersten und zweiten Stufe notwendig dem Gebrauchsvermögen verbleiben, jetzt entweder direkt dem Geschäftskapital zugeschlagen oder durch Sparkassen und Banken in zinsbare Darlehen verwandelt, also auf alle Fälle kapitalisiert.

Die Arbeitsteilung ist auf der Stufe der Hauswirtschaft eine häusliche, auf der Stufe der Stadtwirtschaft ist sie entweder städtische Berufsbildung und Berufsspaltung oder Produktionsteilung zwischen Stadt und Land; auf der Stufe der Volkswirtschaft nehmen fortgesetzte Produktionsteilung, Arbeitszerlegung in der einzelnen Unter-

nehmung und Arbeitsverschiebung von Unternehmung zu Unternehmung den Vorrang ein[1]).

Ein *Gewerbe* als selbständige Berufsart giebt es auf der ersten Stufe nicht; die ganze Stoffumwandlung ist bloßes Hauswerk. In der Stadtwirtschaft finden wir wohl gewerbliche Berufsarbeiter, aber keine Unternehmer: das Gewerbe ist Lohnwerk oder Handwerk; wer es ausüben will, muß es verstehen. In der Volkswirtschaft herrscht die Fabrik und Verlagsindustrie vor, welche einen kaufmännisch gebildeten Unternehmer und großes Kapital voraussetzt. Technische Beherrschung des Produktionsprozesses ist für den Unternehmer nicht unerläßlich[2]).

In ähnlicher Weise ändern sich die Betriebsformen des *Handels*. Der geschlossenen Hauswirtschaft entspricht der Wanderhandel, der Stadtwirtschaft der Markthandel, der Volkswirtschaft der stehende Handel. Ist der Handel auf den beiden ersten Entwicklungsstufen bloßer Lückenbüßer einer sonst autonomen Produktion, so wird er in der Volkswirtschaft zum notwendigen Mittelgliede zwischen Produktion und Konsumtion. Er trennt sich vom Transport, und der letztere erlangt eine selbständige Bedeutung und Organisation.

Freilich an *Verkehrsdiensten* fehlt es auch in der antiken Sklaven- und der mittelalterlichen Fronhofswirtschaft nicht; sie waren besonderen Sklaven oder Hörigen übertragen. Im Mittelalter finden wir Stadtboten, die zunächst bloß im Dienste des Rates standen, dann aber auch die Briefbeförderung für Private übernahmen. An der Schwelle der Neuzeit steht die Post, anfangs bloß für die Zwecke der Staatsleitung, später auch für das Publi-

1) Das Nähere im VIII. Vortrag.
2) Vgl. den IV. Vortrag.

kum. In diesem Jahrhundert folgen die Eisenbahnen, Telegraphen, Fernsprecher, Dampferlinien, bei denen der Staat im Interesse der Wirtschaftlichkeit eingreift und daneben die mannigfachsten privaten Verkehrsunternehmungen[1]). Auf allen Stufen aber sind gewisse Verkehrsdienste durch die oberste Wirtschaftsleitung, und zwar zunächst immer nur für den eigenen Bedarf, organisiert worden.

Der Kredit ist auf der ersten Stufe reiner Konsumtivkredit; er wird nur erlangt durch Verpfändung der Person und ihres ganzen Eigentums. Auf der zweiten Stufe schwächt sich im Personalkredit die Schuldknechtschaft zum Einlager ab. Neben dem Konsumtivkredit tritt eine Art von Immobiliarerwerbskredit auf, der sich aber in die Form des Kaufes kleidet, welche überhaupt als die reguläre Kreditform der Stadtwirtschaft zu gelten hat. Die spezifische Kreditform der Neuzeit, der Geschäfts- oder Produktivkredit entwickelt sich zuerst im Handel und dehnt sich von da auf alle Wirtschaftsgebiete aus. Der Staatskredit tritt in den antiken Staaten naturgemäß als Zwangsanleihe auf, in den mittelalterlichen Städten als Leibrentenverkauf und Wiederkaufsgülte, in den modernen Staaten als Plazierung ewiger Renten oder einlösbarer verzinslicher Schuldverschreibungen.

Auch auf dem Gebiete der öffentlichen Leistungen lassen sich ähnliche Stufenfolgen aufweisen. Der Rechtsschutz ist zuerst Sache der Sippe, später des Grundherrn; im Mittelalter bilden die Städte eximierte Gerichtsbezirke; in der Gegenwart sind Rechtspflege und Sicherheitspolizei staatliche Funktionen. Aehnlich das Unterrichtswesen. Auf der ersten Stufe liegt es dem Hause ob, wie noch

1) Ueber die analoge Entwicklung im Zeitungswesen vgl. Vortrag VI.

heute in Island. Der römische paedagogus ist ein Sklave. Im Mittelalter organisieren zuerst autonome Hausgenossenschaften, die Klöster, das Bildungswesen; später kommen die Stadt- und Domschulen auf; der Neuzeit eigentümlich ist die Konzentration und Spezifikation des Unterrichtswesens in staatlichen Anstalten. Noch deutlicher tritt diese Entwicklung an den Verteidigungseinrichtungen hervor. Bei vielen Völkern, die noch jetzt auf der Stufe der isolierten Wirtschaft stehen, ist jedes einzelne Haus befestigt (Pfahlbauten der Malayen, der Polynesier); im frühern Mittelalter ist der Fronhof mit Wall und Graben geschützt. Auf der zweiten Wirtschaftsstufe ist jede Stadt eine Festung. Auf der dritten sichern wenige Grenzfestungen den ganzen Staat, und es ist bezeichnend genug, daß Louvois, der Schöpfer des ersten Grenzbefestigungssystems, ein Zeitgenosse Colberts war, des Begründers der neueren französischen Volkswirtschaft.

Diese Parallelen ließen sich noch lange fortsetzen. Wie in einer neubezogenen Wohnung es sich zunächst darum handeln wird, eine vorläufige Ordnung herzustellen, so wird auch bei dem Gegenstande dieses Vortrags kein Billigdenkender erwarten, daß alles erschöpft und jede Einzelheit an ihren gehörigen Platz gestellt sei. Ich fühle selbst am besten, wie ungenügend durchgearbeitet noch die Erscheinungskreise der beiden älteren Entwicklungsstufen sind und wie sehr ihr ökonomischer Begriffsinhalt noch der genaueren Feststellung bedarf. Aber es mag für diesmal genügen, wenn die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung im Ganzen und Einzelnen klar zu Tage getreten ist.

Nur eins möchte ich noch besonders betonen. Hauswirtschaft—Stadtwirtschaft—Volkswirtschaft bezeichnen nicht einen Stufengang, dessen Glieder einander völlig aus-

schließen. Es hat immer eine Art des Wirtschaftens vorgeherrscht; sie war in den Augen der Zeitgenossen das Normale. Auch in die Gegenwart ragen noch manche Elemente der Stadtwirtschaft und selbst der geschlossenen Hauswirtschaft herein. Noch heute tritt ein sehr beträchtlicher Teil der nationalen Güterproduktion nicht in die volkswirtschaftliche Zirkulation ein, sondern wird in denjenigen Sonderwirtschaften verbraucht, welche ihn erzeugt haben; ein anderer hat seinen Lauf vollendet, wenn er aus einer Wirtschaft in die andere übergegangen ist.

Es scheint darnach fast, als ob diejenigen Unrecht hätten, welche die Aufgabe der Volkswirtschaftslehre darin erblicken, das Wesen und den Zusammenhang der Verkehrsvorgänge klarzulegen, und als ob diejenigen im Rechte wären, welche sich mit der Beschreibung der Wirtschaftsformen und ihrer historischen Umbildungen begnügen.

Und doch wäre das ein verhängnisvoller Irrtum, welcher gleichbedeutend wäre mit der Preisgabe der wissenschaftlichen Arbeit von mehr als einem Jahrhundert, gleichbedeutend auch mit einer völligen Verkennung unserer wirtschaftlichen Gegenwart. Es wird heute auch in dem entlegensten Bauernhofe kein Sack Waizen mehr produziert ohne Zusammenhang mit dem Ganzen des volkswirtschaftlichen Verkehrs. Wird er auch im Hause des Produzenten konsumiert, so ist doch ein guter Teil der Produktionsmittel (der Pflug, die Sense, die Dreschmaschine, der künstliche Dünger, das Zugtier ꝛc.) verkehrsmäßig erworben, und der Selbstverbrauch findet nur statt, wenn er nach den Marktverhältnissen wirtschaftlich erscheint. Auch der Sack Waizen ist mit einem festen Faden an das große kunstvolle Gewebe des volkswirtschaftlichen Verkehrs angeknüpft. Und so sind wir es alle mit unserem wirtschaftlichen Thun und Denken.

Es ist darum mit großer Genugthuung zu begrüßen, wenn nach einer Periode emsiger Stoffsammlung in neuerer Zeit die Probleme der modernen Verkehrswirtschaft mit Eifer wieder aufgenommen worden sind und wenn die Berichtigung und der weitere Ausbau des alten Systems auf demselben Wege versucht wird, auf dem dieses entstanden ist, nur mit Benutzung eines viel reicheren Thatsachenmaterials. Denn es giebt in der That keine andere Forschungsmethode, mit welcher man der komplizierten Verursachung der Verkehrsvorgänge nahe kommen kann, als die isolierende Abstraktion und die logische Deduktion. Das einzige induktive Verfahren, welches daneben in Frage kommen kann, das statistische, ist für die meisten hierher gehörigen Probleme nicht fein und eindringend genug und kann nur als ergänzendes oder kontrollierendes Hilfsmittel herangezogen werden.

Auch für die Wirtschaftsperioden der Vergangenheit wird die Aufgabe keine andere sein. Zunächst wird es sich hier freilich noch in erhöhtem Maße darum handeln, die Thatsachen zu sammeln und morphologisch darzustellen; dann aber werden die Erscheinungen in ihrem Wesen richtig begrifflich festgestellt, logisch zergliedert und auf ihren ursächlichen Zusammenhang untersucht werden müssen. Man wird also mit der gleichen Methode vorzudringen haben, welche die „klassische Nationalökonomie" auf die Wirtschaft der Gegenwart angewendet hat. Für einige Seiten der antiken Oikenwirtschaft ist dies in meisterhafter Weise schon durch Rodbertus geschehen; für die Wirtschaft des Mittelalters war Aehnliches bis jetzt kaum versucht. Gelingen kann das Unternehmen nur, wenn sich Forscher finden, welche sich ganz in die thatsächlichen Voraussetzungen vergangener Wirtschaftsepochen und in das ökonomische

Denken der Vorfahren zu versenken vermögen: niemals aber, wenn die halb erkannten, halb rationalistisch rekonstruierten Wirtschaftszustände der Vergangenheit sich fortgesetzt in den Kategorien der modernen Verkehrslehre bespiegeln.

Nur auf diesem Wege scheint mir die wirtschaftsgeschichtliche Forschung für die Theorie der heutigen Volkswirtschaft und diese für die Wirtschaftsgeschichte fruchtbar werden zu können: nur so dürfte die Gesetzmäßigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung und des volkswirtschaftlichen Geschehens zugleich der Erkenntnis näher gebracht werden.

IV.

Die gewerblichen Betriebssysteme in ihrer geschichtlichen Entwicklung.

Die meisten Menschen haben in volkswirtschaftlichen und sozialen Dingen eine sehr bestimmte Meinung über das, was *sein soll*, viel bestimmter oft, als über das, was *ist*. Was nach ihrem Bedünken sein sollte, braucht durchaus nicht ein Idealzustand, ein nie Wirklichkeit gewesenes Phantasiegebilde zu sein. Sehr oft ist es vielmehr eine Vorstellung, die dem Thatsachenkreise einer näheren oder entfernteren Vergangenheit entnommen ist und die durch lange Gewöhnung für uns den Charakter des *Normalen* angenommen hat.

So geht es, wenn ich mich nicht täusche, vielen unserer Zeitgenossen auch mit dem, was wir *Handwerk* nennen und mit der sog. Handwerkerfrage. Man hat sich einmal daran gewöhnt, das Handwerk als die normale gewerbliche Betriebsform zu betrachten, nachdem dasselbe in Deutschland über ein halbes Jahrtausend das Leben des Bürgerstandes beherrscht hat. Das Sprichwort sagt: Handwerk hat einen goldenen Boden, und die Beobachtung lehrt, daß dieser Boden nach heutiger Wertung nicht mehr golden ist. Man fragt sich, wie jener glückliche Zustand zurückgeführt, das Handwerk „wiederbelebt" werden könne.

Aber welches Recht hat man, das Handwerk als normale Betriebsform zu betrachten und so gleichsam einem Ideale nachzustreben, dessen Verwirklichung in der Vergangenheit liegt?

Die älteren Nationalökonomen stellen uns das Handwerk als die Urform der gewerblichen Produktion dar. „In einem Jäger- oder Hirtenstamme", sagt Adam Smith, „findet sich ein Mensch, der Bogen und Pfeile mit größerer Geschicklichkeit verfertigt als alle anderen. Er tauscht sie gegen Vieh oder Wildpret bei seinen Genossen um und findet schließlich, daß er sich dabei besser steht, als wenn er selbst auf die Jagd ginge. Zuletzt macht er die Anfertigung von Schießgerät zu seiner Hauptbeschäftigung und wird zu einer Art Waffenschmied." Verfolgen wir diese historische Konstruktion zwei Schritte weiter, so wird das Urbild des Handwerkers wahrscheinlich nach einiger Zeit einen Lehrling nehmen und wenn dieser ausgelernt hat, einen zweiten, während der erste sein Geselle wird.

Die spätere Entwicklung findet beim besten Willen nichts mehr hinzuzusetzen. Wenn wir heute vom Handwerker sprechen, so denken wir uns einen kleinen Unternehmer, der in wohlgeordneter Stufenfolge vom Lehrling zum Gesellen, vom Gesellen zum Meister geworden ist, der mit eigener Hand und eigenem Kapital für einen örtlich begrenzten Kundenkreis produziert und dem der ganze Arbeitsertrag ungeschmälert zufließt. Alles, was man von einer Wirtschaftsordnung verlangen kann, die der Gerechtigkeit entspricht, scheint in dem Dasein eines normalen Handwerkerstandes verwirklicht: allmähliches soziales Aufsteigen, Selbständigkeit, ein Einkommen nach Verdienst. Und diejenigen Betriebsformen der Stoffumwandlung, welche von diesem Urbilde abweichen, Hausindustrie und Fabrik, erscheinen dann leicht als das Nichtnormale: die soziale Personengliederung, die Einkommensverteilung, welche sie bedingen, scheinen der Idee der wirtschaftlichen Gerechtigkeit nicht zu entsprechen.

Auch die neueren Nationalökonomen entfernen sich selten weit von dieser populären Anschauungsweise. Wo sie die drei bei ihnen anerkannten Betriebssysteme: Handwerk, Hausindustrie, Fabrik einander gegenüberstellen, entnehmen sie fast unwillkürlich den Grundeinrichtungen des Handwerks die Normen zur Beurteilung der übrigen. Die Hausindustrie war bis vor kurzem vielen von ihnen eine bloße Ausartung des Handwerks oder eine Uebergangsbildung, die Fabrik ein notwendiges Uebel des Maschinenzeitalters. Unter dieser Befangenheit des Urteils litt selbst die wissenschaftliche Erkenntnis der modernen Betriebsweisen, welche doch der Beobachtung unmittelbar sich darbieten.

Eine historisch aufbauende Betrachtung, wie sie hier versucht werden soll, muß sich zu allererst von der Auffassung losmachen, daß irgend ein Betriebssystem eines Wirtschaftszweiges etwas für alle Zeiten und Völker Normales bedeuten könne. Auch das Handwerk ist ihr nur eine in den Fluß der Geschichte gestellte Erscheinung, deren Entstehen, Bestehen und Gedeihen an bestimmte volkswirtschaftliche Voraussetzungen geknüpft ist. Es ist weder die ursprüngliche noch überhaupt eine entwicklungsgeschichtlich notwendige Form der gewerblichen Gütererzeugung. Das heißt: es ist ebensowenig notwendig, daß die Industrie eines Landes das Betriebssystem des Handwerks durchlaufen hat, ehe sie zur Hausindustrie oder Fabrik gelangt, als es notwendig ist, daß jedes Volk vorher Jäger- und Nomadenvolk gewesen ist, ehe es zum seßhaften Ackerbau übergeht. Dem Handwerk sind bei uns andere Betriebssysteme der Stoffumwandlung vorausgegangen; ja sie bestehen zum Teil noch jetzt, selbst in europäischen Ländern.

Diese primitiven industriellen Betriebssysteme sind in ihrer großen entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung bis jetzt

kaum beachtet worden, obwohl sie Jahrtausende hindurch das Wirtschaftsleben der Völker bestimmt und ihrer sozialen Organisation tiefe Spuren eingeprägt haben. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Gewerbegeschichte, derjenige, welcher in dem geschriebenen Rechte die Quellen seiner Erkenntnis uns hinterlassen hat, ist bis jetzt einigermaßen aufgehellt, und dieser auch viel mehr nach seiner formalen Ordnung als nach seinem inneren Leben, seiner Betriebsweise. Selbst das Zunfthandwerk des Mittelalters, dem in neuerer Zeit so viel ausdauernde und eindringende wissenschaftliche Arbeit gewidmet worden ist, ist nach der Seite des Betriebs kaum genauer untersucht worden. Willkürliche rationalistische Konstruktionen, bei denen mit den Voraussetzungen und Begriffen der modernen Verkehrswirtschaft gearbeitet wird, beherrschen noch weithin dieses Gebiet.

Allerdings hat unsere „historische" Nationalökonomie reichen Stoff zur Wirtschaftsgeschichte der klassischen und der modernen Völker gesammelt. Aber es ist noch kaum recht beachtet worden, daß die Bedingungen, unter denen die Wirtschaften der Völker des Altertums und des Mittelalters standen, bei der Kompliziertheit aller gesellschaftlichen Erscheinungen für den heutigen Beobachter ebenso schwer wiederherzustellen sind, als die Konsequenzen eines sozialistischen Zukunftsstaates, auch bei der lebhaftesten und gestaltungskräftigsten Phantasie, erfaßt werden können. Das Verständnis ganzer weit zurückliegender Epochen der Wirtschaftsgeschichte wird sich uns erst erschließen, wenn wir primitive und kulturarme Völker der Gegenwart nach der wirtschaftlichen Seite ihres Lebens mit der gleichen Sorgfalt beobachten werden, wie heute die Engländer und Nordamerikaner. Statt zu den letzteren sollten wir unsere jungen

Nationalökonomen eher zu den Russen, Rumänen oder Südslaven auf Studienreisen schicken; wir sollten die Völker unserer neugewonnenen Kolonien nach dieser Richtung erforschen, ehe gerade die charakteristischen Seiten primitiver Wirtschaftsweise und Rechtsanschauung unter dem Einfluß des europäischen Handels bei ihnen verschwinden.

Es ist fast als ein Glück zu bezeichnen, daß derartige fremde Einflüsse selten sehr tief in das eigentliche Volksleben dringen, sondern daß sie sich meist auf die bevorzugten Klassen beschränken. So kommt es, daß wir noch heute in großen Gebieten des östlichen und nördlichen Europas, die der achtlose Reisende mit der Eisenbahn durchfliegt, bei der Landbevölkerung uralte Formen der Bedürfnisbefriedigung beobachten können, welche durch die Einwirkungen des modernen Verkehrs kaum hie und da eine leise Abänderung erlitten haben.

Wenn im Folgenden der Versuch gemacht wird, das, was wir von der industriellen Produktion derartiger „zurückgebliebener" Volksstämme wissen[1]), mit den Ergebnissen der seitherigen gewerbegeschichtlichen Forschung zu einem übersichtlichen Gesamtbilde zu vereinigen, so kann es sich nur darum handeln, die Hauptstufen der Entwicklung in fest umrissener Zeichnung vorzuführen. Um durch die verwirrende Mannigfaltigkeit und den Formenreichtum der ethnographischen Einzelbeobachtungen einen Leitfaden zu gewinnen, ist es durchaus erforderlich, das Typische von dem Zufälligen zu sondern, von Nebenformen und Uebergangs-

1) Die vorliegende Darstellung, welche mir das Wichtigste in allgemein verständlicher Form zusammenfaßt, findet ihre Ergänzung in dem von mir verfaßten Artikel „Gewerbe" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Aufl., Bd. IV, S. 360—393. Dort ist auch die nötigste Litteratur angegeben.

bildungen abzusehen und nur da einen neuen Abschnitt der Entwicklung beginnen zu lassen, wo die veränderte Betriebsweise der Stoffumwandlung volkswirtschaftliche Erscheinungen hervorruft, die eine wesentliche Veränderung in der Gliederung der Gesellschaft bedingen. Wir gelangen auf diese Weise zu fünf Hauptbetriebssystemen des Gewerbes. Es sind in historischer Aufeinanderfolge:

1) das Hauswerk (Hausfleiß),
2) das Lohnwerk,
3) das Handwerk,
4) das Verlagssystem („Hausindustrie"),
5) die Fabrik.

Zunächst wird es sich darum handeln, die charakteristischen wirtschaftlichen Eigentümlichkeiten dieser Betriebssysteme in knapper Formbeschreibung hervorzuheben, die sozialgeschichtliche Tragweite der ganzen Entwicklung aber bloß anzudeuten. Etwaige Lücken auszufüllen und die Uebergänge von einer zur anderen Betriebsweise klar zu legen, kann der Einzelforschung überlassen werden. Naturgemäß wird unsere Darstellung am längsten bei den beiden älteren, dem Handwerk vorausgegangenen Betriebssystemen verweilen müssen, während für die späteren eine kurze Charakteristik genügen dürfte. Wir beginnen mit dem Hauswerke oder Hausfleiße[1]).

1) Das in der 1. Auflage allein gebrauchte Wort Hausfleiß ist erst in den letzten zwanzig Jahren in Deutschland üblich geworden. Es ist zu uns aus Norwegen und Dänemark verpflanzt worden, wo es für gewisse häusliche Beschäftigungen der Familienglieder, wie Spinnen, Weben, Nähen, die Anfertigung von Holzgerätschaften u. dgl. gebraucht wird. Es ist die in jenen Gegenden seit alter Zeit heimische, durch Klima und Besiedelungsweise begünstigte Uebung gewerblicher Technik, durch welche das Bauernhaus die Verarbeitung der in Feld und Wald erzeugten Rohstoffe für den eigenen Bedarf selbst vollzieht.

Hauswerk ist gewerbliche Produktion im Hause für das Haus aus selbsterzeugten Rohstoffen. In seiner ursprünglichen und reinsten Gestalt setzt es voraus, daß kein Tausch besteht, sondern daß jede Einzelwirtschaft alle Bedürfnisse ihrer Angehörigen durch eigene Arbeit befriedigt. Jedes Gut durchläuft alle Stufen der Produktion in derselben Wirtschaft, in welcher es konsumiert werden soll. Die Produktion wird demgemäß immer nur nach Maßgabe des eigenen Bedarfs unternommen. Es giebt noch keinen Güterumlauf und kein Kapital. Das Haus hat nur Gebrauchsvermögen auf verschiedenen Stufen der Genußreife: Korn, Mehl und Brot, Flachs, Garn, Gewebe und Kleider; es hat auch Hilfsmittel der Produktion: die Handmühle, die Axt, die Spindel, den Webstuhl; aber es hat keine Güter, durch welche es auf verkehrsmäßigem Wege andere Güter gewinnen könnte. Alles verdankt es eigner Arbeit,

Da diese Technik unter dem Einflusse der modernen Verkehrswirtschaft in Verfall zu geraten drohte, so hat man in Dänemark und Norwegen geglaubt, sie durch schulmäßige Unterweisung neu beleben zu sollen, und diese Einrichtung hat dann bei uns als Handfertigkeitsunterricht — freilich mit etwas verändertem Charakter — Aufnahme gefunden. Wohl wenige der Beförderer dieses neuen Unterrichtszweiges, dem seine pädagogische Bedeutung nicht abgesprochen werden soll, haben sich eine klare Vorstellung von dem gebildet, was eigentlich der Hausfleiß für die nordischen Völker ursprünglich bedeutete und noch jetzt teilweise bedeutet. Hie und da hat man, namentlich im Anfang, den Handfertigkeitsunterricht für ein Mittel gehalten, neue Hausindustrien anzupflanzen. Hausfleiß und Hausindustrie aber sind entwicklungsgeschichtlich zwei (wenigstens bei uns) um Jahrhunderte auseinanderliegende gewerbliche Betriebssysteme. — Was mich bewogen hat, den Ausdruck Hausfleiß durch einen andern zu ersetzen, war die Nebenvorstellung, die er leicht erweckt, als handle es sich hier um eine Thätigkeit, die nur besonders eifrigen und sorgsamen Wirten eigen sei, während doch ein integrierender Bestandteil jeder primitiven Wirtschaft verstanden werden soll.

und kaum ist es möglich, die Verrichtungen des Haushalts von denen der Produktion zu trennen.

In der Form des Hauswerkes ist das Gewerbe älter als die Landwirtschaft. Ueberall, wo die Entdecker neuer Länder auf primitive Völker stießen, fanden sie mancherlei gewerbliche Kunstfertigkeit: die Anfertigung von Bogen und Pfeil, das Flechten von Matten und Gefäßen aus Binsen, Bast und zähen Wurzeln, eine urwüchsige Töpferei, das Gerben der Felle, das Mahlen mehlhaltiger Körner auf dem Reibstein, das Schmelzen des Eisens, das Bauen von Häusern. Die Jägervölker Nordamerikas, die Fischervölker der Südsee, die Nomadenhorden Sibiriens und die ackerbauenden Negerstämme Afrikas üben so noch heute mancherlei gewerbliche Technik, ohne eigene Handwerker zu besitzen. Selbst die armseligen, völlig nackten Waldstämmchen des inneren Brasiliens fertigen Keule, Bogen und Pfeil, bauen Häuser und Rindenkähne, verarbeiten Tierknochen und Stein zu Werkzeugen, flechten Trag- und Vorratskörbe, höhlen Kürbisgefäße aus, spinnen, stricken und weben, machen kunstvoll verziertes Thongeschirr, ohne die Töpferscheibe zu kennen, schnitzen ornamentierte Grabhölzer, Sitzschemel, Flöten, Kämme, Masken und bereiten mancherlei Festschmuck aus Federn, Fellen u. dgl.

Mit dem Fortschreiten zum pflugmäßigen Ackerbau verliert in den gemäßigten und kalten Ländern diese Thätigkeit mehr und mehr den Charakter des Zufälligen; die ganze Wirtschaft nimmt eine feste Ordnung an; die gute Jahreszeit muß der Rohstoffgewinnung und der Arbeit im Freien gewidmet werden; im Winter vereinigt die Stoffverarbeitung die Glieder des Hauses am Herd. Es bildet sich eine feste Regel für jede Art der Arbeit; jede wird nach den sich von selbst aufdrängenden Forderungen der

Wirtschaftlichkeit in das häusliche Leben eingefügt; die Sitte umspinnt sie mit ihren feinen ethischen Goldfäden; sie bereichert und veredelt das Dasein der Menschen, unter denen sie von Geschlecht zu Geschlecht mit ihrer einfachen Technik und ihren urwüchsigen Formen sich überträgt. Da man nur für den eigenen Gebrauch arbeitet, so überdauert das Interesse des Produzenten an seiner Hände Werk weit die Arbeitsperiode. Er verkörpert in ihm sein bestes technisches Vermögen und seinen ganzen Kunstsinn. Gerade deshalb sind auch die Erzeugnisse des nationalen Hauswerkes für unser kunstgewerbliches Zeitalter eine so reiche Fundgrube volkstümlicher Stilmuster geworden.

Der norwegische Bauer ist nicht bloß, wie der westfälische Hofschulze in Immermanns „Münchhausen", sein eigener Schmied und Schreiner; er baut auch sein Holzhaus selbst, fertigt seine Ackergeräte, Wagen und Schlitten, gerbt das Leder, schnitzt mancherlei hölzernes und schmiedet selbst metallenes Hausgerät[1]). In Island sind sogar die Bauern sehr geschickte Silberarbeiter. In Hochschottland war noch am Ende des vorigen Jahrhunderts jeder sein eigener Weber, Walker, Gerber und Schuster. In Galizien, in der Bukowina, in vielen Teilen von Ungarn und Siebenbürgen, in Rumänien, bei den südslavischen Völkerschaften gab es bis auf die neuere Zeit kaum einen anderen Handwerker, als den Schmied, und der ist meist ein Zigeuner. In Griechenland und anderen Ländern der Balkanhalbinsel kamen nur etwa noch wandernde Bau-

1) Eilert Sundt, Om Husfliden i Norge, Christiania 1867. Blom, Das Königr. Norwegen, Leipzig 1843, S. 237. Th. Forester, Norwegen und sein Volk, übersetzt von M. B. Lindau, S. 74. Norway, Kristiania 1900, S. 391. E. Sidenbladh, Schweden, Statistische Mittheilungen zur Wiener Weltausstellung 1873.

arbeiter hinzu[1]). Zahllose ähnliche Beispiele ließen sich von anderen Völkern anführen; insbesondere wird die wunderbare Anstelligkeit und Handfertigkeit der russischen und schwedischen Bauern auf ihre vielseitige technische Bethätigung in der eigenen Wirtschaft zurückzuführen sein. Die gewerblichen Frauenarbeiten, das Spinnen, Weben, Brotbacken ꝛc. sind aus alter und neuer Zeit zu bekannt, als daß es darüber weiterer Worte bedürfte.

Um von dem ganzen Reichtum hauswirtschaftlicher Geschicklichkeit, die das Leben kulturarmer Völker auszeichnet, eine Vorstellung zu gewinnen, bedürfte es einer eingehenden Schilderung eben dieses Lebens selbst. Dazu fehlt uns leider hier der Raum. Es wird aber genügen, wenn folgende Sätze aus einer Darstellung des Hauswerkes in der Bukowina hier wiedergegeben werden[2]).

1) Ueber die österreichischen Völker vergl. Die Hausindustrie Oesterreichs. Ein Kommentar zur hausindustriellen Abteilung auf der allgemeinen land- und forstwirtschaftlichen Ausstellung zu Wien 1890. Redigiert von W. Exner. Ferner Oesterreichische Monatsschrift für Gesellschaftswissenschaft IV, 90 ff. VIII, 22. IX, 98 und 331. A. Riegl, Textile Hausindustrie in Oesterreich in den „Mitteilungen des k. k. österreichischen Museums" N. F. IV, S. 411 ff. Braun und Krejci, Der Hausfleiß in Ungarn, Leipzig 1886. Schwicker, Statistik des Königreichs Ungarn, S. 403 ff., 411, 426 ff. J. Paget, Ungarn und Siebenbürgen, Leipzig 1842, II, S. 163. 173. 264. 269. — Iwantschoff, Primitive Formen des Gewerbebetriebs in Bulgarien, Leipzig 1896. Ueber die anderen Länder der Balkanhalbinsel: Reports from her Majestys diplomatic and consular agents abroad, respecting the condition of the industrial classes in foreign countries. London 1870—72. — Tarajanz, Das Gewerbe bei den Armeniern. Leipzig 1897.

2) C. A. Romstorfer bei Exner, Die Hausindustrie Oesterreichs, S. 159 ff. vgl. H. Wiglitzky, Die Bukowinaer Hausindustrie und die Mittel und Wege zur Hebung derselben. Czernowitz 1883. — Petri, Ehstland und die Ehsten (Gotha 1802), II, S. 230 f.

„Im kleinen Kreise der Familie oder doch nur innerhalb der engen Dorfgrenzen besorgt der Bukowinaer Landbewohner sich alle seine Lebensbedürfnisse selbst. Beim Bau des Hauses versteht es der Mann in der Regel, die Arbeiten des Zimmermanns, Dachdeckers u. dgl. zu versehen, während das Weib das Bemörteln der geflochtenen und gestockten Wände oder das Dichten der Blockwandfugen mit Moos, das Stampfen des Fußbodens und viele andere einschlägige Arbeiten übernehmen muß. Vom Anbau der Gespinnstpflanze oder der Aufzucht des Schafes an bis zur Fertigstellung der Bett- und Kleidungsstücke aus Leinen, Wolle oder Pelzwerk, Leder, Filz oder Strohgeflecht erzeugt ferner das Bukowinaer Landvolk alles, selbst die Farbstoffe aus eigens gezogenen Pflanzen, sowie die nötigen, allerdings höchst primitiven Handwerkzeuge. Und so ist es im allgemeinen auch mit der Nahrung. Mit Aufwand ziemlich bedeutender Mühe pflegt der Bauer sein Maisfeld, stellt auf der Handmühle das Kukuruzmehl her, das er zum Backen seiner Hauptkost (Mamaliga, der Polenta ähnlich) verwendet. Auch seine einfachen Ackerwerkzeuge, die Gefäße und Geräte für die Wirtschaft und die Küche weiß er selbst herzustellen, oder es versteht das wenigstens ein Autodidakt im Dorfe. Nur die Bearbeitung des Eisens, welches Material die eingeborene Bevölkerung in äußerst geringen Mengen verbraucht, überläßt er im allgemeinen den im Lande zerstreut lebenden Zigeunern."

So reich sich aber auch die gewerbliche Kunstfertigkeit des sich selbst genügenden Hauses entwickeln mag, immerhin müßte eine solche Art der Güterversorgung sich schließlich als unzulänglich erweisen, wenn das Haus bloß auf die engere blutsverwandte Gemeinschaft, die w i r Familie nennen, angewiesen wäre. Allerdings ist der ältere Fami-

lienverband ein weiterer, als die jetzige Familie: aber bei vielen Völkern löst sich gerade in der Zeit, wo die Bedürfnisse sich vermehren und verfeinern, die Sippe auf und dies benimmt dem Hause die Möglichkeit einer weitergehenden Arbeitsteilung unter seinen Gliedern. Der Uebergang zur berufsmäßigen Gestaltung der Produktion und zur Tauschwirtschaft wäre hier unvermeidlich, wenn es nicht gelänge, durch die Aufnahme von Sklaven oder die Ansetzung von Hörigen künstlich den Kreis des Hauses zu erweitern. Je größer die Zahl dieser unfreien Hausgenossen wird, um so leichter wird es, eine vielseitige Arbeitsteilung unter ihnen einzuführen und den Einzelnen für die Ausübung einer bestimmten gewerblichen Technik auszubilden.

So finden wir schon unter den Hausssklaven der reichen Griechen und Römer industrielle Arbeiter von mancherlei Art[1]), und Karl der Große schreibt in der berühmten Anweisung über die Verwaltung seiner Landgüter genau vor, welcherlei Arten von unfreien Arbeitern auf jeder Villa gehalten werden sollen. „Ein jeder Vogt", heißt es da, „soll in seinem Dienste haben gute Werkleute, als da sind Schmiede, Gold- oder Silberarbeiter, Schuhmacher, Drechsler, Zimmerleute, Schildmacher, Fischer, Vogelsteller, Seifensieder, Methbrauer, Bäcker und Netzstricker." Zahlreiche ähnliche Nachrichten liegen von den Fronhöfen der anderen Großen und den Klöstern vor. Die Handwerksleute, welche sie halten, stehen nur in ihrem Dienste: sie sind bald bloßes Hofgesinde, das in den Gebäuden des Fronhofes Wohnung und Kost empfängt, bald sind sie auf eigenen Landstellen angesiedelt, gewinnen darauf ihren Lebensunter-

1) Vgl. H. Francotte, L'Industrie dans la Grèce ancienne, Tome I. Bruxelles 1900. Wallon, Histoire de l'Esclavage dans l'antiquité. 2e Éd. Paris 1879.

halt und leisten dafür in ihrer speziellen Kunst Fronarbeit. Zum Zeichen, daß sie dem Hofe mit ihrer Geschicklichkeit verpflichtet sind, führen sie den Namen officiales, officiati. d. h. Amtleute.

Wie man sieht, hat hier das Hauswerk eine umfassende Organisation gefunden, welche dem Herrn des Fronhofes eine verhältnismäßig reiche und vielseitige Konsumtion auch von Industrieprodukten erlaubt.

Aber das Hauswerk bleibt nicht reine Bedarfsproduktion. Schon auf sehr früher Entwicklungsstufe bewirkt die Ungleichheit der Naturgaben eine verschiedene Ausbildung der technischen Geschicklichkeit. Ein Volksstamm erzeugt Thongeschirr oder Steinwerkzeuge oder Pfeile, die der Nachbarstamm nicht hervorbringt. Solche Industrieprodukte verbreiten sich dann wohl unter andern Stämmen auf dem Wege des Gastgeschenks oder der Kriegsbeute, später auch auf dem des Tausches[1]). Bei den alten Griechen ließen reiche Sklavenbesitzer eine größere Zahl ihrer unfreien Arbeiter, die sie nicht in der eigenen Wirtschaft brauchten, für eine bestimmte Industrie abrichten und produzierten dann für den Markt. Noch häufiger ist es, daß die Bauernfamilien Ueberschüsse ihrer gewerblichen Hausproduktion in ähnlicher Weise in den Austausch bringen wie die Ueberschüsse ihrer Landwirtschaft und Viehzucht. Wie es im alten Testament zum Lobe der tugendsamen Hausfrau gehört, daß sie selbstgefertigte Stoffe dem Krämer verkauft[2]), so trägt noch heute die Negerfrau in Zentralafrika die von ihr erzeugten Töpfe oder Rindenstoffe zum Wochenmarkte, um sie gegen Salz oder Perlen umzutauschen.

1) Vgl. oben S. 67 ff.

2) F. Buhl, Die sozialen Verhältnisse der Israeliten (Leipzig 1898), S. 34.

So hat auch in vielen Teilen Deutschlands die ländliche Bevölkerung seit dem Mittelalter auf den städtischen Märkten und Messen ihr Leinentuch abgesetzt, und in merkantilistischer Zeit hat man in Schlesien und Westfalen staatliche Einrichtungen getroffen, um die Hausleinwand exportfähig zu machen. In den Ostseeländern ist das grobe Wollenzeug, welches noch heute dort die Bauernfrauen zu weben verstehen, das Vadmål, im Mittelalter einer der verbreitetsten Handelsartikel gewesen und hat geradezu als Geld gedient. Aehnlich sind bei manchen Völkern Afrikas diejenigen Produkte des Hauswerks, welche bei den Nachbarstämmen gemacht werden, allgemeine Tauschmittel. In den japanischen Dörfern wird fast in jedem Hause aus der auf den eigenen Feldern gewonnenen Baumwolle Garn gesponnen und Zeug gewoben, von dem ein Teil in den Austausch kommt. In Schweden durchwandern die Westgoten und Smaländer fast das ganze Land, um die zu Hause gewirkten Zeuge zum Verkaufe auszubieten. In Ungarn, Galizien, Rumänien und den südslavischen Ländern trifft man überall auf den städtischen Wochenmärkten Bauern, welche ihre Thon- und Holzwaren, Bäuerinnen, welche neben Gemüse und Eiern die selbstgefertigten Schürzen, die gestickten Bänder und Spitzen auslegen.

Namentlich wenn sich der Grundbesitz zersplittert und zum Unterhalte einer Familie nicht mehr ausreicht, verlegt sich ein Teil der ländlichen Bevölkerung auf einen besonderen Zweig des Hauswerkes und produziert dann in ähnlicher Weise für den Markt, wie unsere süddeutschen Kleinbauern Wein, Hopfen oder Tabak erzeugen. Der nötige Rohstoff wird anfangs noch auf dem eigenen Felde oder aus dem Gemeindewalde gewonnen, später auch wohl gekauft. Allerlei verwandte Produktionen schließen sich an,

und so bildet sich, wie in vielen Teilen Rußlands, aus dem Hauswerk ein unendlich formenreiches bäuerliches Kleingewerbe.

Aber die Entwicklung kann auch anders verlaufen, und dann entsteht ein selbständiger gewerbetreibender Berufsarbeiterstand und damit unser zweites gewerbliches Betriebssystem: das Lohnwerk. Während seither alle gewerbliche Technik in enger Verbindung mit dem Grundbesitz und der Urproduktion ausgeübt wurde, löst sich nunmehr der geschickte Hauswerksarbeiter von dieser Verbindung ab und begründet gerade auf diese seine technische Geschicklichkeit eine eigene, vom Grundbesitz allmählich unabhängig werdende Existenz. Aber er hat bloß sein einfaches Werkzeug, kein Betriebskapital. Er bethätigt deshalb seine Kunst immer an fremdem Rohstoff, den ihm der Erzeuger dieses Rohstoffes liefert, der zugleich der Konsument der fertigen Produkte ist.

Dabei sind wieder zwei verschiedene Formen dieses Verhältnisses möglich. Entweder wird der Lohnwerker zeitweise in das Haus genommen, erhält Kost und, wenn er nicht am Orte ansäßig ist, auch Wohnung sowie einen Taglohn und bleibt nur so lange, bis die Bedürfnisse seines Kunden befriedigt sind. Wir nennen das in Süddeutschland auf die Stör gehen und können darnach die ganze Betriebsform Stör, den so arbeitenden Gewerbetreibenden einen Störer nennen. Die Schneiderinnen und Näherinnen, welche vielerorts die Frauen ins Haus zu nehmen pflegen, können die Sache veranschaulichen.

Oder der Lohnwerker hat eine eigene Betriebsstätte, und es wird ihm der Rohstoff hinausgegeben. Für die Bearbeitung desselben erhält er Stücklohn. Der Leinenweber, der Müller und der Lohnbäcker auf dem Lande sind

Beispiele. Wir wollen diese Form als Heimwerk bezeichnen. Sie findet sich hauptsächlich bei Gewerben, welche feststehender, schwer transportierbarer Produktionsmittel (Mühlen, Backöfen, Webstühle, Feueressen u. dgl.) bedürfen.

Beide Formen des Lohnwerks sind noch jetzt sehr häufig in allen Teilen der Erde. Es ließen sich Beispiele aus Indien und Japan, aus Marokko und dem Sudan und fast aus allen Ländern Europas anführen. Das System läßt sich schon in babylonischen Tempel-Urkunden und im alten Aegypten nachweisen; es kann von Homer ab durch das ganze Altertum und Mittelalter bis auf die neueste Zeit in der Litteratur verfolgt werden. Die gesamte Auffassung, in welcher die griechischen und römischen Rechtsquellen das Verhältnis des Kunden zum selbständigen (persönlich freien oder unfreien) Handwerker sehen, beruht auf dem Lohnwerk[1]; zahlreiche Bestimmungen des mittelalterlichen Zunftrechts finden nur aus ihm ihre Erklärung.

Noch heute ist es in den Alpenländern die vorherrschende Betriebsweise auf dem Lande. Der steirische Schriftsteller P. K. Rosegger hat in einem anziehenden Buche[2] seine Erlebnisse als Lehrling eines in den Bauernhöfen umherziehenden Schneiders geschildert. „Die Bauernhandwerker", sagt er in der Vorrede, „als der Schuster, der Schneider, der Weber, der Böttcher (anderwärts auch der

1) Im Diokletianischen Edikt de pretiis rerum venalium vom Jahre 301 erscheint es geradezu als die herrschende Betriebsform. Vgl. meine Aufsätze in der Ztschr. f. d. ges. Staatswissenschaft, Bd. 50 (1894), besonders S. 673 ff.

2) Aus meinem Handwerkerleben, Leipzig 1880. — Vgl. auch Hansjakob, Schneeballen. Erste Reihe (Volks-Ausg.), S. 12 f. 219. 224. Wilde Kirschen, S. 347.

Sattler, der Wagner, der Schreiner, überhaupt alle Bauhandwerker) sind in vielen Alpengegenden eine Art Nomadenvolk. Sie haben wohl irgend eine bestimmte Wohnung, entweder im eigenen Häuschen oder in der gemieteten Stube eines Bauernhofes, wo ihre Familie lebt, wo sie ihre Habseligkeiten bergen und wo sie ihre Sonn- und Feiertage zubringen; am Montagmorgen aber nehmen sie ihr Werkzeug auf den Rücken oder in die Seitentasche und gehen auf die Stör, d. h. sie gehen auf Arbeit aus und heimsen sich im Bauernhause, wohin sie bestellt sind, so lange ein, bis sie die bestimmte Arbeit, den Hausbedarf, verfertigt haben. Dann wenden sie sich wieder zu einem anderen Hof. Der Handwerker wird in seinem Störhause wie zur Familie gehörig betrachtet"; zum Uebernachten für ihn hat jeder Bauernhof eine eigene Stube mit einem „Handwerkerbett"; wo er in der Woche gearbeitet hat, wird er am Sonntag zu Tische geladen.

Fast mit den gleichen Ausdrücken werden uns die gewerblichen Verhältnisse auf dem Lande in Schweden und manchen Teilen Norwegens geschildert. In Rußland und den südslavischen Ländern sind Hunderttausende von Lohnwerkern, namentlich den Bau- und Bekleidungsgewerben angehörig, welche ein ständiges Wanderleben führen und wegen der großen Entfernungen oft ein halbes Jahr und mehr von ihrer Heimat fortbleiben.

Entwicklungsgeschichtlich haben die beiden Formen des Lohnwerks verschiedenen Ursprung. Die Stör begründet sich auf den ausschließlichen Besitz spezieller Arbeitsgeschicklichkeit, das Heimwerk auf den ausschließlichen Besitz stehender Produktionsmittel. Auf dieser Grundlage entstehen zunächst allerlei *Mischformen* zwischen Haus- und Lohnwerk.

Der Störarbeiter ist anfangs ein erfahrener Nachbar, der bei der Ausführung eines wichtigen Werkes als Ratgeber zu Hilfe gerufen wird; die ausführenden Arbeiten werden aber noch von den Hausgenossen geleistet[1]). Auch später bleibt noch lange die Gewohnheit, daß die Familienangehörigen des Kunden dem Meister und seinen Gesellen die nötigen Handreichungen thun, und es wird dies auf dem Lande, z. B. beim Aufschlagen eines Holzbaues, noch heute so gehalten.

Beim Heimwerk ist der spätere Gewerbetreibende zuerst bloß Eigentümer der Betriebsanlage und technischer Leiter der Produktion, während der Kunde die eigentliche Arbeit verrichtet, und so ist es auf dem Lande bei Oelschlägereien, Reibmühlen für Flachs, Schälmühlen für Gerste und Hafer, Einrichtungen zur Obstweinbereitung manchmal noch heute. In vielen norddeutschen Städten waren im Mittelalter die Mälzer und Brauer bloß die Besitzer von Malzdarren und Brauhäusern, welche den Bürgern gegen Vergütung die Gelegenheit boten, selbst ihre Gerste zu mälzen und ihr Bier zu brauen. In den Getreidemühlen stellte der Kunde wenigstens den Rheder, welcher das Sieben des Mehles besorgte. Noch heute ist es in manchen Gegenden Sitte, daß die Bauernfrau das Brot in ihrem Hause selbst ausformt, nachdem sie vorher den Teig geknetet hat: der

1) So beim Hausbau auf den Karolinen-Inseln, wo der Tafelbay oder Baumeister fast nur der Geisterbeschwörer ist, der die bösen Mächte bannt, die den Neubau bedrohen: Kubary, Ethnogr. Beiträge S. 227 ff. Anders beim Wagenbau in Armenien, wo der erfahrene Nachbar gegen ein Geschenk die Zusammensetzung des Gefährtes leitet, nachdem die einzelnen Teile desselben von den Hausgenossen angefertigt sind: Tarajanz a. a. O. S. 27. Aehnliches beim Hausbau auf den Farör: Ztschr. des Vereins für Volkskunde III (1893), S. 163.

Bäcker stellt bloß den Backofen zur Verfügung, heizt ihn und überwacht das Ausbacken. Aehnlich ist in französischen und westschweizerischen Städten das Verhältnis der öffentlichen Waschanstalten, welche ihren Kunden bloß die Geräte zum Waschen und heißes Wasser, oft auch noch einen Trockenplatz bieten, während die Arbeit von den Dienstboten oder weiblichen Familienangehörigen der Kunden geleistet wird. Die Letzteren bringen die gereinigte und getrocknete Wäsche später zur Mange, um sie zu glätten, wobei der Besitzer durch Drehen der Kurbel hilft. Die Bezahlung erfolgt nach Benutzungsstunden. In Posen und Westpreußen kam noch vor kurzem die Sitte vor, daß der Besitzer einer Schmiede bloß das Feuer und das Handwerkszeug sowie das Eisen lieferte, die Arbeit aber seinen Kunden selbst überließ [1]).

Volkswirtschaftlich betrachtet ist das Wesentliche an dem Betriebssystem des Lohnwerks, daß es kein Betriebskapital giebt. Weder der Rohstoff noch das fertige Gewerbeprodukt wird für seinen Erzeuger jemals ein Mittel des Gütererwerbs. Art und Umfang der Produktion bestimmt noch immer der Grundbesitzer, der den Rohstoff

1) „Erlebnisse eines Geistlichen im östl. Grenzgebiet" in der „Tägl. Rundschau", Unterh.Beilage, 1897, Nr. 258. Interessant ist hier die Lieferung des Eisens durch den Betriebsinhaber, wodurch diese Betriebsweise zum Handwerk überleitet. Auch giebt es Mischformen zwischen Stör und Heimwerk. Dahin gehört der russische Wanderschneider, der in jedem Dorfe, wo er Kunden hat, sich auf einige Zeit einmietet und Lohnwerk macht. Aehnlich (nach Tarajanz) die Silberschmiede in Armenien. In letzterem Lande hat der Besitzer einer Oelmühle seine Betriebseinrichtung, die nötigen Arbeiter und die Büffel zum Treiben des Werkes zur Verfügung zu stellen; der Kunde arbeitet nicht nur selbst mit, sondern er bezahlt und beköstigt auch die Arbeiter und liefert das Futter für die Ochsen.

erzeugt: er leitet auch den ganzen Produktionsprozeß. Der Bauer gewinnt den Roggen auf seinem Acker, drischt und reinigt ihn und giebt dann das Korn dem Müller gegen Naturallohn (Molter) zum Vermahlen; das Mehl erhält der Bäcker und liefert gegen Backlohn und Ersatz des Heizmaterials eine Anzahl Brotlaibe daraus. Vom Momente der Aussaat bis zum Augenblick des Brotgenusses ist das Produkt niemals Kapital gewesen, sondern immer nur Gebrauchsgut auf dem Wege zur Genußreife. An das fertige Fabrikat heften sich keine Unternehmergewinne und Zinsenzuschläge oder Austauschprofite, sondern nur Arbeitslöhne.

Es ist dies unter gewissen Kulturzuständen und bei sehr einfachen Bedürfnissen eine überaus wirtschaftliche Produktionsweise, die, wie das Hauswerk, die Güte des Produkts und die völlige Anpassung der Gütererzeugung an den Bedarf sichert. Sie vermeidet den Tausch, wo dieser nur auf Umwegen dazu führen würde, den Rohmaterialerzeuger mit den aus seinem eigenen Produkt gefertigten Fabrikaten zu versorgen. Aber sie bürdet dem Konsumenten auch das Risiko der gewerblichen Produktion auf; nur diejenigen Bedürfnisse können angemessene und rechtzeitige Befriedigung finden, welche sich voraussehen lassen, während plötzlich auftretender Bedarf oft unbefriedigt bleiben muß, weil der Lohnwerker gerade anderweitig in Anspruch genommen ist. Beim Heimwerk kommt dazu die Gefahr, daß das Material zum Teil unterschlagen oder vertauscht wird. Auch für den Lohnwerker bringt das System manche Nachteile. Dahin gehört die Unbequemlichkeit und der Zeitverlust des Wanderns bei der Stör und die Unregelmäßigkeit der Beschäftigung, welche bald Ueberspannung, bald völliges Brachliegen der Arbeitskraft

hervorruft. Die beiden Formen des Lohnwerks funktionieren deshalb nur da befriedigend, wo die freibleibende Zeit in einem landwirtschaftlichen Nebenbetrieb verwertet werden kann.

Im Mittelalter, wo diese Voraussetzung zutraf, hat das Lohnwerk die Befreiung der Handwerker aus der Hörigkeit und dem Hofrecht unendlich erleichtert, da es für den Beginn eines selbständigen Gewerbebetriebs kein nennenswertes eigenes Vermögen voraussetzt. Mit großem Unrecht wird noch immer der zünftige Handwerkerstand des Mittelalters als ein Stand kleiner Kapitalisten angesehen. Er war vielmehr im wesentlichen ein gewerblicher Arbeiterstand, der sich von den heutigen Arbeitern dadurch unterschied, daß jeder für viele Konsumenten, nicht für den einzelnen Unternehmer arbeitete. Die Materiallieferung durch den Besteller findet sich fast bei allen mittelalterlichen Handwerken; ja sie dauerte bei vielen selbst dann noch Jahrhunderte hindurch fort, als der Besteller den Rohstoff nicht mehr in eigener Wirtschaft erzeugte, sondern ihn kaufen mußte, wie das Leder für den Schuster, das Tuch für den Schneider. Nur sehr langsam bürgert sich die Materialstellung durch den Meister ein, anfangs bloß für die ärmeren Kunden, später auch für die vermögenden. So entsteht das Handwerk in dem Sinne, in welchem es heute gewöhnlich verstanden wird; neben ihm aber erhält sich noch lange das Lohnwerk, ja es tritt vielfach in den Dienst des Handwerks. So ist der Gerber Lohnwerker des Schusters und Sattlers, der Müller Lohnwerker des Bäckers, der Wollschläger, Färber und Walker Lohnwerker des Tuchmachers.

Von den beiden Formen des Lohnwerks geht in den Städten zuerst die Stör unter. Dieser Untergang wird

durch das Eingreifen der Zünfte wesentlich beschleunigt[1]). Die Stör erinnerte zu sehr an die alte Hörigkeit. Der Gewerbetreibende ist bei ihr sozusagen nur eine besondere Art von Taglöhner, der sich einer fremden Hausordnung zeitweise fügen muß. Daher finden wir seit dem 14. Jahrhundert in den Zunftordnungen zahlreiche Verbote, daß die Meister in den Häusern arbeiten. Aus derselben Ursache schreibt sich der Haß, den die städtischen gegen die Landhandwerker bethätigen; denn diesen ließ sich das Arbeiten auf der Stör nicht wohl verbieten. Schließlich wird Störer oder Bönhase zum allgemeinen Schimpfwort für diejenigen, welche ohne zünftige Gewerbeberechtigung arbeiten. In den norddeutschen Städten nahmen die Zunftmeister das Recht für sich in Anspruch, die Störer in den Häusern ihrer Kunden aufzuspüren und sie zur Verantwortung zu ziehen (die sog. Bönhasenjagd), und die öffentliche Gewalt war manchmal schwach genug, ihnen diesen Bruch des bürgerlichen Hausfriedens nachzusehen.

Freilich wurde die Verdrängung des einen Betriebssystems durch das andere den Zünften nicht überall so leicht gemacht. Schon um die Mitte des XIV. Jahrhunderts tritt ihnen die fürstliche Landeshoheit im Herzogtum Oesterreich energisch entgegen. In der churfächsischen Landesordnung von 1482 werden Schuster, Schneider, Kürschner, Tischler, Glaser und andere Handwerker, welche sich ohne

1) Es mag bei dieser Gelegenheit nicht unangebracht sein, darauf hinzuweisen, daß bei Abgrenzung der zünftigen Gewerbegerechtsame auch der alte Hausfleiß in Mitleidenschaft gezogen worden war. In sehr vielen Zunftordnungen findet sich die Bestimmung, daß der Nichtzünftige wohl Handwerksprodukte verfertigen darf, aber nur soviel er in seinem Hause braucht, nicht für den Verkauf. Es war damit die oben S. 189 f. geschilderte Ueberschußproduktion des Hauses für den Markt unmöglich gemacht.

hinreichenden Grund im Kundenhause zu arbeiten weigern sollten, mit der für damalige Verhältnisse hohen Strafe von 3 Gulden bedroht. In Basel wurde 1526 zur Aufrechterhaltung „alten löblichen Brauchs“ eine genaue Ordnung für die Hausschneider gegeben. In zahlreichen deutschen Territorien wurden für die verschiedenen Arten von Lohnwerkern genaue Taxordnungen aufgestellt. So hat sich in manchen Gewerben, namentlich bei den Bauhandwerken, das Lohnwerk bis auf die Gegenwart erhalten.

Bei der Mehrzahl aber trat an seine Stelle dasjenige Betriebssystem, welches man heute als *Handwerk* zu bezeichnen pflegt und das ich bereits im Eingang gekennzeichnet habe. Man könnte es auch *Preiswerk* nennen, um den Gegensatz gegen das Lohnwerk zu markieren. Denn der Handwerker unterscheidet sich von dem Lohnwerker nur dadurch, daß er im Besitze sämtlicher Produktionsmittel ist und daß er das fertige Produkt, welches aus dem von ihm gelieferten Rohstoff und der darin verkörperten Arbeit zusammengesetzt ist, um einen bestimmten Preis verkauft, während der Lohnwerker bloß Vergütung für seine Arbeit empfängt.

Alle wichtigen Eigentümlichkeiten des Handwerks lassen sich in das eine Wort zusammenfassen: *Kundenproduktion*. Die Art des Absatzes ist es, die dieses Betriebssystem vor allen späteren auszeichnet. Der Handwerker arbeitet immer für den Konsumenten seines Produkts, sei es, daß dieser durch Bestellung einzelner Stücke ihm dazu die Anregung giebt, sei es, daß beide auf dem Wochen- oder Jahrmarkte sich treffen. Bestellungs- und Marktarbeit müssen einander ergänzen, wenn „tote Zeiten“ vermieden werden sollen. In der Regel ist das Absatzgebiet ein lokales: die Stadt und ihre nähere Umgebung.

Der Kunde kauft aus der ersten, der Handwerker liefert an die letzte Hand. Dies sichert Anpassung an den Bedarf und giebt dem ganzen Verhältnis einen ethischen Zug: der Produzent fühlt sich dem Konsumenten gegenüber verantwortlich für seine Arbeit.

Mit dem Aufkommen des Handwerks geht sozusagen ein breiter Riß durch den volkswirtschaftlichen Produktionsprozeß. Hatte seither der Grundeigentümer diesen ganzen Prozeß geleitet, wenn auch mit Zuhilfenahme fremder Lohnarbeiter, so giebt es jetzt zwei Arten von Wirtschaften, von denen jede nur einen Teil des Produktionsprozesses vollzieht: die eine erzeugt das Rohprodukt; die andere das Fabrikat. Es ist ein Grundsatz, den das Handwerk, wo immer möglich, zu bethätigen gesucht hat: ein Gut sollte alle Stadien der Veredelung in einer Werkstätte durchlaufen. Dadurch wurden die Kapitalerfordernisse verringert und häufige Gewinnzuschläge zum Preise vermieden. Durch die Erlangung eines eigenen Betriebskapitals wird der Handwerkerstand aus einer bloß lohnerwerbenden Arbeiterklasse zu einem besitzenden Produzentenstand, und der bewegliche Besitz, der sich jetzt, losgelöst vom Grundbesitz, in seiner Hand sammelt, wird die Grundlage einer eigenen sozialen und politischen Berechtigung, die in dem Bürgerstande verkörpert ist.

Das direkte Verhältnis des Handwerkers zu den Konsumenten seiner Produkte bedingt die Kleinhaltung des Betriebs. Droht ein Handwerksbetrieb zu groß zu werden, so splittern sich neue Handwerke ab, die einen Teil seines Produktionsgebietes übernehmen. Das ist die Arbeitsteilung des Mittelalters[1]), die immer neue selbständige Exi-

1) Näheres über diese in meinem Buche: „Die Bevölkerung von

stenzen schafft und die später zu jener eifersüchtigen Abgrenzung der Arbeitsgebiete führte, welche einen guten Teil der Kraft des Zunftwesens in inneren Streitigkeiten aufzehrte.

Das Handwerk ist eine spezifisch städtische Erscheinung. Völker, die wie die Russen kein eigentliches Städtewesen ausgebildet haben, kennen auch kein nationales Handwerk. Darin liegt aber auch, daß mit der Ausbildung größerer zentralisierter Staatswesen und einheitlicher Verkehrsgebiete das Handwerk zurückgehen mußte. Es bildete sich im XVII. und XVIII. Jahrhundert ein neues Betriebssystem, das nicht mehr auf den lokalen, sondern auf den nationalen und internationalen Markt begründet war. Unsere Vorfahren haben dieses mit dem Doppelnamen Manufakturen und Fabriken bezeichnet, ohne zwischen beiden Ausdrücken einen Unterschied zu machen. Näher besehen handelt es sich eigentlich um zwei verschiedene Betriebssysteme. Das eine hat man seither mit dem mißverständlichen Worte Hausindustrie belegt; wir wollen es Verlagssystem nennen; das andere ist unsere Fabrik. Beide Systeme stellen sich die Aufgabe, ein weites Marktgebiet mit Industrieprodukten zu versorgen; beide bedürfen dazu einer größeren Zahl von Arbeitern; verschieden nur sind sie in der Art, wie sie jene Aufgabe lösen und die Arbeiter organisieren.

Am einfachsten verfährt dabei das Verlagssystem. Es läßt die seitherige Produktionsweise zunächst ganz unberührt und beschränkt sich darauf, den Absatz zu organisieren. Der Verleger ist ein kaufmännischer Unternehmer, der regelmäßig eine größere Zahl von Arbeitern außerhalb seiner

Frankfurt a. M. im XIV. und XV. Jahrhundert" I, S. 228. Vgl. auch die Vorträge III und VIII.

eigenen Betriebsstätte in ihren Wohnungen beschäftigt. Diese Arbeiter sind entweder ehemalige Handwerker, welche fortan anstatt für viele Konsumenten für den einen Händler produzieren. Oder sie sind ehemalige Lohnwerker, welche jetzt den Rohstoff, den sie verarbeiten, nicht mehr vom Konsumenten, sondern vom Kaufmann empfangen. Oder es sind endlich Bauernfamilien, welche ehemalige Hauswerksprodukte jetzt als Marktware erzeugen, die durch den Verleger in den Welthandel gebracht wird.

Verleger kommt von Verlag = Vorlage, Vorschuß. Der Verleger schießt den kleinen Produzenten, die anfangs noch eine ziemlich selbständige Stellung haben, bald bloß den Kaufpreis ihrer Produkte vor, bald liefert er ihnen auch den Rohstoff und zahlt dann Stücklohn, bald gehört ihm sogar das Hauptwerkzeug (der Webstuhl, die Stickmaschine ꝛc.). Nach und nach sinken die kleinen Produzenten, da sie nur einen Abnehmer haben, in immer tiefere Abhängigkeit herunter; der Verleger wird ihr Arbeitgeber, und sie sind Arbeiter, auch wenn sie formell den Rohstoff selbst liefern.

Es dürfte nicht nötig sein, hier das Verlagssystem und sein Arbeitsverhältnis, die Hausindustrie, des näheren zu schildern. Wir haben Beispiele genug in den deutschen Gebirgsgegenden: die Strohflechterei, die Uhren- und Bürstenfabrikation im Schwarzwald, die oberbayerische Schnitzerei, die Spielwarenfabrikation im Meininger Oberland, die voigtländische Stickerei, die erzgebirgische Spitzenklöppelei u. s. w. Die Geschichte und die gegenwärtige Lage dieser Industrien ist in neuerer Zeit vielfach untersucht worden. Ich kann darauf ebensowenig eingehen, wie auf den großen Formenreichtum, den gerade dieses Betriebssystem aufweist.

Das Wesentliche ist und bleibt bei ihm immer, daß

das gewerbliche Produkt, ehe es in den Konsum gelangt, Warenkapital, d. h. Erwerbsmittel für eine oder mehrere kaufmännische Zwischenpersonen wird. Mag der Verleger das Produkt auf den Weltmarkt bringen, mag er in der Stadt ein Verkaufsmagazin halten, mag er die Ware fertig zum Verschleiß vom Hausarbeiter empfangen, mag er sie einer letzten Appretur unterwerfen; mag der Arbeiter sich Meister nennen und Gesellen halten, mag er nebenbei Landwirtschaft treiben — immer wird der Hausindustrielle von dem eigentlichen Markte seines Produkts und von der Kenntnis der Marktverhältnisse weit entfernt sein, und darin liegt die Hauptursache seiner trostlosen Schwäche.

Hat beim Verlag das Kapital sich bloß des Vertriebs der Produkte bemächtigt, so ergreift es bei der Fabrik den ganzen Produktionsprozeß. Der Verlag rafft, um die ihm vorliegende Produktionsaufgabe zu bewältigen, eine große Zahl gleichartiger Arbeitskräfte lose zusammen, bestimmt die Richtung ihrer Produktion, die für jede annähernd die gleiche ist und läßt ihr Arbeitsprodukt wie in ein großes Reservoir zusammenfließen, ehe er es in alle Welt verschickt. Die Fabrik organisiert den ganzen Produktionsprozeß; sie faßt verschiedenartige Arbeiter in gegenseitiger Ueber- und Unterordnung zu einer einheitlichen wohldisziplinierten Körperschaft zusammen, vereinigt sie in eigener Betriebsstätte, stattet sie mit einem großen vielgliedrigen Apparat mechanischer Produktionsmittel aus und steigert dadurch in eminentem Maße ihre Leistungsfähigkeit. Die Fabrik unterscheidet sich vom Verlagssystem wie das wohlgeordnete, einheitlich bewaffnete Kriegsheer der Linie vom bunt zusammengewürfelten Landsturm.

Wie in einem schlagfertigen Armeekorps Truppen verschiedener Ausbildung und Bewaffnung: Infanterie-, Ka-

vallerie- und Artillerieregimenter, Pioniere, Trains, Munitions- und Proviantkolonnen zu einer Einheit zusammengefügt sind, ganz so vereinigt die Fabrik Arbeitergruppen von verschiedener Ausbildung und Ausrüstung und bewältigt damit die schwersten Produktionsaufgaben.

Das Geheimnis ihrer Stärke als Produktionsanstalt liegt also in der zweckmäßigen Arbeitsverwendung. Um diese zu erzielen, schlägt sie einen eigentümlichen Weg ein, der auf den ersten Blick ein Umweg zu sein scheint. Sie zerlegt die gesamte in einem Produktionsprozeß nötige Arbeit möglichst in ihre einfachsten Elemente, trennt die schwere von der leichten, die mechanische von der geistigen, die qualifizierte von der rohen Arbeit. Dadurch gelangt sie zu einem System aufeinander folgender Verrichtungen und wird in den Stand gesetzt, Menschenkräfte der verschiedensten Art: gelernte und ungelernte, Männer, Frauen und Kinder, Hand- und Kopfarbeiter, technisch, artistisch und kaufmännisch gebildete, neben und nach einander zu beschäftigen. Die Beschränkung jedes Einzelnen auf einen kleinen Teil des Arbeitsprozesses bewirkt eine gewaltige Steigerung der Gesamtleistung. Hundert Fabrikarbeiter leisten in dem gleichen Produktionsprozeß mehr als hundert selbständige Handwerksmeister, obwohl von den letzteren jeder das ganze Arbeitsverfahren beherrscht, von den ersteren jeder nur einen kleinen Teil desselben. Soweit der Kampf des Handwerks mit der Fabrik auf technischem Gebiete liegt, ist er ein Beweis, wie der Schwache den Starken überwindet, wenn er von überlegener Geisteskraft geführt wird.

Die Maschine ist nicht das Wesentliche bei der Fabrik; aber die eben geschilderte Arbeitszerlegung hat, indem sie die Arbeitsleistung in einfache Bewegungen auf-

löste, die Maschinenverwendung unendlich gefördert und vermannigfaltigt. Maschinen hat man seit alter Zeit im Gewerbe beschäftigt, Arbeits- und Kraftmaschinen. Für die Fabrik aber hat ihre Verwendung erst die heutige Bedeutung erlangt, als es gelungen war, eine ununterbrochen gleichmäßig wirkende, überall anwendbare Triebkraft, den Dampf, einzuspannen, und auch hier nur im Zusammenhang mit dem eigentümlichen Arbeitssystem der Fabrik.

Ein Beispiel mag das Gesagte verdeutlichen. Im Jahre 1787 hatte der Kanton Zürich 34000 Handspinner und Spinnerinnen, welche Baumwollgarn erzeugten; nach der Einführung der englischen Spinnmaschinen produzierten wenige Fabriken das gleiche oder ein größeres Quantum Garn, und die Zahl ihrer Arbeiter (meist Frauen und Kinder) betrug kaum ein Drittel der vorigen. Wie kam das? Durch die Maschinen!? Aber war denn das Spinnrad keine Maschine? Gewiß, und zwar eine sehr kunstreiche. Also war Maschine durch Maschine verdrängt worden. Oder vielmehr, was seither *eine* Handspinnerin mit ihrem Rade geleistet hatte, das wurde jetzt durch die aufeinanderfolgende Arbeit einer ganzen Reihe verschiedenartiger Arbeiter und verschiedener Maschinen geleistet. Der ganze Spinnprozeß war in seine einfachsten Elemente zerlegt worden; es waren ganz neue Manipulationen entstanden, zu deren Ausführung zum Teil auch unreife Arbeitskräfte noch brauchbar waren.

Aus der Arbeitszerlegung gehen die weiteren Eigentümlichkeiten der Fabrik hervor: die Notwendigkeit des Großbetriebs, das bedeutende Kapitalerfordernis, die wirtschaftliche Unselbständigkeit der Arbeiter.

In Beziehung auf die beiden letzten Punkte offenbart

sich uns leicht ein wichtiger Unterschied zwischen Fabrik- und Verlagssystem. Das *große stehende Kapital* sichert der Fabrik einen stetigeren Betrieb. Der Verleger kann bei verminderter Nachfrage seine Hausindustriellen außer Beschäftigung setzen, ohne selbst Kapitalverluste zu riskieren; aber der Fabrikant muß in solchem Falle weiter produzieren, weil er den Zinsverlust und die Wertverminderung des stehenden Kapitals fürchtet und seinen eingeschulten Arbeiterstamm nicht verlieren darf. Darum wird sich voraussichtlich das Verlagssystem in den Industriezweigen von rasch wechselnder Nachfrage und großer Mannigfaltigkeit der Artikel noch lange neben der Fabrik behaupten.

Wollen wir zum Schlusse die fünf gewerblichen Betriebssysteme mit wenigen Worten charakterisieren, so können wir sagen: Hauswerk ist gewerbliche Eigenproduktion, Lohnwerk ist Kundenarbeit, Handwerk ist Kundenproduktion, Verlag ist dezentralisierte und Fabrik zentralisierte Warenproduktion. Und wie keine volkswirtschaftliche Erscheinung isoliert dasteht, so ist auch jedes dieser industriellen Betriebssysteme nur ein Ausschnitt aus einer großen Wirtschafts- und Sozialordnung. Das Hauswerk ist die Stoffumformung der autonomen Hauswirtschaft; das Lohnwerk gehört in die Zeit des Ueberganges von der geschlossenen Haus- zur Stadtwirtschaft; die Blüte des Handwerks fällt in die Periode der ausgebildeten Stadtwirtschaft; das Verlagssystem leitet von der Stadtwirtschaft zur National- oder Volkswirtschaft (geschlossenen Staatswirtschaft) hinüber, und die Fabrik ist das Betriebssystem der ausgebildeten Volkswirtschaft.

Es würde zu weit führen, hier auseinanderzusetzen, wie jedes industrielle Betriebssystem sich organisch in die Produktionsordnung seiner Zeit einfügt und wie es sich

mit einer Reihe verwandter Erscheinungen auf dem Gebiete der Urproduktion, der persönlichen Dienste, des Handels, des Transports wechselseitig bedingt. Dem aufmerksamen Auge kann es kaum entgehen, daß alle Keime der hier in ihren wichtigsten Etappen geschilderten Entwicklung in der Urzelle der Gesellschaft, der Familie oder, um wirtschaftlich zu sprechen, in der Produktionsordnung des geschlossenen Hauses liegen. Von dieser uralten lebenstrotzenden Gemeinschaft, in der alles individuelle Dasein verschwand, haben sich auf dem Wege der Differenzierung und Integration fortgesetzt Teile abgelöst und immer mehr verselbständigt. Das Lohnwerk ist nur ein Wurzelschößling am Baume der geschlossenen Hauswirtschaft; das Handwerk bedarf noch ihres Schirmes, um zu gedeihen; der Verlag macht den Vertrieb der Produkte zu einer eigenen Unternehmung, während die Produktion fast auf die erste Entwicklungsstufe zurücksinkt; die Fabrik dagegen durchdringt den ganzen Produktionsprozeß mit dem Unternehmerprinzip: sie ist eine selbständige, von allen konsumtiven Elementen befreite Wirtschaft, sachlich und örtlich vom Haushalt der Beteiligten getrennt.

Und ähnlich ändert sich die Stellung des Arbeiters. Mit dem Beginn des Lohnwerkes trennt sich der Industriearbeiter persönlich von der geschlossenen Hauswirtschaft des Grundeigentümers; mit dem Uebergang zum Handwerk wird er durch die Herausziehung der Betriebsmittel auch sachlich frei und selbständig. Durch das Verlagssystem tritt er persönlich in eine neue Abhängigkeit: in die Klientel des kapitalbesitzenden Unternehmers; im Fabriksystem wird er auch sachlich von dem letzteren abhängig. Auf vier Etappen der Entwicklung gelangt er von der Hofhörigkeit zur Fabrikhörigkeit.

Es findet sich eine Art von Parallelismus in dieser Entwicklung. Die Stellung des unfreien Hauswerkers zum antiken Grundherrn hat eine gewisse Verwandtschaft mit derjenigen des Fabrikarbeiters zum modernen Unternehmer, und ähnlich wie der Lohnwerker zur Wirtschaft des Grundeigentümers verhält sich der Hausindustrielle zum Handelsbetriebe des Verlegers. In der Mitte dieser auf- und absteigenden Reihe steht das Handwerk als Grund- und Eckstein derselben. Vom Hauswerk bis zum Handwerk allmähliche Emanzipation des Arbeiters vom Grund und Boden und Bildung des Kapitals: vom Handwerk bis zur Fabrik allmähliche Loslösung des Kapitals von der Arbeit und Unterwerfung des Arbeiters unter das Kapital.

Auf der Stufe des Hauswerks giebt es noch kein Kapital, sondern nur Gebrauchsgüter auf verschiedenen Stufen der Genußreife. Alles gehört dem Hause: Rohstoff, Werkzeug, Fabrikat, oft selbst der Arbeiter. Beim Lohnwerk ist nur das Werkzeug Kapital in der Hand des Arbeiters; Roh- und Hilfsstoffe sind Vorräte des Hauses, die noch nicht genußreif sind; die Betriebsstätte gehört entweder ebenfalls dem Hause, welches das fertige Produkt verbrauchen will (Stör), oder dem Arbeiter, der es herstellt (Heimwerk). Im Handwerk sind Werkzeug, Betriebsstätte und Rohstoff Kapital im Eigentum des Arbeiters; der letztere wird Herr des Produkts, setzt dieses aber immer nur an den unmittelbaren Konsumenten ab. Im Verlagssystem wird auch das Produkt Kapital, aber nicht des Arbeiters, sondern einer ganz neu auf dem Plane erscheinenden Person, des kaufmännischen Unternehmers; der Arbeiter behält entweder sämtliche Produktionsmittel, oder er verliert zunächst das Stoffkapital, dann auch das Werkzeugkapital. So sammeln sich alle Kapitalbestandteile

schließlich in der Hand des Fabrikunternehmers, der auf ihrem Grunde die gewerbliche Produktion neu organisiert. In seinen Händen wird selbst der Anteil des Arbeiters am Produkt zu einem Teil des Betriebskapitals.

Dieser Anteil des Arbeiters besteht auf der Stufe des Hauswerks im Mitgenuß der erzeugten Produkte, beim Lohnwerk in der Kost nebst Zeit- oder Stücklohn, welcher bereits eine Vergütung für die Abnutzung der Werkzeuge mit enthält, beim Handwerk in dem vollen Produktionsertrag. Beim Verlagssystem nimmt der Verleger einen Teil dieses letzteren im Gewinne seines Betriebskapitals vorweg; beim Fabriksystem werden alle kapitalisierbaren Produktionselemente zu Kristallisationspunkten für Kapitalprofite; dem Arbeiter bleibt nur der vertragsmäßige Arbeitslohn.

Man darf sich die geschichtliche Entwicklung der industriellen Betriebssysteme aber nicht so denken, als ob jede neue Betriebsart die vorhergehende ältere verdränge und vollständig überflüssig mache. Es ist das ebensowenig der Fall, wie etwa durch ein neues Verkehrsmittel die älteren verdrängt werden. Die Eisenbahnen haben weder das Fuhrwerk auf freier Straße noch den Transport auf Schiffen, Saumtieren und dem Menschenrücken beseitigt; sie haben nur jeder dieser älteren Transportweisen diejenige Stellung angewiesen, in der sie ihre eigentümlichen Vorzüge am meisten entfalten kann, und wahrscheinlich werden heute in unseren Kulturstaaten nicht bloß absolut, sondern auch relativ mehr Pferde und Menschen mit Transportdiensten beschäftigt als im Jahre 1830.

Ganz dieselben Ursachen, welche diese gewaltige Steigerung des Verkehrs hervorgebracht haben, wirken in der Industrie und nehmen für diese trotz fortwährender Ver-

vollkommnung der mechanischen Produktionsmittel in allen Ländern eine stets wachsende Menschenzahl in Anspruch. Von zwei Seiten aber empfängt das Produktionsgebiet des Gewerbes immer neuen Zuwachs:

1. von Seiten der alten Hauswirtschaft und Urproduktion, von denen sich immer noch Teile ablösen und zu selbständigen Gewerbezweigen werden,
2. durch stete Vervollkommnung[1]) und Vermehrung der Güterwelt, welche zur Befriedigung unserer Bedürfnisse dient.

Was den ersten Punkt betrifft, so sind im letzten Menschenalter Dutzende von neuen gewerblichen Berufsarten entstanden für die Ausführung solcher Arbeiten, welche früher die Hausfrauen oder die Dienstboten zu verrichten pflegten: Bereitung von Gemüse- und Obstkonserven, Feingebäck, Fleischwaren, Anfertigung und Ausbesserung von Frauen- und Kindergarderobe, Reinigen von Fenstern, Bettfedern, Gardinen, chemische Waschanstalten, Anstreichen und Bohnen von Fußböden, die ganze Gas- und Wasserinstallation u. s. w. Unter der Gruppe „Kunst- und Handelsgärtnerei" nennt die neueste Berufsstatistik des Deutschen Reichs 35, unter der Gruppe Tierzucht 31 Berufsarten, von denen viele sehr neuen Ursprungs sind.

Betreffs des zweiten Punktes sei nur an die Fahrrad-Industrie erinnert, die in kurzer Zeit nicht nur eine große Zahl Fabriken hervorgebracht, sondern auch bereits

1) Auf eine kritische Bemerkung zu diesem Ausdruck in der Revue d'Économie politique vom November 1892, (p. 1228 Anmerkung) will ich nicht unterlassen, denselben hier dahin zu präzisieren, daß ich nicht die Verbesserung der Qualität bereits vorhandener Güterspezies darunter verstehe, sondern die Ersetzung vorhandener Güter durch solche, welche dem Bedürfnis besser und billiger entsprechen.

besondere Reparaturbetriebe und eigene Werkstätten für die Erzeugung von Gummireifen, von Tourenzählern, von Speichen für Fahrräder kennt. Ein noch schlagenderes Beispiel bietet die Elektrotechnik. In der Berufs- und Gewerbezählung von 1895 finden sich 22 Berufsbezeichnungen für dieses Gebiet, welche 1882 noch nicht vorhanden waren. Allein die Herstellung von elektrischen Maschinen, Apparaten und Anlagen beschäftigte 1895 im Deutschen Reiche 14494 Erwerbthätige mit 18449 Angehörigen und Dienstboten, ernährte also fast 33000 Menschen[1]). In der Metallverarbeitung, der Maschinenindustrie, der chemischen Industrie, der Papier-Industrie, den Baugewerben, den Gewerben für Bekleidung und Reinigung hat sich die Zahl der Berufsbezeichnungen zwischen 1882 und 1895 mehr als verdoppelt. Es ist dabei zu bedenken, daß nicht nur die Spezialisation gewaltige Fortschritte macht, sondern daß vielfach auch Hilfsmittel der Produktion und des Handels, die seither von den Betrieben angefertigt wurden, welche sie verwenden, von eigenen Unternehmungen erzeugt werden. Die Industrie kommt auf diesen Gebieten den Bedürfnissen nicht nur entgegen, sondern vielfach zuvor, wie sie das zu

1) Nach einer im August 1900 durch die Zeitungen gegangenen Mitteilung schätzt Dr. R. Bürner die Kapitalien der deutschen Produktionsfirmen der Elektrotechnik auf rund 800 Mill. Mark und die Fonds der sogenannten Finanzgesellschaften, welche die Anlage von elektrischen Bahnen und Elektrizitätswerken zum Zwecke haben, auf 450 Mill. Mark. Die elektrischen Bahnen, Elektrizitätswerke und Blockstationen in Deutschland sollen einen Anlagewert von rund 1250 Mill. Mark haben, so daß die gesamte deutsche Elektrotechnik eine Kapitalmacht von etwa 2½ Milliarden Mark repräsentiere. Hierbei ist allerdings zu bemerken, daß die Kapitalien der Finanzgesellschaften teilweise in den Anlagewerten der elektrischen Bahnen und Elektrizitätswerke wiederkehren.

allen Zeiten gethan hat. In den Patentlisten gelangt dieses Streben nach Vervollkommnung der Güterwelt zu einem prägnanten Ausdruck, und wenn auch viele der neuen Erfindungen sich im Leben nicht bewähren, es bleibt immer ein ansehnlicher Rest übrig, der unser Dasein für die Dauer bereichert.

Wenn man das ganze Quantum von Industrieprodukten, das jährlich in Deutschland hervorgebracht wird, dergestalt statistisch zusammenfassen könnte, daß man zu scheiden im Stande wäre, was in Fabriken, was in der Hausindustrie, durch das Handwerk, das Lohnwerk, das Hauswerk erzeugt ist, so würde man ohne Zweifel finden, daß der größere Teil der Fabrikwaren Güter umfaßt, welche niemals von einem anderen Betriebssystem erzeugt worden sind und daß das Handwerk absolut heute eine größere Produktenmenge hervorbringt als jemals früher. Gewiß haben Verlags- und Fabriksystem einige kleinere Handwerke vollständig aufgesogen und viele andere um Teile ihres Produktionsgebietes geschmälert. Aber alle großen Zunfthandwerke, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden haben — vielleicht mit einziger Ausnahme der Weberei — bestehen auch heute noch. Es findet eine fortgesetzte Zurückdrängung des Handwerks durch die vollkommeneren Betriebssysteme statt, ähnlich wie im Mittelalter durch das Handwerk Hausfleiß und Lohnwerk zurückgedrängt wurden, nur weniger gewaltsam, auf dem Boden des freien Wettbewerbs. Und diese Konkurrenz aller mit allen, unterstützt durch ein vervollkommnetes Transport- und Verkehrssystem, erzwingt vielfach den Uebergang von der Kunden- zur Warenproduktion, auch wo technisch die erstere vielleicht noch länger möglich wäre. Viele selbständige Meister treten in die Klientel des Verlags oder der

Fabrik in ähnlicher Weise, wie ihre Vorläufer vor einem Jahrtausend in der Klientel des Fronhofes standen.

So ist das Handwerk wirtschaftlich und sozial in die zweite Stelle gerückt; aber wenn es auch in den großen Städten nicht mehr gedeihen will, so hat es dafür auf dem Lande sich um so mehr ausgebreitet und hier zahlreiche mit der Landwirtschaft kombinierte Betriebe hervorgerufen, auf denen das Auge des Menschenfreundes mit Wohlgefallen ruhen kann. Das Handwerk wird gewiß ebensowenig verschwinden, wie Lohnwerk und Hauswerk verschwunden sind. Was es der Gesellschaft in einer Zeit allgemeiner Feudalisierung gewonnen hat, eine widerstandsfähige Klasse von der Grundherrschaft unabhängiger Leute, deren Existenz auf persönlicher Tüchtigkeit und einem kleinen beweglichen Besitztum beruhte, eine Heimstätte bürgerlicher Zucht und Ehrbarkeit, das wird und muß ihr erhalten bleiben, wenn auch wahrscheinlich die künftigen Träger dieser Tugenden ihr Dasein auf anderer Grundlage fristen werden.

Es ist in letzter Zeit mit seltsamer Dringlichkeit der Ruf nach Beseitigung der älteren industriellen Betriebssysteme erhoben worden. Das Handwerk, die Hausindustrie, überhaupt alle Kleinbetriebsformen, sagt man, lähmten die nationale „Produktivkraft“; sie seien „rückständige, überwundene, rohe, um nicht zu sagen sozial hemmende Produktionsmethoden“, die im eigensten Interesse derjenigen, welche sie ausüben, durch eine „vernünftige und zweckmäßige Gliederung und Regelung der menschlichen Thätigkeiten im Großen“ ersetzt werden müßten, wenn nicht auch ferner die thatsächliche Nationalproduktion hinter der technisch möglichen weit zurückbleiben solle.

Diese kurzsichtige wirtschaftspolitische Studierstuben-

logik ist nicht neu. Es gab eine Zeit, in der man jeden Bauernschuster, der seine Kartoffeln und seinen Kohl selber baute, als eine Art Feind des höchstmöglichen Nationalreichtums ansah und ihn am liebsten von Polizei wegen gezwungen hätte, bei seinem Leisten zu bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß er dabei verhungerte. Es ist ja immer viel leichter gewesen, die Dinge zu meistern als sie zu verstehen.

Wenn man an die Stelle derartigen Absprechens eine unbefangene Untersuchung der Existenzbedingungen jener angeblich überlebten älteren Produktionssysteme hätte treten lassen wollen, so würde man sich bald überzeugt haben, daß diese in den meisten Fällen da, wo sie heute noch fortdauern, wirtschaftlich und sozial berechtigt sind, und man würde die Mittel zur Beseitigung der vorhandenen Uebelstände auf dem Boden suchen, in welchem jene Industrieformen wurzeln, anstatt an ihnen die Kurmethode des Doktor Eisenbart zu erproben. Man würde so die Vorzüge, die jedes dieser Betriebssysteme unzweifelhaft besitzt, erhalten und nur ihre Nachteile zu beseitigen streben.

Denn das ist ja schließlich das tröstliche Resultat aller ernsteren Geschichtsbetrachtung, daß kein einmal in das Leben der Menschen eingeführtes Kulturelement verloren geht, sondern daß jedes, auch wenn die Uhr seiner Vorherrschaft abgelaufen ist, an bescheidenerer Stelle mitzuwirken fortfährt an dem großen Ziele, an das wir alle glauben, dem Ziele, die Menschheit immer vollkommeneren Daseinsformen entgegenzuführen.

V.

Der Niedergang des Handwerks.

Es giebt in Deutschland zwei Handwerkerfragen. Die eine ist eine Frage der Zeitungen und Parlamente, und sie hat seit 1848 wiederholt die öffentliche Meinung aufs lebhafteste beschäftigt. In ihr handelt es sich darum: wie weit soll das besondere Interesse des Handwerkerstandes in der Gesetzgebung zum Ausdruck gelangen? Die Antwort auf diese Frage richtet sich nach dem Machtverhältnis der politischen Parteien.

Die andere Handwerkerfrage ist die Frage nach der Lebensfähigkeit des Handwerks als gewerblicher Betriebsform. Es ist die Frage des Hamlet-Monologs: Sein oder Nichtsein! Die Antwort auf diese Frage richtet sich nach den Thatsachen. Genauer ist sie so zu stellen: wie weit hat sich das Handwerk bis jetzt lebensfähig erwiesen? Welches Gebiet der gewerblichen Produktion beherrscht es noch?

So lange die Politik nicht bloß mit Wünschen und Stimmungen, sondern auch mit gegebenen Thatsachen rechnet, wird sie nicht wagen, die erste dieser Fragen zu entscheiden, bevor die zweite beantwortet ist. Bis vor kurzem fehlte es dazu an den nötigen Feststellungen. Nun aber hat der Verein für Sozialpolitik in umfassendster Weise die Lage der Gewerbezweige untersuchen lassen, welche zum alten Bestande des Handwerks gehören[1]), und es ist danach an

1) Untersuchungen über die Lage des Handwerks

an der Zeit, den Befund in einem allgemeinen Ueberblicke darzulegen. Es ist dabei nicht meine Absicht, auf den gegenwärtigen Stand und die künftigen Aussichten einzelner Gewerbezweige einzugehen[1]). Vielmehr sollen die gemeinsamen Züge der Entwicklung dargelegt werden, die sich seit etwa hundert Jahren vollzogen hat. Es wird dabei möglich sein, die Kräfte, welche in der modernen Volkswirtschaft auflösend und neubildend thätig sind, in ihrer ganzen Stärke und mannigfaltigen Wirkungsweise kennen zu lernen.

Vor hundert Jahren beherrschte das Handwerk konkurrenzlos noch alles das, was es vom Mittelalter her überkommen und im XVI. und XVII. Jahrhundert dazu gewonnen hatte. Es gab daneben allerdings eine kleine Zahl von Manufakturen und Fabriken; aber sie hatten sich abseiten des Handwerks entwickelt: was sie produzierten, war niemals Handwerksarbeit gewesen. Ein Wettbewerb zwischen diesen neuen Betriebsformen und dem zünftigen Handwerk hatte nicht stattgefunden. Auch die Zünfte als solche waren vom Staate nicht angetastet worden; nur hatte man sie der Landesgesetzgebung unterworfen und sie damit ihres örtlich-städtischen Charakters teilweise entkleidet. Ja man hatte sie noch weiter ausgebreitet, indem man auch solche Handwerke ihrer Verfassung unterworfen hatte, welche wegen der geringen Zahl ihrer Vertreter in den einzelnen

in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie: Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 62—70. Leipzig 1894—97. Dazu ein Band (71) für Oesterreich. Ergänzend tritt hinzu die Erhebung über Verhältnisse im Handwerk, veranstaltet im Sommer 1895, bearbeitet im Kais. Statist. Amt. 3 Hefte, Berlin 1895/6.

1) Nach dieser Seite sind die Ergebnisse der Untersuchungen von H. Grandke in Schmollers Jhb. für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft XXI (1897) S. 1031 ff. zusammengestellt worden.

Städten bisher Ortszünfte nicht hatten bilden können. Durch die Landeszünfte, welche man für diese „kleinen Handwerke“ errichtete und durch die „Generalzunftartikel“, welche das Gewerberecht für alle Ortszünfte ein- und gleichheitlich zusammenfaßten, waren die Forderungen der modernen Volkswirtschaft wenigstens formell zur Geltung gebracht worden. Materiell aber waren die lokalen und fachlichen Absatzvorrechte, der Städtezwang und die Bannrechte in Geltung verblieben. Von einer Konkurrenz unter den Gewerbetreibenden desselben Handwerks aus verschiedenen Städten und verschiedener Handwerke aus der gleichen Stadt konnte nicht die Rede sein; die Ansiedelung auf dem Lande war für die meisten Handwerke verboten, das Selbständigwerden war allen Gesellen, die nicht Meisterssöhne oder Schwiegersöhne waren, aufs äußerste erschwert.

Wie befanden sich nun die Handwerksmeister im ausschließenden Besitze dieser Rechte?

Die meisten, welche über das Handwerk heute reden und schreiben, denken sich die Meister „aus der Blütezeit des Handwerks“ als wohlhabende Leute, die „mit einem für jene Zeit erheblichen Kapital“ wirtschafteten, „eigene Häuser und umfangreiche Werkstätten“ besaßen, mit auserlesenen Gesellen und Lehrlingen zusammenarbeitend, persönlich tüchtig, ehrbar, angesehen. Alle Schilderer tauchen ihren Pinsel in satte Farben, wie man sie haben muß, wenn man die Behäbigkeit malen will.

Woher haben sie nur dieses Bild? Ich habe mir vergeblich Mühe gegeben, es im XVIII. oder XVII. Jahrhundert zu finden. Und unsere klassischen Dichter müssen es doch auch nicht vor Augen gehabt haben; denn ihre „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“ sind gedrückte, beschränkte Gestalten. In der übergroßen Zahl der kleinen

Städte halten sich die Meister nur durch ihr bischen Ackerbau und die nahrhafte Braugerechtigkeit aufrecht, in den größeren Städten durch das kleine Lädchen, das viele von ihnen neben der Werkstatt treiben. Selbst für eine wirtschaftlich so hervorragende Stadt wie Leipzig lassen die massenhaft vorhandenen Verwaltungsakten des vorigen und vorletzten Jahrhunderts nicht den Eindruck gewinnen, daß der dortige Handwerkerstand durchschnittlich wohlhabend gewesen sei, und die reiche Litteratur über das Zunftwesen, die wir aus dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts besitzen, die „Patriotischen Phantasien" Justus Möser's deuten auf vielfach sehr beengte Verhältnisse hin.

Trotz aller Schranken, mit welchen der Zugang zum Meisterrechte versperrt blieb, war es nicht gelungen, Uebersetzung zu verhüten. Bei den Bäckern und Metzgern, die als Typen der Wohlhabenheit angeführt zu werden pflegen, war das Reihenbacken und Reihenschlachten fast allgemein üblich, d. h. es waren so viele Meister da, daß nicht jeder Bäcker jeden Tag frisch backen und jeder Metzger jede Woche ein Stück Vieh schlachten konnte. Noch 1817 führt ein Schriftsteller wie einen normalen Fall aus Bayern an, daß in einer Stadt mit 10 Bäckermeistern täglich 3 Gebäcke Brot konsumiert würden, so daß an jeden in der Woche zweimal die Reihe zu backen kam. Die Metzger konnten nur Kleinvieh regelmäßig schlachten, und in norddeutschen Städten scheint es schon ein günstiger Fall gewesen zu sein, wenn auf 5—6 Meister in der Woche ein Stück Rindvieh verpfundet wurde.

Fast alle zünftigen Handwerke hatten in ihren Statuten eine Vorschrift über die Höchstzahl von Gesellen und Lehrlingen, welche ein Meister halten durfte. In der Regel

beschränkte sie sich auf zwei, und nur ganz vereinzelt ist man im vorigen Jahrhundert etwas darüber hinausgegangen. Die große Mehrzahl der Betriebe aber konnte es unter normalen Verhältnissen nicht zu dieser Zahl bringen. Nehmen wir an, daß vom Erwerb des Meisterrechtes bis zum Tode eines Meisters durchschnittlich 30 Jahre verflossen und daß man zwischen dem 28. und 30. Lebensjahre selbständig zu werden pflegte, so konnten immer zusammen höchstens halb so viele Gesellen und Lehrlinge als Meister vorhanden sein, wenn alle, die das Handwerk erlernt hatten, zum Meisterrechte gelangen sollten.

Thatsächlich waren die Zahlen am Ende des vorigen Jahrhunderts oft noch viel geringer. Im Jahre 1784 gab es im Herzogtum Magdeburg 27050 selbständige Meister und nur 4285 Gehilfen und Lehrlinge. Um dieselbe Zeit wurden im Fürstentum Würzburg 13762 Meister mit 2176 Gehilfen und Lehrlingen gezählt[1]). In beiden Territorien kamen auf je 100 Meister nur 15,8 Gesellen und Lehrlinge, so daß, wenn wir uns die Arbeitsgehilfen gleichmäßig auf die Meister verteilt denken, kaum auf jeden sechsten Meister ein Geselle oder Lehrling entfiel. Mehr als fünf Sechstel der Betriebe waren somit Alleinbetriebe. Die Stadt Bochum zählte 1780 auf 13 Schreinermeister 2, auf 26 Schuhmachermeister 3 Gesellen, auf 21 Bäckermeister, 8 Zimmerleute und 5 Maurermeister je einen Gesellen, während solche in den übrigen Handwerken ganz fehlten.

In einigen Teilen Preußens, namentlich in der Hauptstadt Berlin lagen die Verhältnisse wohl etwas besser; aber im allgemeinen wird man die Vorstellung aufgeben müssen, als ob unsere moderne Entwicklung im Gewerbe

1) Nach Schmoller, Zur Gesch. der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert, S. 21 f.

ausgegangen sei von einem Zustande allgemeiner Behäbigkeit des Handwerks. Das Beste, was die alte Zeit den Handwerkern bieten konnte, war eine bescheiden auskömmliche Existenz, Sicherung gegen Erwerbslosigkeit und gegen das Unterdrücktwerden durch Ihresgleichen. Sie verkehren direkt mit der Kundschaft, arbeiten in stiller Zeit auf Vorrat und beziehen damit die Märkte, stehen in der Zunft fest zusammen, wenn es gilt, eine neue Bewerbung ums Meisterrecht scheitern zu machen, einen Störer zu verfolgen oder einen Uebergriff von seiten eines Nachbarhandwerks abzuwehren, sind aber gegen einander vom kleinlichsten Brotneide erfüllt und machen Gerichten und Verwaltungsbehörden weidlich zu schaffen. Das war das alte Handwerk.

Im wesentlichen hat sich darin bis in die 40er Jahre dieses Jahrhunderts nicht allzu viel geändert. Die alte Gewerbeverfassung wurde seit der Napoleonischen Zeit mehrfach gemildert; abgeschafft wurde sie in den meisten Teilen Deutschlands erst in den 60er Jahren. An ihre Stelle trat die Gewerbefreiheit. Jedermann konnte jetzt jedes Gewerbe an jedem Orte in jeder beliebigen Ausdehnung betreiben. Es fielen die lokalen Verbietungsbefugnisse; jeder Gewerbetreibende konnte nach jedem Orte seine Erzeugnisse absetzen und mußte in seinem Wohnorte jede fremde Konkurrenz dulden. Es fielen die Schranken zwischen den einzelnen Gewerbezweigen hinweg: jeder konnte produzieren, was ihm Vorteil brachte.

Das alles geschah unter voller Zustimmung der Handwerker selbst; die Ueberzeugung, daß die alte Gewerbeverfassung unhaltbar geworden war, wurde — wenigstens in den fortgeschritteneren Teilen Deutschlands — von jedermann geteilt, und wenn je eine alte Institution unter dem Beifalle der ganzen Nation beseitigt wurde, so war es das

Zunftwesen. Die einzige Besorgnis, welche hie und da gehegt wurde, bestand darin, daß das Lehrlingswesen in Verfall geraten möchte und daß viele als selbständige Gewerbetreibende sich niederlassen würden, welche ihren Beruf nicht ordnungsmäßig erlernt hätten. Diese Besorgnis hat sich als völlig unbegründet erwiesen. Nach den Ergebnissen der Erhebung über das Handwerk hatten 1895 in den verschiedenen Teilen des Reiches angehörenden Erhebungsbezirken 97 Prozent der noch zum Handwerk zu rechnenden selbständigen Gewerbetreibenden eine handwerksmäßige Vorbildung genossen; der kleine noch verbleibende Rest fällt größtenteils auf solche, die in Lehrwerkstätten und Fachschulen, Blinden- und Taubstummenanstalten, Gefängnissen und Kasernen ihre technische Bildung empfangen haben.

Anders gestaltete sich der Einfluß der neuen Zustände auf Zahl, örtliche Verteilung und Größe der Betriebe. Hatte man anfangs gefürchtet, daß die Niederlassung zahlreicher kapitalloser Kleinmeister zu einer Unmenge von Zwergbetrieben führen würde, so ist derartiges keineswegs eingetreten. Vielmehr haben in den Städten nach einer kurzen Uebergangszeit die Betriebe im letzten Menschenalter durchschnittlich an Zahl abgenommen, an Kapitalkraft und Gehilfenzahl aber gewonnen, soweit nicht außerhalb der Gewerbegesetzgebung liegende Ursachen die Existenz der betreffenden Gewerbezweige überhaupt in Frage stellten. Zugleich ist der handwerksmäßige Betrieb auf dem Lande mächtig vorgedrungen und ist hier heute annähernd so stark vertreten wie in den Städten.

Diese Ausgleichung zwischen Stadt und Land aber war s. Z. von den Befürwortern der Gewerbefreiheit vorausgesehen und angestrebt worden. Und wenn weiter erwartet

worden war, daß den Tüchtigeren unter den Handwerkern durch die Gewerbefreiheit die Bahn zum technischen Fortschritt und zum wirtschaftlichen Emporkommen eröffnet sein würde, so ist auch das nicht unerfüllt geblieben. Tausende von städtischen Handwerksmeistern sind in den letzten beiden Menschenaltern zu großen Fabrikanten oder doch kleinkapitalistischen Unternehmern geworden und haben vollen Anteil an den technischen Fortschritten dieser Zeit genommen. Ihnen hat die Gewerbefreiheit die Möglichkeit geboten, ihr Produktions- und Absatzgebiet zu erweitern und ihre persönliche Tüchtigkeit voll zur Geltung zu bringen. Das alles wird heute nur zu gern übersehen.

Freilich die Zahl derjenigen, welche nicht emporgekommen, sondern stehen geblieben, auf die Stufe von Flickmeistern und Heimarbeitern heruntergedrückt oder zu Fabrikarbeitern geworden sind, ist noch viel größer. Ganze, früher handwerksmäßig betriebene Gewerbezweige sind dem Untergange nahe oder doch für das Handwerk als Betriebsform verloren. Andere kämpfen noch um ihre Existenz. Ein großer Verwitterungs- und Umbildungsprozeß hat hier Platz gegriffen; in seinem Gefolge treten andere Betriebsformen an die Stelle des Handwerks, seien es Fabrik und Verlag, seien es Mischformen, wie sie jede Uebergangszeit zu Tage fördert.

Das große Publikum begnügt sich damit, das, was hier vorgeht, in die einfachen Schlagwörter zu kleiden: Verdrängung der Handarbeit durch die Maschine, Vernichtung des Handwerks durch die Fabrik! Als Ursache gelten allein die geringeren Produktionskosten des maschinellen Betriebs.

Er wird eines der größten Verdienste der neueren Untersuchungen über das Handwerk bleiben, diese Schlag-

wörter auf ihren wahren Wert zurückgeführt und gezeigt zu haben, daß ein großer Teil der stattgehabten Veränderungen nicht in den Fortschritten der Produktionstechnik seine Ursache hat, sondern im Bereiche der volkswirtschaftlichen Bedarfsgestaltung und daß, soweit dies der Fall ist, das Handwerk untergeht, auch ohne daß Maschinenbetrieb mit ihm in Konkurrenz getreten ist. Es wird nötig sein, zunächst diese Aenderungen in der Bedarfsgestaltung kurz vorzuführen, weil sie sozusagen die Bedingungen abgeben, unter denen sich die ganze Entwicklung abspielt.

In erster Linie hat eine örtliche Zusammenziehung des Bedarfs stattgefunden. Die großstädtischen Menschenanhäufungen, welche sich im Verlaufe des letzten halben Jahrhunderts gebildet haben, ferner die Kriegsheere, die großen Staats- und Gemeindeanstalten (Gefängnisse, Krankenhäuser, Fachschulen u. s. w.), die ausgedehnten Transportunternehmungen, die Fabriken und die Großbetriebe auf dem Gebiete des Handels, des Bank- und Versicherungswesens, sie alle bilden Mittelpunkte eines massenhaften Bedarfes an Industrieprodukten. Dazu kommen die Großmagazine, die Versandtgeschäfte, die Konsumvereine, welche den Bedarf breiter Bevölkerungsschichten auf wenige Punkte zusammenleiten und ihn jedenfalls nicht mehr als Kunden einzelner Handwerker befriedigen können.

Als zweites Moment kommt hinzu, daß das moderne Kulturleben der Industrie an vielen Punkten so großartige Aufgaben gestellt hat, daß sie mit den Mitteln und der Betriebsweise des Handwerks gar nicht zu lösen sind, obwohl jede von ihnen viel Handwerksarbeit zu erfordern pflegt. Die Anfertigung einer Lokomotive, eines Dampfkrahns, einer Schnellpresse, der Bau einer Strom-

brücke oder eines Kriegsschiffs, die Ausstattung einer städtischen Straßenbahn mit Schienen und Betriebsmaterial lassen sich nicht mit bloßem Handwerkszeug und Handwerkskräften vollziehen. Sie bedürfen mechanische Einrichtungen von gewaltiger Leistungskraft, hochgebildete Techniker und Handarbeiter von sehr verschiedenartiger Qualifikation.

Auch wo solche Aufgaben technisch noch mit den Mitteln des Handwerks gelöst werden könnten, ist wirtschaftlich ihre Uebertragung an Handwerksmeister unmöglich wegen des großen damit verbundenen Zinsverlustes. Im Mittelalter konnten zwei, drei Generationen, ja mehrere Jahrhunderte an einem Dome bauen; man denke sich, daß man heute für die Errichtung eines Bahnhofsgebäudes so viel Zeit brauchen wollte! Als 1896 die Haupthalle der sächsisch-thüringischen Industrie-Ausstellung in Leipzig vergeben werden sollte, wurde der Bau zuerst den Zimmermeistern der Stadt angetragen, d. h. Unternehmern, welche schon mit sehr erheblichem Kapital arbeiten und an größere Aufträge gewöhnt sind. Aber alle trugen Bedenken wegen der Kürze der Baufrist und der Größe des Risikos. Darauf wurde mit einer großen Baufirma in Frankfurt a. M. unterhandelt. In wenigen Stunden war der Vertrag abgeschlossen; noch an demselben Abend spielte der Telegraph nach allen Richtungen; acht Tage später arbeiteten auf dem Bauplatz bereits die Dampframmen, und ganze Eisenbahnzüge mit dem nötigen Holzwerk trafen aus Galizien ein.

Man kann geradezu sagen, daß es heute industrielle Aufgaben giebt von einer Größe, daß sie nur von wenigen, ja vielleicht nur von einer oder zwei Firmen in Europa ausgeführt werden können. Es hat sich dafür neben dem älteren Typus der Fabrik, welcher seine Stärke in der gleichartigen

Massenproduktion findet, ein neuer Typus herausgebildet, dessen Daseinsberechtigung in der Größe der Produktionsaufgaben liegt. Man könnte diese jüngere Art gewerblicher Großunternehmungen mit dem bereits gebräuchlichen Ausdrucke Fabrikationsanstalt benennen. An der Spitze steht ein Stab von eingeschulten Technikern, die über umfassende mechanische Hilfsmittel gebieten, denen die nötige Handwerksarbeit in wirksamster Weise angegliedert ist.

Aber der Bedarf an gewerblicher Arbeit hat sich nicht bloß örtlich konzentriert und zu großen Produktionsaufgaben verdichtet, er ist auch gleichartiger und darum massenhafter geworden. Es geht ein Zug der Uniformierung durch unsere Zeit, der die Unterschiede der Lebensgewohnheiten und Gebrauchssitten in den verschiedenen Bevölkerungsschichten ausgleicht. Die Volkstrachten sind bis auf unbedeutende Reste verschwunden; die Ausstattung der Wohnung, der Küche, ist zwar reicher, aber auch einförmiger geworden. Auch im geringsten Haushalt findet sich eine Petroleumlampe, eine Kaffeemaschine, etwas emailliertes Kochgeschirr, ein paar eingerahmte Photographien. Um die begehrte Ware auch den weniger vermögenden Volksklassen zugänglich zu machen, muß sie leicht und billig hergestellt werden. Unterliegt nun ein Artikel raschem Modenwechsel, so steigt der Bedarf an billiger Ware auch bis in die besser gestellten Schichten der Gesellschaft hinauf, indem man sich so die Kosten der Modethorheit erträglich macht. So entsteht ein Massenbedarf an billiger Ware, für dessen Herstellung der ältere Typus der Fabrik die gegebene Produktionsform ist. Handwerksarbeit ist dafür zu teuer; wo sie technisch möglich bleibt, muß sie aufs äußerste spezialisiert werden und verliert dann notwendig den Boden der Kundenproduktion unter den Füßen.

Endlich ist noch auf ein Moment hinzuweisen, das in der Sphäre der *Hauswirtschaft* liegt. Das Haus entledigt sich immer mehr der ihm aus alter Zeit noch verbliebenen produktiven Elemente, um sich allein auf die Regelung der Konsumtion zu beschränken. Wenn unsere Großeltern ein Sofa brauchten, so ließen sie zuerst den Schreiner das Gestell anfertigen, kauften dann das Leder, die Roßhaare, die Federn und nahmen den Polsterer ins Haus. Aehnlich wurde fast bei jedem größeren Arbeitsstücke verfahren. Heute erlaubt die Berufsarbeit, welche die Kräfte jedes Einzelnen völlig und oft bis zur Erschöpfung in Anspruch nimmt, eine derartige Teilnahme an der Produktion nicht mehr. Wir wollen und müssen, was wir bedürfen, *gebrauchsfertig* kaufen; wir wollen rasch versorgt sein und verzichten lieber auf Liebhabereien des persönlichen Geschmacks, als daß wir die Gefahr der Bestellung bei verschiedenen Produzenten übernehmen. Darnach hat sich das Gewerbe einzurichten.

Derselbe Zug der Entwicklung macht sich auch auf solchen Gebieten geltend, wo der einzelne Handwerker von jeher *Ganzfabrikate* zu liefern pflegte. Auch hier will der moderne städtische Konsument nicht mehr direkt mit ihm verkehren, indem er das einzelne Stück bestellt, welches er bedarf. Er scheut das Warten; er weiß, daß die Ausführung oft nicht nach Wunsch ausfällt; er will auswählen, vergleichen, ehe er kauft.

Der Handwerker kann also auch auf denjenigen Gebieten, auf welchen er technisch den Produktionsaufgaben vollkommen gewachsen ist, nicht mehr Kundenproduzent bleiben; er arbeitet nicht mehr auf Stückbestellung, sondern ausschließlich auf Vorrat, was er früher nur im Notfalle that; er braucht, um den Konsumenten zu erreichen, die

Vermittelung des Magazins. Damit aber, daß der persönliche Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten aufhört, geht dem Gewerbe das Wesen des Handwerks verloren; es wird kapitalistisch, es verlangt eine kaufmännische Behandlung, und nun hängt alles davon ab, ob der Großbetrieb oder der Kleinbetrieb größere Vorteile bietet. Im ersteren Falle fällt das frühere Arbeitsgebiet des Handwerks der Fabrik, im letzteren der Hausindustrie zu.

Denn auch da, wo der moderne Bedarf nicht bereits als konzentrierter Massenbedarf oder zu großen Produktionsaufgaben verdichtet auftritt, bietet er vermöge seiner großen Gleichartigkeit und seiner Loslösung von der Hauswirtschaft überall die Möglichkeit, ihn auf wenige Punkte zusammenzuleiten. Die vollkommenen Verkehrsmittel der Neuzeit, die niedrigen Post- und Telegraphentarife, die Raschheit und Regelmäßigkeit des Güter- und Nachrichtentransports, die zahllosen Mittel der Reklame und des Annoncenwesens leisten dabei ihre mächtige Hilfe. Die Gewerbefreiheit fand also einen wohl vorbereiteten Boden, als sie ins Leben trat; sie schuf nur die Rechtsformen, welche der Bedarfsgestaltung in der modernen Volkswirtschaft entsprechen. Alle jene so lange gegeneinander künstlich abgeschlossenen örtlichen Kundenkreise der Handwerker konnten jetzt durch Vermittlung des Handels zu großen Fabrik- und Verlagskundschaften zusammengefaßt werden, die nicht einmal an den Landesgrenzen ihre Schranken zu finden brauchten.

Konzentrierter Bedarf läßt sich nicht durch zerstreute Produktion befriedigen. Dem Konzentrationsprozeß des Bedarfs mußte ein *Konzentrationsprozeß auf dem Gebiete der gewerblichen Produktion* zur Seite gehen, und dieser ist es, dem das Handwerk weithin erliegt.

Aber dieser Prozeß ist von sehr verwickelter Natur, und es ist nicht ganz leicht, die einzelnen Vorgänge, aus denen er sich zusammensetzt, von einander zu trennen. Wir wollen es dennoch versuchen, und zwar in der Weise, daß wir das Schicksal des Handwerks bei unseren Unterscheidungen maßgebend sein lassen. Wir kommen so zu folgenden fünf Fällen:

1. Verdrängung des Handwerks durch gleichartige Fabrikproduktion;
2. Schmälerung seines Produktionsgebietes durch Fabrik oder Verlag;
3. Angliederung des Handswerks an die Großunternehmung;
4. Verarmung des Handwerks durch Bedarfsverschiebung;
5. Herabdrückung des Handwerks zur Heim- und Schwitzarbeit durch das Magazin.

Oft wirken mehrere dieser Vorgänge zusammen. Wir wollen sie aber bei unserer Betrachtung so viel als möglich auseinanderhalten.

1. Der Fall, daß die kapitalistische Großproduktion das Handwerk auf seiner ganzen Front angreift, um es aus seinem gesamten Produktionsgebiet zu verdrängen, ist verhältnismäßig selten. Aus älterer Zeit nenne ich die Weberei, die Uhr- und Büchsenmacherei, sowie die kleineren Gewerbe der Nadler, Knopfmacher, Zeugschmiede, Kartenmacher, Strumpfwirker, aus neuerer Zeit die Hutmacherei, die Schuhmacherei, die Färberei, die Seifensiederei, Seilerei, Nagel- und Messerschmiederei, Kammmacherei; bis zu gewissem Grade gehören dazu auch die Bierbrauerei und Böttcherei.

Der Verdrängungsprozeß gestaltet sich bald mehr, bald

weniger rasch, je nachdem das betroffene Handwerk seither schon Vorratsproduktion mit Markt- und Ladenabsatz trieb oder nur auf Stückbestellung arbeitete. So hat die Marktschuhmacherei der mechanischen Schuhfabrikation die Absatzwege geebnet, weil sie schon vor langer Zeit gewisse Volkskreise daran gewöhnt hatte, fertige Fußbekleidung zu kaufen.

Das Ergebnis einer solchen Entwicklung ist für das Handwerk verschieden, je nachdem die Fabrikprodukte im Falle der Abnutzung eine Reparatur zulassen oder nicht. Im letzteren Falle verschwindet das Handwerk gänzlich; im ersteren wird es zum *Reparaturgewerbe* mit oder ohne *Ladengeschäft*. Die Führung eines Ladengeschäftes mit Fabrikware durch einen Handwerker gleichen Faches ist nicht gerade eine ungünstige Metamorphose; aber nur die kapitalkräftigeren unter den Handwerkern können sie durchmachen. Dagegen verliert der reine Reparaturbetrieb sehr leicht den Boden des Handwerks ganz unter den Füßen, wenn die Fabrikware völlig in den Detailhandel der Kaufleute übergeht. Denn dann zieht die Mehrzahl der Konsumenten es vor, sich des Kaufladens, in dem sie die neue Ware gekauft haben, auch bei vorkommenden Reparaturen zu bedienen. Der Ladeninhaber hält einen Gesellen, oder er giebt die Flickarbeiten an kleine Meister aus, was ihren Verdienst erheblich schmälert und sie völlig abhängig macht. Auch kann die Reparatur selbst wieder im Großen betrieben werden, wie bei der sog. Lappenfärberei, die mit beträchtlichem Kapital und eigenen Sammelstellen arbeitet. Endlich kann die Reparatur durch sehr billige Herstellung der Neuwaren (Uhren, Schuhe) ganz überflüssig werden; sie würde mehr kosten als ein neues Ersatzstück.

2. Viel häufiger tritt die zweite Gruppe von Ent-

wicklungsvorgängen auf, in denen es sich nicht um völligen Verlust der Neufabrikation, sondern nur um Schmälerung des Produktionsgebiets des Handwerks durch Fabrik- oder Verlagsbetrieb handelt. Aber die Ursachen dieses Vorgangs können sehr verschieden sein. Wir wollen, ohne erschöpfend sein zu können, deren vier unterscheiden:

a. Es werden verschiedene Handwerke zu einer einheitlichen Produktionsanstalt verschmolzen, z. B. Tischler, Holzbildhauer, Drechsler, Polsterer, Maler, Lackierer zu einer Möbelfabrik; Wagner, Schmiede, Sattler, Glaser zu einer Wagenbauanstalt; Korbmacher, Tischler, Wagner, Sattler, Schmiede, Schlosser, Lackierer zu einer Kinderwagenfabrik. Ich nenne ferner alle Arten von Maschinenbauanstalten, Lokomotiven- und Waggonfabriken, Pianofortefabriken, Kofferfabriken, Billardfabriken, sowie die Betriebe für Herstellung ganzer Fabrikanlagen (Brennereien, Brauereien, Zuckerfabriken ꝛc.). In der Regel bildet der Teil der Produktion, welcher durch eine derartige Eingliederung dem einzelnen Handwerk entzogen wird, nur ein kleines Stück seines seitherigen Arbeits- und Absatzgebietes. Wenn aber solche Blutentziehungen sich öfter wiederholen, wie bei den Drechslern, Sattlern, Schlossern, so bleibt schließlich nicht viel mehr übrig, und das Handwerk kann an Entkräftung sterben.

b. Es werden einzelne lohnende Artikel, welche sich zur fabrikmäßigen oder hausindustriellen Massenfabrikation eignen, dem Handwerke entzogen. So hat die Buchbinderei fast ihr ganzes ausgedehntes Produktionsgebiet an mehr als vierzig Arten von Spezialunternehmungen verloren; geblieben sind ihr nur die Einzelbände für Privatkunden. Die Korbmacherei hat die feine Ware an die Heimarbeit, Kinderwagen u. dgl. an Fabriken abgegeben,

und nur die grobe Weidenflechtware ist dem Handwerke geblieben. Der Schlosser hat gar den Artikel eingebüßt, von dem er den Namen hat, das Schloß, der Bürstenmacher die Erzeugung von Pinseln, Zahn- und Nagelbürsten, der Möbelschreiner die Mittelware (Berliner Möbel), und für die gewöhnlichen tannenen Möbel ist er magazinhörig geworden; der Bäckerei droht, in den Städten wenigstens, die Broterzeugung von den Fabriken entrissen zu werden; der Klempner macht keine Blechgefäße mehr — kurz es dürfte wenig Handwerke geben, die nicht derartige Einbußen zu verzeichnen haben.

c. Die Fabrik zieht die Anfangsstadien der Produktion an sich. Da gerade die erste rohe Bearbeitung eines Stoffes die größte Kraftaufwendung erfordert, so reizte sie besonders zur Anwendung der Maschine, während die feinere und individuelle Ausgestaltung des Produkts in den späteren Stadien des Produktionsprozesses den Unternehmer wenig lockte. Fast in allen Metall und Holz verarbeitenden Gewerben wird das Rohmaterial nur noch als Halbfabrikat verwendet. Die Kürschner verarbeiten die Felle bereits zugerichtet, der Schmied bezieht die fertigen Hufeisen, der Glaser die Fensterrahmen, der Bürstenmacher die geschnittenen und gebohrten Hölzer und die zugerichteten Borsten, der Bautischler die zugeschnittenen Parkettböden und die bis zum Anschlagen fertigen Zimmerthüren.

Gewöhnlich wird im Anfang von dem betreffenden Handwerk ein derartiger Verlust gar nicht als Schädigung, sondern eher als eine Erleichterung empfunden. Der Produktionsprozeß wird abgekürzt; der einzelne Meister kann mehr Stücke erzeugen als vorher, und wenn er sich an jedem Stücke den gleichen Nutzen berechnet, wie früher,

so kann sein Einkommen leicht steigen, vorausgesetzt, daß er genügend Beschäftigung behält. Ein Schlosser, der alle Baubeschläge aus der Eisenhandlung fertig bezieht, kann leicht in einem Sommer mehrere Bauten fertig stellen, während er früher, wo er diese Fabrikate erst anfertigen mußte, vielleicht nur einen zu Ende brachte. Aber in den meisten Fällen wird doch durch eine solche Beschneidung des Handwerks an seiner Wurzel ein Teil der Handwerksmeister überflüssig. Zugleich aber steigt das nötige Betriebskapital, indem der Handwerker nun nicht bloß mehr die Kosten des Rohmaterials, sondern auch den Aufwand für die Erzeugung des Halbfabrikats auszulegen und obendrein den Kapitalgewinn des Fabrikanten und Händlers aufzubringen hat.

Das fällt um so mehr ins Gewicht, als gerade beim Kauf des Rohmaterials aus erster Hand und der richtigen Sortierung desselben oft der größte Vorteil erzielt wird. Darum hat nicht selten der Handel, auch wo an eine maschinelle Halbfabrikation gar nicht zu denken ist, sich dieser vorbereitenden Produktionsstadien bemächtigt. Es ist aber doch gar keinem Zweifel unterworfen, daß der Holzhandwerker sich besser stand, als er noch das Holz stammweise im Walde kaufen konnte, als jetzt, wo er es in Gestalt von Brettern, Latten, Fournieren vom Holzhändler bezieht, daß der Bürstenmacher mehr erzielte, als er die Rohborste vom Metzger erwarb, als jetzt, wo er sie in unzähligen Sorten vom Borstenhändler zugerichtet kaufen muß.

Allerdings ist dieser Handel mit Halbfabrikaten sehr bequem für den Handwerker; man kann auch die kleinsten Quantitäten vom Kaufmann erhalten. Aber gerade das hat zum Niedergang des Handwerks nicht wenig beigetragen, indem der Geselle jetzt fast ohne Kapital einen Betrieb

beginnen kann. So hat z. B. auch in der Schuhmacherei die Entstehung der Schäftefabrikation anfangs den Kleinbetrieb mächtig gefördert, aber nicht weil sie den Produktionsprozeß des Schuhmachers abkürzte, sondern weil sie ihn in den Stand setzte, für jedes einzelne Paar Schuhe das Oberleder in den Ausschnittgeschäften zu kaufen, während er vorher doch wenigstens eine ganze Haut vom Gerber anschaffen mußte.

Besonders interessant gestaltet sich dieses Zusammenwirken von maschineller Vorbearbeitung und Handwerk da, wo der ganze produktive Teil des Arbeitsprozesses aus dem Handwerk hinausfällt. Der Handwerker kann sich dann überhaupt nur noch halten, wenn das Produkt einer *lokalen Anbringung oder Anpassung* bedarf. Aber er sinkt fast wieder auf die Stufe des Lohnwerkers zurück. So sind Schlosser und Bautischler (letzterer für fertig bezogene Thüren, Parkettböden) nur noch „Anschläger", und nicht viel anders ist die Rolle des Hufschmieds, der fertig bezogene Hufeisen aufnagelt.

Auf der anderen Seite wird durch die Verkürzung des Produktionsprozesses der Betrieb kapitalistischer, der Umschlag rascher. Das Lebenselement des Handwerks aber ist nicht der Kapitalprofit, sondern der Arbeitsverdienst, und dieser wird unter allen Umständen geschmälert.

d. *Das Aufkommen neuer Rohstoffe und Produktionsmethoden*, die sich für den großindustriellen Betrieb besser eignen als die seither im Handwerk angewendeten, legt das letztere für einen Teil seines Produktionsgebietes lahm. Ich erinnere an das Aufkommen der gebogenen (Wiener) Möbel, an die Drahtstiftfabrikation und deren Einfluß auf die Nagelschmiederei, die Drahtseilfabrikation im Gegensatz zur Hanfseilerei, an

das Eindringen der Guttapercha in das Verbrauchsgebiet von Leder und Leinwand u. ä. Das emaillierte Kochgeschirr hat der Töpferei, der Klempnerei und dem Kupferschmiedgewerbe zugleich Abbruch gethan; die Erfindung der Buchbinderleinwand (an Stelle des Leders und Pergaments) hat der maschinellen Großbuchbinderei die Wege geebnet.

So wird an den verschiedensten Stellen das Handwerk von den andringenden modernen Produktionsformen angegriffen, meist so, daß es sich nicht einmal dagegen wehren kann, oft unter der schönen Maske des stärkeren Freundes, der ihm eine Last von den Schultern nimmt, bis ihm schließlich nichts mehr bleibt, was den Appetit des Unternehmerkapitals reizen könnte.

3. Wir kommen nun zu den Fällen, in welchen das Handwerk durch *Angliederung an die Großunternehmung* seine Selbständigkeit verliert. Jede größere Unternehmung, mag sie Fabrik-, Handels- oder Verkehrsgeschäft sein, braucht für ihren eigenen Betrieb mancherlei Handwerksarbeit. Solange solche Arbeiten nicht in größerer Menge vorkommen, werden sie an Handwerksmeister hinausgegeben; werden sie aber häufiger und regelmäßiger, so wird es vorteilhaft, in den eigenen Räumen der Unternehmung einen Nebenbetrieb dafür einzurichten. Jede größere Bierbrauerei oder Weinhandlung hat heute ihre eigene Böttcherwerkstätte; die Pferdebahngesellschaften unterhalten Schmiede-, Sattler-, Stellmacher und Schlosserwerkstätten; Konservenfabriken haben eigene Klempnereien; eine Schiffsbauanstalt hält Tischler und Tapezierer für die innere Ausstattung ihrer Personendampfer; eine Schlosser- und Reparaturwerkstätte hat fast jeder große Fabrikbetrieb. Der Meister, der in einen solchen Großbetrieb als Vorsteher

der Spezialwerkstätte eintritt, hört natürlich auf, unabhängig zu sein, erfreut sich dafür aber einer bis zu gewissem Grade selbständigen und vor allem einer gesicherten Stellung.

Von den freien Handwerkern jedoch wird der Verlust so kaufkräftiger Abnehmer sehr bitter empfunden, und es kann ja auch das geschilderte System geradezu zu einer Aushungerung ganzer Handwerke führen, wie z. B. bei der Drechslerei, die allen Gewerben angegliedert wird, welche ihre Produkte als Halbfabrikate verwenden. Aber es liegt dieses Verfahren doch zu sehr im Interesse einer guten Oekonomie, als daß ihm Halt geboten werden könnte.

Nebenbei bemerkt, pflegen die Arbeiter für solche großindustriellen Nebenbetriebe noch so lange im Handwerk ausgebildet zu werden, als dieses selbständig fortbesteht. Das letztere kann dann eine übergroße Zahl von Lehrlingen halten, während die Gesellen einen viel ausgedehnteren Arbeitsmarkt haben, als ihn das Handwerk allein bieten kann. So ist es zu erklären, wenn z. B. im Schlosserhandwerk stellenweise sich zehnmal so viel Lehrlinge finden als Gesellen.

4. Das Handwerk *verarmt durch Bedarfsverschiebung* oder geht durch *Aufhören des Bedarfs* völlig zu Grunde. Solche Verschiebungen haben zu allen Zeiten stattgefunden (ich erinnere an den Gebrauch des Pergaments und der Perrücken), aber vielleicht niemals mehr als in unserer rasch lebenden Zeit. Ich will hier nur wenige Fälle erwähnen.

Der Böttcher verfertigte für die Haushaltung unserer Großmütter mancherlei Gefäße, die man heute, in einem städtischen Haushalt wenigstens, vergeblich sucht: Fleischkufen, Sauerkraut- und Bohnenständer, Waschbütten, Wasser-

einer, Regenfässer, selbst Badewannen und Waschgefäße. Wir halten keine Vorräte an Fleisch und konservierten Gemüsen mehr; das Wasser liefert uns die Wasserleitung, und an Stelle der kleinen Holzgefäße sind solche aus Blech, Porzellan oder Steingut getreten. Ein zweites Beispiel bietet der Drechsler, der früher fast für jede Haushaltung ein oder mehrere Spinnräder, Spulen und Haspel zu liefern hatte. Heute ist das Spinnrad zu einem Schaustück „altdeutscher Einrichtungen" herabgesunken. Beide Gewerbe haben freilich für die verlorenen auch wieder neue Abnehmer gefunden, die Böttcherei namentlich durch die Zunahme der Faßverpackung. Aber die neuen Kunden sind Fabriken, die sich sobald als möglich die Böttcherei im Nebenbetrieb angliedern. Ein drittes Beispiel bietet das Zinngießergewerbe. Die zinnernen Teller und Schüsseln, welche sich früher fast in jedem bürgerlichen und bäuerlichen Haushalt fanden, sind aus der Mode gekommen. An ihre Stelle ist Porzellan und Steingut getreten, und damit hat die Zinngießerei ihre Existenzbasis fast ganz verloren. Schließlich will ich noch an die Bedarfsverschiebungen erinnern, welche die großen Umwälzungen auf dem Gebiete des Reiseverkehrs herbeigeführt haben und die besonders den Sattler, Täschner und Kürschner schwer getroffen haben.

5. In einer letzten Gruppe von Fällen kommt das Handwerk in völlige Abhängigkeit vom Handel; der Meister wird zum Heimarbeiter, indem seine Erzeugnisse nur noch durch das Magazin ihre Verbraucher erreichen können. Die Ursache dieser Erscheinung ist eine doppelte: einerseits die hohen Mietpreise in den städtischen Geschäftslagen, die den Meister nötigen, Wohnung und Werkstatt in einem Dachgeschoß oder Hinterhause

aufzuschlagen, wo er schwer aufzufinden ist, jedenfalls aber von der zahlungsfähigern Kundschaft nicht aufgesucht wird, andererseits die Neigung des Publikums, nur zu kaufen, wo sich größere Auswahl findet und wo der Geschäftsinhaber „koulant bedient", d. h. Ansichtssendungen macht, nicht Passendes zurücknimmt u. s. w. Artikel wie Bürsten, Kämme, feine Korbmacher- und Lederwaren, kleine Holz- und Metallgegenstände kaufen wir in den größeren Städten fast nie mehr beim Produzenten, sondern in den Galanterie- und Kurzwarenläden; ja wir geben sogar dort unsere Bestellungen auf, wenn wir ein Stück nach eigenem Geschmacke anfertigen lassen wollen. Wer bestellt heute noch seine Visitenkarten beim Buchdrucker oder einen Rauchtisch beim Drechsler? Wer täglich Gelegenheit hat in den Straßen, die er vielleicht ohnehin mehrfach durchschreiten muß, alles zu seinem Bedarfe Notwendige fix und fertig ausgestellt zu sehen, sodaß er sich in wenigen Minuten in den Besitz des Gewünschten setzen kann, der wird selten Lust haben, dem sinkenden Handwerk zu Liebe sich nach einer entfernten Vorstadt zu bemühen, um dort nach langem Fragen und Suchen drei oder vier finstere Treppen hinaufzusteigen, ehe er seine Bestellung anbringen kann, bei deren Ausführung dann vielleicht der versprochene Termin nicht einmal eingehalten wird. Und soll etwa jemand, der in einem Möbellager alles, was sonst zur Zimmerausstattung gehört, vorfindet, soll eine junge Hausfrau, die in einem Haushaltungsgeschäft sich in wenigen Stunden eine ganze Kücheneinrichtung zusammenstellen kann, lieber ein halb Dutzend Handwerker aufsuchen, mit denen sie erst nach Wochen zum Ziele gelangt?

Damit dürften die Hauptzüge des Umbildungsprozesses,

der sich heute im Handwerk vollzieht, angegeben sein. Ich darf es wohl am Schlusse als eine aus den Ergebnissen der Untersuchungen sich aufdrängende Ueberzeugung aussprechen, daß das Handwerk in allen Fällen, wo es gebrauchsfertige, raschem Verderben nicht ausgesetzte Ware liefert, die in bestimmten Typen für Durchschnittsbedürfnisse hergestellt werden kann, im höchsten Maße gefährdet ist, selbst da, wo eine technische Ueberlegenheit des Großbetriebes nicht vorhanden ist. Es sind das also die Fälle, in welchen das Produkt ohne weitere Beihilfe des Verfertigers vom Konsumenten in Gebrauch genommen werden kann.

In allen diesen Fällen wird der Handel in seinen sämtlichen Verzweigungen bis herunter zum Hausiervertrieb immer mehr die allgemeine Liquidationsanstalt für die gewerbliche Produktion abgeben. Das Gewerbe muß sich spezialisieren, so viel als möglich ist, und es kann sich vor dem Schicksal, magazinhörig zu werden, nur dadurch retten, daß es kleinkapitalistisch wird. Die Verbindung eines Verkaufsladens mit der Werkstätte ist dann unerläßlich.

In den Fällen dagegen, wo das Handwerksprodukt lokal angebracht oder individuell angepaßt werden muß, verliert der Handwerker wenigstens nicht die Fühlung mit den Konsumenten. Aber in den größeren Städten kann er sich auch in diesen Fällen nur halten, wenn entweder der Bedarf schon stark konzentriert auftritt (Schlosser, überhaupt alle Bauhandwerker i. w. S.), oder wenn der Handwerker wieder ein Verkaufsmagazin hält, das als Sammelstelle für die Aufträge dient (Klempner, Sattler, Schneider-Maßgeschäfte). In beiden Fällen ist wiederum kleinkapitalistischer Betrieb allein lebensfähig.

Dem entsprechen auch die Ergebnisse der „Erhebungen über Verhältnisse im Handwerk". Ueberall in den Städten hat sich die Zahl der Meister relativ stark vermindert, die Zahl ihrer Gehilfen vermehrt, d. h. die Betriebe sind größer geworden. Und in noch weit höherem Maße muß ihr Kapital gestiegen sein. Offenbar ist es die obere Schicht des städtischen Handwerkerstandes, die sich hier in einer den Anforderungen der Gegenwart angepaßten Betriebsweise erhalten hat und wahrscheinlich Aussicht hat, auch ferner sich zu erhalten. Das Publikum wird bei gleicher Auswahl immer den Laden des Handwerksmeisters dem des reinen Händlers vorziehen, schon wegen der Reparaturen und der größeren Sachkunde des Meisters. Und der letztere hinwieder bleibt durch den Fortbetrieb der Werkstätte vor der geschäftigen Nichtsthuerei bewahrt, der sonst der städtische Ladeninhaber leicht anheimfällt.

Auf dem Lande liegen die Dinge ein gut Stück anders. Hier walten jene Ursachen der Zurückdrängung des Handwerks nur in abgeschwächtem Maße, welche aus der veränderten Bedarfsgestaltung und aus den städtischen Wohnungsverhältnissen sich herleiten. Der Bedarf ist hier noch nicht so konzentriert, er ist vielfach individuell gestaltet; jedermann kennt den Handwerker und sein Haus persönlich. Die Verhältnisse der Nachbarschaft, der Schulkameradschaft, der Gevatterschaft spielen auch in den wirtschaftlichen Beziehungen stark mit. Hier ist noch wirklicher Handwerksboden. Der Handwerker bebaut vielfach selbst ein Stückchen Land; in der Ernte hilft er auch wohl dem Nachbar mit Mähen u. dgl. aus; er besitzt ein eigenes Häuschen; kurz, er ist mit seinem Lebensunterhalt nicht ausschließlich auf das Gewerbe angewiesen. Im Betrieb herrscht noch vielfach Lohnwerk oder Gegenrechnung.

Ich halte die meisten Handwerke, die überhaupt auf dem Lande Boden haben, noch für absehbare Zeit gesichert. Freilich können sie sich den Umwälzungen in der städtischen Industrie nicht völlig entziehen. Auch auf dem Lande macht der Klempner für gewöhnlich die Blechgefäße nicht mehr selbst, und der Grobschmied verwendet fertig gekaufte Hufeisen. Aber die Konsumtionssitten ändern sich hier nicht so schnell; der Bedarf bleibt mehr individuell, und es giebt relativ weit mehr Reparaturarbeit; ja die landwirtschaftlichen Maschinen haben für Schlosser, Schmied, Klempner, Böttcher, Tischler deren neue gebracht. Etwa 52 Prozent der Handwerksmeister befinden sich in Deutschland heute auf dem Lande. Das Land hat die Städte an Dichtigkeit der Handwerkerbevölkerung erreicht. Allerdings ist die Zahl der Alleinbetriebe auf dem Lande besonders groß: die Durchschnittszahl der Hilfspersonen ist seit 1861 in Preußen anscheinend etwas gesunken; die Zahl der Lehrlinge ist relativ hoch. Aber darin liegt kein Grund zur Besorgnis. Das Verhältnis der Gehilfenzahl zur Meisterzahl ist heute auf dem Lande ein viel günstigeres, als es am Anfang dieses Jahrhunderts in den Städten war, und die Lage der Landhandwerker ist nach allem, was darüber bekannt geworden ist, zwar eine bescheidene, aber doch durchaus befriedigende. Darin stimmen die vorliegenden Berichte aus Schlesien, Sachsen, Ostfriesland, Baden und Elsaß überein. Gewiß sind proletarische Existenzen unter den Dorfhandwerkern; aber solche hat es zu allen Zeiten im Handwerk gegeben.

Unter denen, welche das Handwerk für die ideale Betriebsform der Industrie halten, hat man lange zwei Mittel angepriesen, welche dem wankenden gewerblichen Mittelstand wieder Halt und Kräftigung bringen sollten,

und es giebt auch jetzt noch viele, welche an ihre Heilkraft glauben.

Das erste ist die „Rückkehr zur Kunstindustrie". Bestrebungen dieser Art werden seit bald fünfundzwanzig Jahren eifrig gepflegt; man hat ihnen zu Liebe Museen, Fachschulen und Lehrwerkstätten errichtet, Ausstellungen und Preisausschreiben veranstaltet. Aber die Erfahrung hat bald gelehrt, und die Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik haben es von neuem bestätigt, daß für den Kleinbetrieb von diesen Bestrebungen sehr wenig abgefallen ist. Nur die Schlosserei hat vereinzelt durch Wiederanwendung schmiedeeiserner Gitter, Treppengeländer, Laternen u. dgl. einiges gewonnen. Im übrigen sind alle geschäftlich erfolgreichen Träger der kunstgewerblichen Bewegung Fabrikbetriebe größeren und sogar größten Stiles. So in der Buchbinderei, der Kunstmöbelfabrikation, der Töpferei.

Das zweite Mittel ist die Verbreitung der Kleinkraftmaschinen und die elektrische Kraftübertragung, welche es auch dem kleinsten Meister ermöglichen sollen, die wichtigsten Arbeitsmaschinen in seinen Betrieb aufzunehmen. Selbst Männer wie W. Siemens und F. Reuleaux haben an die Verallgemeinerung dieser technischen Errungenschaften die größten Hoffnungen geknüpft. Sie sind dabei von der Auffassung ausgegangen, daß es nur darauf ankomme, die technische Ueberlegenheit des Großbetriebs zu beseitigen, und diese beruht ja zu einem guten Teile auf der Verwendung arbeitsersparender Maschinen.

Aber sie haben dabei merkwürdiger Weise übersehen, daß Maschinenkraft um so teurer ist, in je kleinerem Maßstabe sie zur Verwendung kommt. Nach einer von Riedel

im „Zentralblatt deutscher Ingenieure“ für 1891 gegebenen Zusammenstellung betragen die Gesamtkosten eines Kleinmotors, je auf eine Stunde und Pferdekraft zurückgeführt, bei zehnstündiger Betriebsdauer (in Pfennigen):

	Pferdestärke des Motors:						
Art des Motors:	1/4	1/2	1	2	3	4	6
Dampfkleinmotor . .	—	—	30	22	19	17	15
Gasmotor[1]) . . .	52	37	24	19	17	17	15
Druckluftmotor . . .	41	30	25	20	19	18	17
Elektromotor . . .	66	55	46	40	37	—	—
Petroleummotor . .	—	80	60	35	28	25	22.

Sodann ist technische Gleichstellung zweier Betriebe noch nicht wirtschaftliche Gleichstellung. Eine Maschine muß ausgenutzt, amortisiert werden können, wenn sie die Produktion verbilligen soll. Da sie nicht den ganzen Produktionsprozeß übernehmen kann, sondern nur einzelne Teile desselben, so setzt sie, wenn sie fortgesetzt im Gange bleiben soll, eine Erweiterung des Betriebs, die Einstellung einer größeren Arbeiterzahl, höhere Aufwendungen für Rohstoff, Werkstattmiete ꝛc. voraus. Dazu aber fehlt dem Kleinmeister in der Regel das Kapital. Und hätte er es, so blieben dem Großbetrieb doch immer die Vorteile des günstigeren Rohstoff-Einkaufs, der größeren Arbeitszerlegung, der Verwendung ausgezeichneter technischer und künstlerischer Kräfte, der besseren Absatzchancen[2]). Man kann sehr schwer be-

1) Der Gaspreis ist auf 12 Pfg. für den m^3 angenommen.

2) Einen interessanten Beleg für das Gesagte bieten die Holzbearbeitungsmaschinen in der Tischlerei. Keiner der vielen größeren Handwerksbetriebe in der Berliner Möbeltischlerei — darunter auch kapitalkräftige Mittelbetriebe von 20 und mehr Arbeitern — hat diese Arbeitsmaschinen in seinen Betrieb aufgenommen, obwohl Maschinenkraft jeder Stärke in sehr vielen Werkstätten Berlins zu relativ mäßigem Preise zu mieten ist. Es haben sich vielmehr eigne Lohnschneidereien

greifen, wie kluge Männer das alles übersehen konnten. Ist denn das Schneider- oder Schuster- oder Sattlerhandwerk durch die Nähmaschine lebenskräftiger geworden?

Es muß also die Hoffnung aufgegeben werden, an diesen beiden Stellen einen neuen Halt für das Handwerk zu finden; einen solchen giebt es in den größeren Städten bei den meisten Gewerbezweigen überhaupt nicht mehr. Nur soweit die Bedingungen der Kundenproduktion fortdauern, bleibt für eine beschränkte Zahl kapitalistisch modifizierter Betriebe Raum. An die Stelle der Handwerker treten hier andere Menschen: kleine und mittlere Unternehmer, Werkstattvorstände und qualifizierte Arbeiter in Fabriken, Liefermeister und Heimarbeiter. Materiell befinden sich alle diese Gruppen, mit Ausnahme der letzten, besser als die Mehrzahl der alten Kleinmeister. Ob sie zufriedener und glücklicher sind, ist eine andere Frage.

Vorläufig bezeichnet diese Schilderung mehr die Tendenz der Entwicklung, als den dermaligen Zustand selbst. Aber man darf sich dadurch nicht täuschen lassen. Der Niedergang vollzieht sich langsam, geräuschlos; großes Elend, wie es unter den Handwebern herrschte, als sie ihren Verzweiflungskampf gegen den mechanischen Webstuhl kämpften, findet sich nur etwa in den Bekleidungsgewerben. Noch immer sind gewisse Schichten der städtischen Bevölkerung dem Handwerker treu geblieben und werden das wohl auch noch eine Zeit lang thun. Es bleibt also der heranwachsenden Generation Frist, sich auf die neuen Zustände einzurichten. Was ihnen dabei not thut, ist eine bessere allgemeine, kaufmännische und technische Bildung.

gebildet, welche das Zuschneiden und Vorrichten besorgen, und nur die größten Möbelfabriken und Bautischlereien haben jene Maschinen selbst in den Betrieb eingestellt.

Noch immer findet die tüchtige, umsichtige Persönlichkeit Raum sich zu bethätigen und sich Geltung zu verschaffen; sie ist nicht so haltlos und verloren wie diejenigen, welche Schule und Werkstatt mit ungenügender Ausrüstung für das Leben entlassen.

Aufhalten läßt sich nach meiner Ueberzeugung der geschilderte Prozeß durch die Mittel der Gesetzgebung nicht, höchstens vielleicht verlangsamen. Ob das aber ein Glück wäre?

Im letzten Vortrage wurde die Entwicklung der gewerblichen Betriebssysteme mit der Entwicklung der Verkehrsmittel verglichen, bei der die älteren Formen durch neu aufkommende zwar zurückgedrängt, aber nicht vernichtet werden. Das trifft auch auf das Handwerk zu. Das Handwerk geht als Betriebsform nicht unter; es wird nur auf diejenige Position beschränkt, in der es die ihm eigentümlichen Vorzüge am meisten geltend machen kann. Das ist heute das Land, das sind die Gegenden, wo es noch jetzt die Existenzbedingungen findet, denen es im Mittelalter entwachsen ist.

Auf dem Lande haben wir nach ziemlich genauen Schätzungen jetzt im Deutschen Reiche etwa 675000 Handwerksmeister mit mehr als einer halben Million Gesellen und Lehrlingen, zusammen ungefähr $1^1/_5$ Million Erwerbthätige. Rechnen wir die Angehörigen der Meister hinzu, so kommen wir bei niedriger Veranschlagung auf insgesamt über 3 Millionen Menschen. Den größten Teil dieses Gebiets hat das Handwerk in unserem Jahrhundert erobert. Vom sozialpolitischen Standpunkt ist kein Grund, darüber mit den Meistern der kleinen Ackerstädte, die ihre Landkundschaft eingebüßt haben, die Hände zu ringen. Im Gegenteil.

In der Zeit der engherzigen Abschließung der städti-

schen Zünfte, als Tausende von Gesellen auf der Landstraße lagen, die nirgends die Aufnahme ins Meisterrecht erlangen konnten, hatten die Schmiedegesellen einen Spruch, den der Fremde auf der Herberge dem Altgesellen zu sagen hatte[1]). Der lautete: „Bin noch nicht Meister gewesen, denke es aber noch mit der Zeit zu werden; ist es nicht hier, so ist es anderswo, eine Meile vom Ringe, wo die Hunde über die Zäune springen, daß die Zäune krachen: da ist gut Meister sein."

Was damals der letzte Hoffnungsanker des Schmiedegesellen war, die Niederlassung auf dem Lande, das ist es heute für viele Tausende von Handwerksgesellen, die den Anforderungen des städtischen Lebens sich nicht gewachsen fühlen. Für das Land liegt in dieser Beimischung gewerblicher Elemente unter die Bevölkerung ein erheblicher sozialer und wirtschaftlicher Fortschritt, und die Existenzen, welche sich dort auf dem Boden des Handwerks begründen lassen, gehören zu den gesundesten, die unsere Gesellschaft besitzt. Freilich wollen sie mit dem natürlichen Maßstabe des alten Handwerks gemessen sein, nicht mit dem künstlichen Maßstabe aus der Phantasie wirtschaftspolitischer Romantiker.

Denn darin liegt der Hauptgrund der Klagen und Beschwerden, welche fast seit dem Beginn der neuern Entwicklung die Reste des städtischen Handwerkerstandes erheben, daß man eine falsche Vorstellung hat von dem Maße des Wohlbefindens, welches das gewerbliche Betriebssystem des Handwerks seinen Vertretern überhaupt gewähren kann. Dieses Maß war im Mittelalter ein relativ hohes, weil die Lebenslage des Handwerkers damals gemessen wurde

1) Ch. L. Stock, Grundzüge der Verfassung des Gesellenwesens der deutschen Handwerker, S. 82.

an der Lage derjenigen sozialen Schicht, welche unmittelbar unter der seinen lag und aus der er selbst vielfach hervorgegangen war, des hörigen Bauernstandes, der „armen Leute“ vom Lande. Mit dem Dasein dieses unsäglich gedrückten Standes verglichen, hatte das Handwerk „goldenen Boden“, d. h. es warf regelmäßig Geldverdienst ab und sicherte seinen Vertretern die bürgerliche Freiheit, während der Bauer allen Wechselfällen der Naturalwirtschaft und dazu den Bedrückungen der Grundherren schutzlos ausgesetzt war. Es wäre falsch, wenn man bei dem mittelalterlichen Handwerkerstande durchschnittlich erhebliches Kapital voraussetzen wollte. Dem Handwerkerstande fast gleich standen die Kleinhändler. Was darüber hinaus lag (städtische Geschlechter, Adel), damit verglich er sich nicht; im System der Geburtsstände ist der Einzelne zufrieden, wenn ihm zu Teil wird, was seinem Stande gebührt.

Unsere heutige soziale Ordnung beruht auf den Berufsständen. In einem solchen System vergleicht sich jeder mit allen andern, weil ihn keine rechtliche Schranke von den andern trennt. Und mit den übrigen Ständen der modernen Gesellschaft verglichen erscheint die Lage des Handwerks, auch wo es noch vollkommen lebensfähig ist, als eine sehr bescheidene. Alle andern Stände scheinen sich gehoben zu haben und nur der Handwerkerstand stehen geblieben zu sein. Wo gar das Handwerk um seine Existenz kämpft, bietet es das traurige Bild der Unterdrückung.

Gewiß ist es nicht leicht zu nehmen, wenn jene breite Schicht selbständiger kleiner Leute, die den Kern der alten Stadtbevölkerungen bildete, verschwindet und an ihre Stelle eine zusammenhangslose Masse abhängiger Existenzen tritt. Es ist ein Verlust für die Gesellschaft, für den wir auf städtischem Boden zunächst keinen Ersatz finden.

VI.

Die Anfänge des Zeitungswesens.

Die enge Verbindung, welche in Deutschland zwischen wissenschaftlicher Forschung und Universitäts-Unterricht besteht, hat neben manchen unverkennbaren Lichtseiten doch auch einen großen Nachteil. Dieser besteht darin, daß solche Gebiete des Wissens, welche nicht die Grundlage einer akademischen Laufbahn bilden können, von der Forschung vernachlässigt werden. Unter diesem Schicksal hat auch das Zeitungswesen zu leiden. Während in Frankreich und England die Geschichte des Journalismus eine außerordentlich reich entwickelte Litteratur aufzuweisen hat, besitzen wir in Deutschland auf diesem Gebiete nur zwei erwähnenswerte Versuche, von denen einer die Anfänge, der andere die neuere Entwicklung der Tagespresse in recht fragmentarischer Weise behandelt [1]).

Bei dieser Lage der Dinge würde es wenig helfen, zu untersuchen, welcher der bestehenden wissenschaftlichen Disziplinen die seither vernachlässigte Aufgabe eigentlich zufalle. Eine so komplexe Erscheinung wie das Zeitungswesen läßt sich von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus fruchtbar behandeln: vom politisch-historischen, dem litterar-

1) Auch das jüngst erschienene Büchlein von Ludwig Salomon, „Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches", Erster Band, Oldenburg und Leipzig 1900, vermag an obigem Urteil nicht viel zu ändern, da es seine Aufgabe nur sehr einseitig erfaßt.

historischen, dem bibliographischen, dem juristischen, selbst dem philologischen, wie die Schriften über die Nachlässigkeiten des Zeitungsstiles zeigen. Am nächsten liegt der Gegenstand zweifellos dem Nationalökonomen. Denn die Zeitung ist in erster Linie eine Verkehrseinrichtung, und sie bildet eines der wichtigsten Stützorgane der heutigen Volkswirtschaft. Aber man wird in den Lehrbüchern der Nationalökonomie oder selbst des Verkehrswesens im engern Sinne vergebens nach einem Abschnitte über die Tagespresse suchen. Wenn ich unter diesen Umständen es wage, über die Anfänge des Zeitungswesens in knapp zusammenfassender Weise zu handeln, so bin ich mir selbst am meisten bewußt, daß ich nur Unvollkommenes bieten kann und daß ich vielleicht auch insofern noch berechtigte Erwartungen zu täuschen genötigt sein werde, als die nationalökonomische Betrachtungsweise nicht im Stande ist, die Materie nach allen Seiten zu erschöpfen.

Die Frage nach den Anfängen des Zeitungswesens wird sich verschieden beantworten, je nach dem, was man unter einer Zeitung versteht. Wenn man aber zehn verschiedenen Personen die Frage vorlegt, was eine Zeitung sei, so wird man vielleicht zehn verschiedene Antworten erhalten. Dagegen wird niemand sich lange bedenken, wenn er nach den Mitteln gefragt wird, durch welche das große Gewebe der geistigen und materiellen Wechselwirkungen hervorgebracht wird, das die moderne Menschheit zur Einheit der Gesellschaft verbindet, die Zeitung in erster Linie neben Post, Eisenbahn und Telegraphen zu nennen.

In der That bildet die Zeitung ein Glied in der Kette der modernen Verkehrsmittel, d. h. der Einrichtungen, durch welche der Austausch geistiger und materieller Güter in der Gesellschaft bewirkt wird. Aber sie ist kein Ver-

kehrsmittel in dem Sinne wie die Post oder die Eisenbahn, welche den Transport von Personen, Gütern und Nachrichten bewirken, sondern ein Verkehrsmittel wie der Brief und das Zirkular, welche die Nachrichten erst transportfähig machen, indem sie dieselben mittels Schrift und Druck sozusagen von ihrem Urheber loslösen und körperlich übertragbar machen.

So groß uns auch heute der Unterschied zwischen Brief, Zirkular und Zeitung erscheinen mag, so zeigt doch ein wenig Nachdenken, daß alle drei wesentlich gleichartige Produkte sind, entsprungen aus dem Bedürfnis der Nachrichtenmitteilung und aus der Verwendung der Schrift zur Befriedigung dieses Bedürfnisses. Nur darin liegt der Unterschied, daß der Brief sich an einzelne wendet, das Zirkular an mehrere bestimmte Personen, die Zeitung an viele unbestimmte Personen. Oder mit anderen Worten: Brief und Zirkular sind Mittel privater Nachrichtenmitteilung; die Zeitung ist ein Mittel der Nachrichtenpublikation.

Wir sind freilich heute gewöhnt, daß die Zeitung regelmäßig gedruckt ist und daß sie in kurzen Zeitfristen periodisch erscheint. Allein beides sind keine wesentlichen Merkmale der Zeitung als Nachrichtenpublikationsmittel; es wird sich vielmehr bald zeigen, daß die Urzeitung, aus der jenes mächtige moderne Verkehrsmittel hervorgegangen ist, weder gedruckt war noch periodisch erschien, sondern daß sie dem Briefe noch sehr nahe stand, ja fast gar nicht von demselben zu unterscheiden war. Allerdings liegt das Wiedererscheinen in kurzen Zeitfristen in der Natur der Nachrichtenpublikation. Denn Nachrichten haben nur Wert, solange sie neu sind, und um ihnen den Reiz der Neuheit zu erhalten, muß ihre Veröffentlichung den Ereignissen auf dem Fuße folgen. Wir werden jedoch bald sehen,

daß die Periodizität dieser Zeitfristen, soweit sie im Kindesalter des Zeitungswesens hervortritt, auf der Periodizität der Nachrichtentransportgelegenheiten beruhte, keineswegs aber mit der eigentlichen Natur der Zeitung zusammenhing.

Die regelmäßige Sammlung und Versendung von Nachrichten setzt ein räumlich weit verbreitetes Interesse an den öffentlichen Dingen oder ein größeres Verkehrsgebiet mit zahlreichen wirtschaftlichen Beziehungen und Interessenverknüpfungen voraus oder beides zugleich. Ein solches Interesse aber bildet sich erst, wenn die Menschen durch ein größeres Staatswesen zu einer gewissen Gemeinsamkeit der Lebensschicksale verbunden sind. Die antiken Stadtrepubliken bedurften keiner Zeitung; ihre gesamten Publikationsbedürfnisse konnten durch den Herold und gelegentlich durch Inschriften befriedigt werden. Erst als die römische Herrschaft sich über sämtliche Mittelmeerländer ausgedehnt oder sie doch ihrem Einfluß unterworfen hatte, bedurfte es eines Mittels, welches die als Beamte, Steuerpächter und sonst in Geschäften nach den Provinzen gegangenen Mitglieder des herrschenden Standes über die hauptstädtischen Vorgänge auf dem Laufenden erhielt. Es ist bezeichnend, daß Caesar, der Schöpfer der römischen Militärmonarchie und der Zentralisation der Verwaltung, auch als der Begründer der ersten zeitungsähnlichen Einrichtung angesehen wird[1]).

Ich sage zeitungsähnlichen Einrichtung; denn einen

1) Leclerc, Des journaux chez les Romains, Paris 1838. Lieberkühn, De diurnis Romanorum actis, Vimar. 1840. A. Schmidt, Das Staatszeitungswesen der Römer in s. Ztschr. f. Geschichtsw. I, S. 303 ff. Zell, Ueber die Zeitungen der alten Römer und die Dodwell'schen Fragmente in s. Ferienschriften S. 1 ff. 109 ff. Hübner, De senatus populique Romani actis in Fleckeisen's Jhb. f. Philol. Suppl. III, S. 564 ff. Heinze, De spuriis diurnorum actorum fragmentis. Greifsw. 1860.

Journalismus in unserem Sinne hat es bei den Römern nicht gegeben, und wenn Mommsen von einem „römischen Intelligenzblatt" spricht, so ist das eine schiefe Modernisierung. Was Caesar Neues brachte, war eher den Bulletins und „Waschzetteln" zu vergleichen, welche die litterarischen Bureaux unserer heutigen Regierungen den Journalisten zur Benützung liefern, als unseren heutigen Zeitungen. Es handelte sich also für ihn nicht um Begründung des Zeitungswesens, sondern um Beeinflussung der bereits bestehenden Zeitungen.

Schon lange vor Caesars Konsulat war nämlich die Sitte aufgekommen, daß die in den Provinzen befindlichen Römer sich in der Hauptstadt einen oder mehrere Korrespondenten hielten, welche ihnen über den Gang der politischen Bewegung und über die sonstigen Vorkommnisse des Tages brieflich Bericht erstatteten. Dieser Korrespondent war gewöhnlich ein intelligenter Sklave oder Freigelassener, der in den Verhältnissen der Hauptstadt genau Bescheid wußte und manchmal auch die Berichterstattung für Mehrere gewerbsmäßig übernahm — also eine Art antiker Reporter, die sich nur darin von den heutigen unterschieden, daß sie nicht für ein Zeitungsunternehmen, sondern direkt für die Leser schrieben. Diese Berichterstatter genossen auf Fürsprache ihrer Auftraggeber zuweilen sogar Zutritt zu den Senatsverhandlungen. Antonius hielt sich einen solchen Mann, der ihm nicht bloß über die Beschlüsse des Senats, sondern auch über die Reden und die Abstimmung der Senatoren berichten mußte. Cicero empfing als Prokonsul durch seinen Freund M. Caelius die Berichte eines gewissen Chrestus, scheint aber von dessen Aufzeichnungen über Gladiatorenspiele, Gerichtsverhandlungen und allerlei Stadtklatsch nicht besonders befriedigt gewesen zu sein. Wie

in diesem Falle, so erstreckten sich wohl immer jene Korrespondenzen nur auf Grob-Thatsächliches und bedurften der Ergänzung durch die Briefe der Parteifreunde des Abwesenden, welche, wie wir aus Ciceros Briefwechsel wissen, die eigentlichen politischen Stimmungsberichte lieferten.

Das Neue, was nun Caesar dieser Einrichtung hinzufügte, bestand darin, daß er die Veröffentlichung eines kurzen Protokolls der Senatsverhandlungen und Beschlüsse anordnete und ebenso die Verhandlungen der Volksversammlungen, sowie andere wichtige öffentliche Vorgänge publizieren ließ.

Das erstere waren die Acta senatus, das letztere die Acta diurna populi Romani. Die Veröffentlichung geschah auf einer mit Gips überstrichenen weißen Tafel, auf welche die Schrift aufgemalt war. Die Tafel wurde öffentlich ausgestellt, war also für die Bewohner der Hauptstadt das, was wir heute ein Plakat nennen. Für die Auswärtigen nahmen zahlreiche Schreiber davon Abschriften und versandten sie an ihre Auftraggeber. Nach Verlauf einiger Zeit kam das Original in das Staatsarchiv.

Dieser römische Staatsanzeiger war somit an sich keine Zeitung; er erlangte aber die Bedeutung einer solchen durch die für unsere Begriffe etwas schwerfällige Einrichtung der privaten Provinzialkorrespondenzen.

Die Acta senatus wurden nur kurze Zeit bekannt gemacht; schon Augustus unterdrückte sie. Dagegen bürgerten sich die Acta diurna populi Romani bald so ein, daß ihr Inhalt bedeutend erweitert werden konnte und daß sie einen großen Teil der Kaiserzeit hindurch fortdauerten. Allerdings wurden sie hier mehr und mehr zu einer Art Hofbericht und näherten sich in ihrem Inhalt demjenigen, was die offiziellen oder offiziösen Blätter mancher euro-

päischen Hauptstädte heute ihren Lesern vorsetzen. Im ganzen beschränkten sie sich auf die Mitteilung von Thatsachen; eine Tendenz kann nur insofern zum Ausdruck, als man Unliebsames verschwieg. Nach wie vor gelangte der Inhalt auf dem Wege der Correspondenz in die Provinzen, und, wie Tacitus berichtet, verstand man es dort, nicht bloß auf das zu achten, was der Staatsanzeiger enthielt, sondern auch auf das, was er verschwieg: man las zwischen den Zeilen. Wie lange die ganze Einrichtung bestanden hat, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ist sie nach der Uebersiedelung des Hofes nach Konstantinopel allmählich eingegangen.

Die germanischen Völker, welche nach den Römern die Leitung der Geschicke Europas übernahmen, waren weder nach ihrer Kulturstufe, noch nach ihrer politischen Organisation imstande und hatten auch nicht das Bedürfnis, eine ähnliche Organisation des Nachrichtendienstes aufrecht zu erhalten. Im ganzen Mittelalter bewegte sich das Leben der Menschen politisch und sozial in engen geschlossenen Kreisen; die Pflege der Bildung zog sich zurück in die Klöster; sie berührte Jahrhunderte lang nur die Spitzen der Gesellschaft. Ein wirtschaftliches Interesse, das über die engen Mauern der Stadt oder der Herrschaft, der man angehörte, die Menschen mit einander verbunden hätte, bestand nicht. In den späteren Jahrhunderten des Mittelalters treten allerdings wieder größere soziale Zusammenhänge hervor. Es ist zunächst die Kirche mit ihrer alle Länder des germanisch-romanischen Kulturkreises umspannenden Hierarchie, sodann das Bürgertum mit seinen Städtebünden und gemeinsamen Handelsinteressen und endlich als Gegenwirkung dazu die weltlichen Territorialgewalten, welche allmählich zu einem Zusammenschluß gelangen. Im XII.

und XIII. Jahrhundert bemerken wir die ersten Spuren einer Organisation des Nachrichtendienstes und der Briefbeförderung in den Boten der Klöster, der Universitäten und der sonstigen geistlichen Würdenträger: im XIV. und XV. Jahrhundert kommt eine umfassende fast postähnliche Einrichtung städtischer Botenanstalten für den Briefverkehr des Handels und der städtischen Obrigkeiten hinzu. Und jetzt vernehmen wir auch zum erstenmal das Wort Zeitung.

Dasselbe bedeutet ursprünglich: was in der Zeit geschieht, ein Ereignis der Gegenwart, sodann eine Nachricht über ein solches Ereignis, eine Botschaft, einen Bericht, eine Neuigkeit.

Namentlich finden wir das Wort im Gebrauch für Mitteilungen über die politischen Zeitläufte, wie sie die städtischen Kanzleien von anderen Städten oder einzelnen befreundeten Ratspersonen der letzteren in Briefen oder Beilagen zu solchen empfingen und noch jetzt vielfach in ihren Archiven verwahren. So besitzt das Stadtarchiv in Frankfurt a. M. nicht weniger als 188 Briefe, welche sich auf die Armagnakenzüge in den ersten vierziger Jahren des XV. Jahrhunderts beziehen — meistens Leidensschilderungen und Hilferufe von Städten aus dem Elsaß und der Schweiz. Darunter sind nicht weniger als drei Erzählungen der Schlacht von St. Jakob, eine von Zürich, eine von Straßburg und eine vom Rate zu Basel [1]).

1) Wülter, Urkunden und Schreiben, betreffend den Zug der Armagnaken: im Neujahrsblatt des Vereins für Gesch. und Altertumsk. zu Frankfurt a. M. für d. J. 1873. — Ueber den folgenden Abschnitt vergleiche man: Hatin, Histoire politique et littéraire de la presse en France, Paris 1859—1861. vol. I p. 28 ff. Hatin, Bibliographie historique et critique de la presse périodique française, précédé d'un Essai historique et statistique sur la naissance et les progrès de la presse périodique dans les Deux Mondes, Paris 1866.

Diese Berichterstattung ist eine freiwillige und beruht auf Gegenseitigkeit. Sie entsprang dem gemeinsamen Interesse, welches die Städte gegenüber dem Adel und den Territorialgewalten verband; sie fand in den zahlreichen städtischen Boten, welche in regelmäßigen Kursen (daher Ordinari-Boten) die Verbindung zwischen Ober- und Niederdeutschland unterhielten, eine wirksame Unterstützung.

Im XV. Jahrhundert finden wir einen ähnlichen brieflichen Austausch von Nachrichten zwischen hochgestellten Personen, Fürsten, Staatsmännern, Professoren an Universitäten, der namentlich in der Reformationszeit den größten Aufschwung nimmt. Es gehört jetzt zum guten Ton, einem Briefe „Novissima", „Tidinge", „New-Zeitung", „Avise" als besondere Rubrik anzufügen oder auf besonderen Blättern beizulegen. Wir bemerken bereits, wie man einander nicht mehr bloß bei zufälligen Anlässen über die Not und Bedrängnis der Zeit unterrichtet, sondern wie man auf planmäßiges Sammeln von Nachrichten ausgeht. Besonders waren es die großen Verkehrsmittelpunkte und Handelsstädte, die Knotenpunkte des Botenlaufs und die Sitze der gelehrten Bildung, an welchen Nachrichten aus aller Welt zusammenströmten, um von da zusammengestellt und redigiert in Briefen und Briefbeilagen nach allen

p. XLVII sqq. Leber, De l'état réel de la presse et des pamphlets depuis François I jusqu'à Louis XIV, Paris 1834. Alex. Andrews. The history of British Journalism. London 1859. vol. I p. 12 sqq. Ottino, La stampa periodica. il commercio dei libri e la tipografia in Italia, Milano 1875, p. 7. Rob. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus, Hannover 1845, Bd. I. J. Winckler, Die periodische Presse Oesterreichs, Wien 1845, S. 19 ff. Graßhoff, Die briefliche Zeitung des XVI. Jahrhunderts. Leipzig 1877. Steinhausen im Archiv für Post und Telegraphie 1895, S. 347 ff. und dessen Geschichte des deutschen Briefes, 2 Bände.

Richtungen hin auseinander zu fließen. Durchweg führen diese geschriebenen Nachrichten den Namen Zeitungen oder neue Zeitungen.

Der größte Teil dieser Korrespondenz ist privaten Charakters. Männer im Mittelpunkt der politischen und kirchlichen Ereignisse schrieben einander die bei ihnen eingelaufenen Nachrichten zu. Es war ein gegenseitiges Geben und Nehmen, was nicht ausschloß, daß Leute mit sehr lebhafter Korrespondenz ihre neuen Zeitungen vervielfältigen ließen, um sie Briefen an Verschiedene beizulegen und daß die Empfänger sie in Abschriften weiter beförderten oder unter ihren Bekannten zirkulieren ließen. Fürsten hielten sich auch wohl schon an den Hauptverkehrsplätzen eigene bezahlte Korrespondenten.

In das Volk drangen diese geschriebenen Zeitungen zunächst nicht. Die Kreise, auf welche sie berechnet waren, sind: 1) die Fürsten und Staatsmänner, sowie die städtischen Räte, 2) die Universitätslehrer und die ihnen nahe stehenden Männer des öffentlichen Dienstes in Schule und Kirche, 3) die Börsenmänner der Zeit, die Großkaufleute.

Fast alle Reformatoren und Humanisten sind eifrige Zeitungskorrespondenten und regelmäßige Empfänger von Zeitungsnachrichten. So namentlich Melanchthon, dessen zahlreiche Verbindungen in allen Teilen Deutschlands und der Nachbarländer ihm fortwährend einen reichen Schatz neuer Nachrichten zuführten, mit denen er wieder seine Freunde und namentlich verschiedene Fürsten versorgte. Neben ihm ist Luthers und Zwinglis Briefwechsel verhältnismäßig arm an ähnlichem Stoff. Dagegen waren die Straßburger Johann und Jakob Sturm, Bucer, Capito, die Basler Oecolampadius und Beatus Rhenanus, die Augsburger Hätzer und Urbanus Rhegius, Hier. Baum-

gartner in Nürnberg, Joachim Camerarius, Bugenhagen u. A. auf diesem Gebiete sehr fleißig thätig.

Die Quellen für ihre Nachrichten sind sehr mannichfaltige. Neben mündlichen oder schriftlichen Mitteilungen von Freunden werden uns genannt: Erzählungen von zureisenden Kaufleuten, insbesondere von Buchhändlern, welche die Messe in Frankfurt besucht hatten, Aussagen von Briefboten, Berichte von Landsknechten, die aus Feldzügen heimkehrten, Mitteilungen von durchreisenden Fremden und Gastfreunden, speziell auch von Studenten, die aus fremden Ländern kamen, um die deutschen Hochschulen zu besuchen, endlich auch was man von zufällig durchgekommenen Gesandten fremder Höfe, von Kanzlern, Sekretären und Agenten hochgestellter Personen vernommen hatte.

Natürlich waren solche gelegentlich gesammelten mündlichen Nachrichten von sehr verschiedenem Werte und mußten von dem Zeitungskorrespondenten, der sie weitergab, erst einer redaktionellen Kritik unterworfen werden. Weit wichtiger waren die brieflich bezogenen, und es dürfte von einigem Interesse sein, an Handen des Briefwechsels von Melanchthon ihren Quellen etwas nachzugehen[1]).

Da erkennen wir denn bald, daß es eine Reihe bestimmter Sammelpunkte für die verschiedenen Arten von Nachrichten gab. Im Vordergrunde des Interesses stand damals die orientalische Frage, d. h. die Bedrohung der mitteleuropäischen Länder durch die Türken. Nachrichten über die Kämpfe mit ihnen kamen entweder aus Ungarn über Wien, Krakau oder Breslau oder aus Konstantinopel zur See über Venedig. Die Berichterstatter sind meist Geistliche, welche der neuen Lehre anhingen.

1) Nach Graßhoff a. a. O. S. 23 ff.

Ueber die Verhältnisse des Südens kamen Mitteilungen aus Rom, Venedig, Genua, auch wohl von gelehrten Freunden aus Padua und Bologna. Nachrichten aus Frankreich und Spanien bezog man über Lyon, Genua und Straßburg, aus England und den Niederlanden über Antwerpen und Köln, aus den nordischen Ländern über Bremen, Hamburg und Lübeck, aus dem Nord-Osten über Königsberg und Riga.

Innerhalb Deutschlands war Nürnberg der Hauptsammelpunkt für Nachrichten, einesteils wegen seiner zentralen Lage, anderenteils wegen seiner weitreichenden Handelsverbindungen. Wer sich sicher und genau über die Welthändel unterrichten wollte, schrieb nach Nürnberg oder schickte einen Gesandten dorthin. Fürsten, wie Herzog Albrecht von Preußen und Christian III. von Dänemark hielten dort ihre ständigen Korrespondenten, welche ihnen die einlaufenden Neuigkeiten zusammenzustellen und zu berichten hatten. Beamte der Stadt, Ratsherren und angesehene Kaufleute übernahmen häufig ein solches Amt. Neben Nürnberg kamen noch in Betracht: Frankfurt, Augsburg, Regensburg, Worms und Speier.

Die Zeitungen, welche Melanchthon aus diesen verschiedenartigen Quellen zusammensetzte, sind einfache historische Referate, zwar nicht ohne Kritik ausgewählt, aber höchst selten mit Erörterungen politischer Art — häufiger schon mit allerlei Klagen und Befürchtungen, Wünschen und Hoffnungen durchflochten. Neben den wichtigen Nachrichten vom Hofe des Kaisers, von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, über den Fortgang der Reformation finden wir auch solche, welche die ganze Naivetät und Leichtgläubigkeit der Zeit widerspiegeln: Mitteilungen über politische Weissagungen, Naturwunder, Mißgeburten, Erdbeben,

Blutregen, Kometen und andere Gesichte am Himmel.

In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts nahm diese Art der Nachrichtenvermittlung eine regelmäßige Form und berufsmäßige Organisation an, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern, wie es scheint, noch etwas früher in Italien, namentlich in Venedig und Rom.

Venedig hat lange Zeit für den Ort gegolten, welcher zuerst die Zeitung im modernen Sinne des Wortes erfunden hat. Man stützte sich dabei auf die bei den romanischen Völkern ziemlich allgemein verbreitete Benennung gazetta, gazette für Zeitung, die sich am frühesten in Venedig findet und zwar als Name einer kleinen Münze. Ich will hier nicht auf die zum Teil ziemlich abenteuerlichen Erzählungen eingehen, welche die an sich unwahrscheinliche Herleitung des Namens der Zeitung von dem Namen der Münze rechtfertigen sollen[1]).

An und für sich aber hat die Vermutung sehr vieles für sich, daß das Zeitungswesen, so wie ich es vorhin geschildert habe, zuerst in Venedig eine berufsmäßige Ausbildung erfahren hat. Als Vermittlerin des Verkehrs zwischen Orient und Occident, als Sitz einer Regierung, welche zuerst das Gesandtschaftswesen im modernen Sinne und den politischen Nachrichtendienst organisiert hat, bildete die alte Lagunenstadt von selbst einen Sammelpunkt, an welchem wichtige Nachrichten von allen Ländern der bekannten Welt zusammenflossen. Schon früh im XV. Jahrhundert hatte der Rat von Venedig, wie die Forschungen Valentinellis, des Konservators der Markus-Bibliothek gezeigt haben, Zusammenstellungen von Nachrichten über Vorgänge, die sich entweder in der Republik ereignet hatten

1) Vgl. Hatin, Bibliographie de la presse périodique p. XLVII.

oder von Gesandten, Konsuln und Beamten, von Schiffskapitänen, Kaufleuten u. dgl. berichtet worden waren, anfertigen und in Zirkulardepeschen an seine auswärtigen Gesandten schicken lassen, um sie über den Gang der internationalen Angelegenheiten auf dem Laufenden zu erhalten. Man nannte diese Nachrichtensammlungen fogli d'avvisi. Später wurden von diesen offiziellen Zusammenstellungen Abschriften genommen, aber offenbar nicht zur Verbreitung unter das große Publikum, sondern bloß für die angesehenen Venetianer, welche bei ihren Handelsoperationen davon Nutzen ziehen mochten, auch wohl sie ihren Geschäftsfreunden in anderen Ländern brieflich mitteilten.

Dieses Anhängen politischer Nachrichten an die Geschäftskorrespondenz oder das Beilegen derselben auf besonderen Blättern finden wir bald ebenso auch bei den großen Handelsherren von Augsburg, Nürnberg und den übrigen deutschen Städten. Mit der Zeit verfielen einzelne Personen darauf, das Sammeln und briefliche Zusenden von Nachrichten zur Quelle des Erwerbs zu machen. Im XVI. Jahrhundert finden wir auf dem Rialto zu Venedig zwischen den Buden der Wechsler und Goldschmiede ein eigenes kaufmännisches Nachrichtenbureau, welches ein Geschäft daraus machte, politische und Handelsnachrichten, Nachweisungen über ein- und ausgelaufene Schiffe, über Warenpreise, über die Sicherheit der Straßen, auch über politische Ereignisse einzuziehen und sie an Interessenten in Abschriften zu verkaufen[1]). Ja es bildete sich eine ganze Zunft von scrittori d'avvisi, und bald finden wir die gleichen Leute auch in Rom, wo sie den Namen novellanti oder gazettanti führen. Hier scheint ihre Thätigkeit der

1) Nach Prutz, Gesch. des Journalismus I, S. 212.

Curie bald unbequem geworden zu sein, sei es, daß sie unangenehme Thatsachen verbreiteten, sei es, daß sie dieselben mit eigenen Urteilen begleitet hatten. Im Jahre 1572 wurden nicht weniger als zwei päpstliche Bullen gegen sie erlassen (Pius V. und Gregor XIII.); das Avisenschreiben wurde ihnen streng verboten und die Fortsetzung desselben mit Brandmarkung und Galeerenstrafe bedroht. Trotzdem finden wir auch noch weiterhin zahlreiche Spuren eines von Rom ausgehenden Nachrichtendienstes nach den oberitalienischen Städten und nach Deutschland.

Auch in Deutschland war inzwischen das Zeitungsschreiben ein Gewerbe geworden, welches eine eigene für die damaligen Verkehrsverhältnisse wunderbar zu nennende Organisation angenommen hatte. Die letztere hängt einerseits zusammen mit der weiteren Ausbildung der Botenkurse, anderseits mit der Einrichtung der Post von den österreichischen Niederlanden nach der Hauptstadt Wien durch Kaiser Maximilian, welche den regelmäßigen Bezug von Nachrichten ungemein erleichtert hatte. So finden wir denn in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an verschiedenen Orten eigene Korrespondenzbureaux, welche Nachrichten sammeln und sie ihren Abonnenten brieflich mitteilen. Es sind mehrere Sammlungen solcher brieflicher Zeitungen erhalten, u. A. eine von 1582—1591 auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar und zwei auf der Universitäts-Bibliothek in Leipzig aus den 80er und 90er Jahren des XVI. Jahrhunderts[1]).

Es sei mir gestattet, bei dem ältesten Jahrgang der Leipziger Sammlung etwas zu verweilen. Er trägt die Aufschrift:

1) Vgl. Jul. Opel, die Anfänge der deutschen Zeitungspresse im Archiv für die Gesch. des deutschen Buchhandels, Bd. III (1879).

Neüetzeittüng soüil dero von Nornbergk von dem 26. Octobris Anno 87 bis auff den 26. Octobris Anno 88 einkommen.

Es folgen dann in selbständigen Zusammenstellungen Abschriften von Nachrichten, welche regelmäßig wöchentlich von Rom, Venedig, Antwerpen und Köln auf dem Komptoir des Nürnberger Handelshauses Reiner Volckhardt und Florian von der Bruckh eingelaufen waren und von da entweder durch dieses Haus oder durch einen besonderen Herausgeber weiter verbreitet worden waren. Der Empfänger unserer Sammlung war wahrscheinlich der Leipziger Oberschöppenschreiber Ludwig Trüb.

Die römischen Korrespondenzen sind gewöhnlich um 6 Tage früher datiert als die Venetianischen, und die Antwerpener um 5 Tage früher als die Kölnischen. Alle vier Orte lagen an den großen Postrouten von Italien und den Niederlanden nach Deutschland. Zuweilen treten neben diesen regelmäßigen auch gelegentliche Korrespondenzen auf. So aus Prag, Breslau und besonders oft aus Frankfurt a. M.

Sehen wir uns den Inhalt dieser Nachrichten näher an, so erkennen wir bald, daß wir es nicht mit Vorkommnissen zu thun haben, welche in Rom, Venedig, Antwerpen ꝛc. sich ereignet hatten, sondern mit Berichten, welche an diesen Orten gesammelt worden waren. Demgemäß enthält die Antwerpener Korrespondenz nicht bloß Nachrichten aus den Niederlanden, sondern auch aus Frankreich, England und Dänemark; über Rom kamen nicht nur Nachrichten aus Italien, sondern auch aus Spanien und Südfrankreich, über Venedig aus dem Orient. Der Ton der Berichte ist ein objektiv nüchterner, geschäftsmäßiger. Die politischen Nachrichten überwiegen; seltener treten Mitteilungen über Handel und Verkehr auf. Von den beliebten Wunder- und Spuk-

geschichten ist keine Spur zu finden.

Wie war nun der Nachrichtendienst an jenen vier großen Sammelpunkten organisiert? Wer waren die Sammler und Vermittler? Wie wurden sie honoriert? Aus welchen Quellen schöpften sie? Leider können wir nur auf einen Teil dieser Fragen Antwort geben.

Was zunächst die Quellen betrifft, aus welchen die Verfasser jener Korrespondenzen schöpften, so berufen sie sich selbst bisweilen auf die letzte Post oder auf den regelmäßigen Botenverkehr (Ordinari). So heißt es in einer Kölner Korrespondenz vom 28. Februar 1591: „Die Brief von Holl- und Seeland, also auch aus dem welschen Quartier sind noch nicht erschienen." In einer solchen aus Rom vom 17. Februar 1590 wird mitgeteilt, daß der dortige Postmeister sich dem Papst gegenüber verpflichtet habe, wöchentlich eine Post von und nach Lyon laufen zu lassen und am Schlusse heißt es: „Dergestalt werden wir alle Wochen Aviso aus Frankreich haben."

Mehr ist aus der Sammlung selbst nicht zu ermitteln. Wenn wir aber gleichzeitig in einer Reihe von deutschen Städten bemerken, daß es vorzugsweise die städtischen Botenmeister und die kaiserlichen Postmeister sind, welche sich mit dem gewerbsmäßigen Verfassen und Versenden von neuen Zeitungen abgeben, so gewinnt die Vermutung große Wahrscheinlichkeit, daß die Nachrichtensammlung im engsten Anschluß an die damaligen Nachrichtentransportanstalten bewerkstelligt worden sei. Wahrscheinlich haben die Boten- und Postmeister die von ihnen gesammelten Nachrichten regelmäßig unter einander ausgetauscht, um dann ihre Privatkunden damit zu versorgen. Doch bedarf die ganze Angelegenheit noch sehr der näheren Untersuchung[1]).

1) Steinhausen, Archiv f. Post u. Tel. 1895, S. 355 äußert

Etwas klarer sehen wir in die Beziehungen des Großhandels zum Zeitungswesen. Wie die vorhin erwähnten Nürnberger Kaufleute, so hatten auch an andern Orten einzelne große Handelshäuser den Nachrichtendienst auf eigene Hand organisiert. So namentlich die Welser und Fugger, deren Nachrichten wir neben den Nürnbergern in dem berühmten Briefbuche des Nürnberger Rechtsgelehrten Christoph Scheurl finden[1]). In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts ließen die Fugger die aus allen Teilen der Welt bei ihnen einlaufenden Nachrichten regelmäßig zusammenstellen und, wie es scheint, auch publizieren. Der Titel der regelmäßig erscheinenden Nummern war Ordinari-Zeittungen. Daneben gab es Beilagen mit dem Allerneuesten: Extraordinari-Zeittungen. Der Preis einer Nummer war 4 Kreuzer; der ganze Jahrgang kostete in Augsburg einschließlich der Zustellung 25 fl., die Ordinari-Zeittungen allein 14 fl. Als Verfasser wird Jeremias Krasser, Bürger und Zeitungsschreiber in Augsburg, genannt; er giebt an, daß er auch viele andere Herren in Augsburg und Umgegend mit seinen Nachrichten versorge. Eine Sammlung dieses sehr reichhaltigen Publikations-Organs von 1568—1604 befindet sich in der Wiener Bibliothek[2]).

Die Fuggerzeitungen enthalten regelmäßig Nachrichten aus den verschiedenen Teilen Europas und dem Orient,

über den Gang der Dinge nur eine allerdings sehr ansprechende und einleuchtende Vermutung.

1) Christoph Scheurl's Briefbuch, ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und ihrer Zeit, herausgeg. von Soden und Knaake. Potsdam 1867/72.

2) Sickel, Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache und Litteratur I, S. 346.

aber auch darüber hinaus aus Persien, China, Japan, Amerika. Neben den politischen Nachrichten findet man häufig Ernteberichte und Preisnotizen, hie und da selbst annoncenartige Mitteilungen und ein langes Verzeichnis von Wiener Firmen (wie und wo alle Dinge jetzt in Wien zu kaufen sind). Sogar litterarische Nachrichten treten auf über neue und merkwürdige Bücher, ja es wird selbst über die Aufführung eines neuen Schauspiels berichtet.

Wie in Augsburg, so treffen wir auch an andern Orten Deutschlands einzelne Avisenschreiber (Zeitunger, Novellisten), welche im Dienste von Fürsten oder Städten das Zeitungsschreiben betrieben. So schloß 1609 der Kurfürst Christian II. von Sachsen mit Joh. Rudolf Ehinger von Balzheim in Ulm einen Vertrag, nach welchem dieser es übernahm, gegen ein jährliches Honorar von 100 fl. Bericht zu erstatten über die Vorgänge in der Schweiz, in Frankreich und natürlich auch in Schwaben. Im Jahre 1613 bezog Hans Zeidler in Prag für dasselbe Amt vom sächsischen Hofe ein Jahresgehalt von 300 fl. nebst 3319 Thalern 6 g. Gr. für Auslagen, die er beim Sammeln seiner Nachrichten gehabt hatte[1]). Zu gleicher Zeit ließ sich der Fürstbischof von Bamberg von einem Dr. Gugel in Nürnberg gegen ein Honorar von 20 fl. die Zeitungen einsenden. Im Jahre 1625 zahlte die Stadt Halle dem Avisenschreiber Hieronymus Teuthorn in Leipzig die Summe von 2 Schock 8 Gr. als vierteljährliches Honorar, und noch 1662 war der Rat von Delitzsch auf eine Leipziger Zei-

1) C. D. v. Witzleben, Geschichte der Leipziger Zeitung. Leipzig 1860, S. 5 f. Derartige Zeitungs-Agenten unterhielt der sächsische Hof um 1629 in Wien, Berlin, Braunschweig, Augsburg, Ulm, Breslau, Hamburg, Lübeck, Prag, Amsterdam, Haag und in Ungarn.

tungskorrespondenz abonniert für vierteljährlich 2 Thaler. Etwas besser scheinen die Post- und Botenmeister für ihre wohl wertvolleren Dienste bezahlt gewesen zu sein. Wenigstens wissen wir, daß im Jahre 1615 der Frankfurter Postmeister Johann von der Birghden, der eine große Zahl von deutschen Fürsten mit Avisen versorgte[1]), vom kurmainzischen Hofe für die wöchentliche Einsendung der Zeitungen jährlich 60 fl. empfing[2]).

In größere Kreise scheinen die geschriebenen Zeitungen auch noch im XVII. Jahrhundert nicht gedrungen zu sein. Dafür waren sie doch noch zu teuer.

Wie in Deutschland und Italien, so finden wir auch in Frankreich und England am Schlusse des XVI. und im XVII. Jahrhundert die geschriebenen Zeitungen. In Frankreich heißen sie Nouvelles à la main, in England News Letters. In beiden Ländern sind sie spezifisch hauptstädtische Erscheinungen.

Am interessantesten gestaltet sich die Entwicklung in Paris; ja man kann wohl sagen, daß die eigentliche Urzeitung, diejenige, welche der geschriebenen Zeitung noch vorausging, sich dort findet. Es ist die erzählte oder gesprochene Zeitung[3]).

In den aufgeregten Zeiten des XVI. und XVII. Jahrhunderts bildeten sich allabendlich an den Straßenecken, auf dem Pont neuf und an den öffentlichen Plätzen ganze Gruppen von Pariser Bürgern, welche sich die Tagesneuigkeiten zutrugen und dieselben glossierten. Wie leicht begreiflich, waren unter diesen Gruppen einzelne, die es im

1) Vergl. Opel a. a. O. S. 28. 66.

2) Faulhaber, Geschichte der Post in Frankfurt a. M. (Archiv f. Frankf. Gesch. und Kunst N. F. X) S. 31. 60 ff.

3) Vgl. Hatin, Histoire de la presse en France. I, 32 ff.

Sammeln und Wiedererzählen von Neuigkeiten zur Virtuosität brachten. Allmählich kam Organisation in die Sache; die sog. Nouvellistes hielten regelmäßige Zusammenkünfte, tauschten ihre Nachrichten gegen einander aus, kommentierten sie, politisierten und machten Projekte. Die Schriftsteller der Zeit behandeln diese Zirkel mit unerschöpflicher Satire; die Lustspieldichter bemächtigten sich des dankbaren Stoffs, und noch Montesquieu widmet ihnen eine der ergötzlichsten seiner Lettres Persanes[1]).

Was anfangs ein bloßer Zeitvertreib für Neuigkeitenjäger und Müßiggänger gewesen war, wurde für spekulative Köpfe bald ein Gewerbe. Dieselben übernahmen es, Leuten von Rang und Ansehen regelmäßig die Neuigkeiten zuzutragen. Große Herren hielten sich einen Nouvelliste, wie sie sich einen Haarkräusler oder Leibschneider hielten. Der Herzog von Mazarin zahlte beispielsweise einem solchen monatlich 10 Livres.

Bald fingen die Nouvellistenzirkel an, auch Kunden in den Provinzen aufzusuchen, die natürlich nur schriftlich bedient werden konnten. Jeder Zirkel hatte sein besonderes Redaktions- und Kopierbureau und seine besonderen Quellen für Hof- und Regierungsnachrichten. Die Abonnenten zahlten eine feste Summe, die sich nach der Zahl der Seiten richtete, welche sie wöchentlich verlangten. Dies ist der Ursprung der berühmten Nouvelles à la main, die unter manchen Verfolgungen von seiten der Regierung bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fortdauerten und zum Teil auch ins Ausland verschickt wurden[2]). Was ihnen aber neben den gedruckten Zeitungen Bestand gab, war

1) Oeuvres complètes, Paris 1857 p. 87, lettre CXXX.

2) Eine Vorstellung von dem Inhalt solcher Blätter giebt die Gazette de la Régence, Janvier 1715—Juin 1719, publiée d'après

hauptsächlich der Umstand, daß sie das Geheimhaltungssystem der Regierung vielfach illusorisch machten, und daß sie sich hin und wieder auch eine Kritik der öffentlichen Zustände erlaubten[1]).

Auch in England erhalten sich die News Letters, die hier vorwiegend den Landadel mit hauptstädtischen und Hof-Nachrichten versorgen, bis tief ins vorige Jahrhundert hinein; ja die damals gedruckten Zeitungen bequemten sich dieser Einrichtung noch insofern an, als sie mit zwei gedruckten Seiten und zwei Seiten weißen Papiers erschienen, damit die Abonnenten sie mit handschriftlichen Zusätzen weiter befördern konnten[2]).

So sehen wir ziemlich gleichzeitig in allen Kulturländern Europas als — freilich noch recht beschränktes — Nachrichtenpublikationsmittel die geschriebene Zeitung entstehen und sich mehr als zwei Jahrhunderte hindurch erhalten. Was aber das Merkwürdigste an der Sache ist, besteht darin, daß eine gewerbsmäßige Herstellung dieser handschriftlichen Nachrichtenblätter sich nirgends über die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst zurückverfolgen läßt. Mit dieser Beobachtung drängt sich von selbst die Frage auf,

le manuscrit inédit conservé à la Bibliothèque royale de La Haye par Le Comte E. de Barthélemy. Paris 1887.

1) Aehnlich in Oesterreich. Joh. Winckler, Die periodische Presse Oesterreichs, Wien 1875, S. 28 f.

2) Näheres bei Andrews, The history of British Journalism I. S. 14 ff. Hatin a. a. O. S. 51. Joachim von Schwarzkopf, Ueber Zeitungen, Frankf. a. M. 1795 erzählt (S. 9), daß auch in Deutschland „bei einigen, dem Inhalt und der Form nach handschriftlichen Zeitungen (zu Mainz, Regensburg) wegen der größeren Anzahl der Abonnenten der Druck bisweilen zu Hilfe" genommen worden sei. Außerdem nennt er Wien, München, Berlin, Hannover als Orte, von welchen mit geheimen inländischen Nachrichten angefüllte Blätter verschickt würden.

warum man nicht die Druckerpresse in den Dienst der regelmäßigen Nachrichtenpublikation nahm.

Die Frage beantwortet sich einfach aus der Thatsache, daß auch in jungen Kolonialländern mit einer europäischen Bevölkerung, die in ihrer Heimat bereits an gedruckte Zeitungen gewöhnt gewesen war, die geschriebenen Nachrichtenblätter den gedruckten vorausgehen. So in den Vereinigten Staaten von Amerika noch im Anfang des XVIII. Jahrhunderts[1]), so in der Kolonie West-Australien noch im Jahre 1830[2]). Diese Thatsache beweist, daß es viel weniger der Druck der Zensur gewesen sein kann, welcher die Verwendung der Presse zur Nachrichtenpublikation so lange verhindert hat, als der Mangel eines genügend großen Leserkreises, welcher den für den Ersatz der Druckkosten nötigen Absatz garantiert hätte.

Allerdings sind einzelne Nummern jener geschriebenen Zeitungen, für welche nach ihrem Inhalt ein Interesse in weiteren Kreisen vorausgesetzt werden konnte, schon seit dem Ende des XV. Jahrhunderts vielfach gedruckt worden. Es sind das jene Einblattdrucke, welche unter dem Namen „Newe Zeitung" von spekulativen Verlegern herausgegeben und auf Messen und Märkten verkauft wurden und von denen sich Sammlungen in jeder älteren Bibliothek finden[3]). Die älteste derselben ist ein Bericht über das Leichenbegängnis Kaiser Friedrichs III. aus dem Jahre 1493. Von da ab ziehen sie sich durch das ganze XVI. Jahrhundert hin, um

1) Frederic Hudson, Journalism in the United States from 1690 to 1830, New-York 1893, p. 51 ff.

2) Andrews a. a. O. II, S. 312 f.

3) Bibliographisch behandelt von Weller, Die ersten deutschen Zeitungen (Bibliothek des literarischen Vereins 1, Bd. LXI). Nachtrag dazu in der „Germania" XXVI, 106.

im XVII. Jahrhundert mit dem Aufkommen periodischer gedruckter Nachrichtenblätter seltener zu werden und erst im XVIII. zu verschwinden. Die ältesten derselben tragen entweder gar keinen Titel, oder sie entnehmen die Ueberschrift dem Inhalt. Der Name Zeitung tritt zum erstenmal für ein solches fliegendes Blatt 1505 auf. Daneben finden wir aber noch mancherlei andere Benennungen, wie Brief, Relation, Mär, Nachricht, Beschreibung, Bericht, Aviso, Post, Postillon, Kurier, Fama, Depesche, Felleisen — oft auch mit allerlei adjektivischen Zusätzen, wie Umbständliche Nachricht, Warhaffte und eigentliche Beschreibung, Wolbedenkliche Beschreibung, Warhaffte Relation, Vberschlag und Inhalt, Historischer Discurs und ausführliche Erklärung; sehr häufig Neue und warhaffte Zeitung, Warhafftige und erschrockenliche Zeitung, Wunderbarliche, erschreckliche und erbärmliche Zeitung, in England: Newes. Newe Newes. Thiding. Woful Newes. Wonderful and strange Newes. Lamentable News und ähnlich in Frankreich: Discours. Mémorable discours. Nouvelles. Récit. Courrier, Messager. Postillon. Mercure etc.

Wie man sieht, sind die Titel reklamenhaft und marktschreierisch. Der Inhalt ist sehr mannigfaltig. In der großen Mehrzahl der Fälle besteht er aus politischen Nachrichten; durchweg tritt das Raisonnement zurück. Die geschriebenen Neuigkeitsbriefe sind zwar nicht die einzige Quelle dieser flüchtigen Erzeugnisse der Druckerpresse, wohl aber die Hauptquelle. Gewöhnlich sind die Einzeldruckblätter unabhängig von einander; nur vereinzelt lassen sich am Ende des XVI. Jahrhunderts mehrere auf einander

folgende Nummern nachweisen, ohne daß man noch an ein periodisches Erscheinen denken darf. Jedenfalls aber bereiteten diese fliegenden Blätter formell und inhaltlich der eigentlichen periodisch erscheinenden gedruckten Zeitung den Weg, und dies auch insofern, als sie im Volke den Sinn für Ereignisse weckten, die über die bloßen Kirchturmsinteressen hinausgingen.

Die ersten gedruckten periodischen Nachrichtensammlungen beginnen noch im XVI. Jahrhundert. Und zwar sind es Jahrespublikationen, die sog. Postreuter, deren Inhalt sich etwa mit den politischen Jahresübersichten unserer Volkskalender vergleichen läßt[1]).

Daran schließen sich halbjährliche Nachrichtenzusammenstellungen, die sog. Relationes semestrales oder Meßrelationen. Sie sind in den 80er Jahren des XVI. Jahrhunderts von Michael von Aitzing begründet worden, schöpfen vorzugsweise aus den regelmäßigen Post- und Kaufmannszeitungen und bilden mehr als zwei Jahrhunderte hindurch einen der Hauptvertriebsartikel der Frankfurter und später auch der Leipziger Frühjahrs- und Herbstmesse[2]). Die erste gedruckte Wochenzeitung, von welcher wir Kunde haben, ist ein Straßburger Blatt, von dem sich der Jahrgang 1609 auf der Heidelberger

1) Nach Prutz a. a. O. S. 179 wären sie schon um die Mitte des XVI. Jh. aufgekommen.

2) F. Stieve, Ueber die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Meßrelationen und insbesondere über deren Begründer Frhrn. Michael von Aitzing: Abh. der k. bayer. Akad. der Wiss. III. Cl. XVI, 1. München 1881. Vergl. auch Orth, Ausführl. Abhandlung von den berühmten zwoen Reichsmessen, so in der Reichsstadt Frankfurt a. M. jährlich abgehalten werden. Fkf. 1765, S. 714 ff. Prutz a. a. O. S. 188 ff. J. von Schwarzkopf, Ueber politische und gelehrte Zeitungen in Frankfurt a. M. 1802.

Universitätsbibliothek befindet, während Reste späterer Jahrgänge auf der Züricher Bürgerbibliothek sich erhalten haben[1]). Sie entspricht nach Inhalt und Form genau der Ordinari-Avisen, welche die Post allwöchentlich aus den Hauptsammelplätzen des Nachrichtenverkehrs brachte. Das Beispiel fand sehr bald Nachahmung; besonders rasch vermehrte sich nach dem Beginne des dreißigjährigen Krieges die Zahl der gedruckten Wochenzeitungen. Aus den zwanziger und dreißiger Jahren des XVII. Jahrhunderts lassen sich deren in verschiedenen deutschen Städten etwa zwei Dutzend nachweisen. Die Unternehmer waren meist Buchdrucker; an zahlreichen Orten nahm jedoch die Post das Recht, Avisen im Druck erscheinen zu lassen, als einen Ausfluß ihres Regals in Anspruch — freilich mit verschiedenem Erfolg. Während in Frankfurt, Leipzig, München, Köln, Hamburg die alte Verbindung zwischen Post und Zeitung sich noch längere Zeit erhielt, ging an vielen anderen Orten die Nachrichtenpublikation völlig in den Geschäftsbetrieb der Buchdruckereien über, und dies war für ihre fernere Entwicklung von der größten Bedeutung.

Deutschland ist das erste Land, welches in regelmäßigen kurzen Fristen erscheinende gedruckte Zeitungen aufzuweisen hat. Die Ansprüche, welche früher von den Engländern und den Niederländern auf die Ehre erhoben wurden, die ersten gedruckten Wochenzeitungen hervorgebracht zu haben, sind jetzt wohl aufgegeben. England kann nichts dem ähnliches vor dem Jahre 1622 namhaft machen; das erste französische Wochenblatt begann 1631 zu erscheinen.

Es wird vielleicht auffallend erscheinen, daß man von den Halbjahrsberichten sofort zu Wochenpublikationen über-

1) Opel a. a. O. S. 44 ff.

ging, ohne die Zwischenstufe der Monatsberichte durchgemacht zu haben. Man muß jedoch nicht vergessen, daß sich ebensowohl die Sammlung der Nachrichten, als auch die Verbreitung der Nachrichtenblätter den der Zeit eigentümlichen Verkehrsgelegenheiten anzupassen hatten. Die wichtigsten derselben aber waren die Messen und die Posten. Die halbjährlichen Messen boten die Möglichkeit, von einem großen Zentrum des Warenhandels und Menschenverkehrs aus die gedruckten Nachrichten nach allen Richtungen bis in die entferntesten Gegenden zu verbreiten. Die Posten aber gingen auf den Hauptverkehrsrouten wöchentlich einmal und kamen wöchentlich einmal an. Der Sprung von den Halbjahresberichten zu den Wochenberichten lag also in der Natur der Dinge.

Mit den Wochenzeitungen war der Anstoß zur eigentlichen modernen Entwicklung des Zeitungswesens gegeben. Immerhin dauerte es noch ziemlich lange bis zum Auftreten der ersten Tagesblätter. Dieses erfolgte in Deutschland 1660 (Leipziger Zeitung), in England 1702 Daily Courant), in Frankreich 1777 (Journal de Paris).

Es liegt mir fern, auf diesem Wege weiter zu gehen bis herunter auf die dreimal täglich erscheinenden Weltblätter der Gegenwart. Was sie unterscheidet von der geschriebenen Zeitung des XVI. Jahrhunderts, ist weniger die Großartigkeit der Organisation der Nachrichtenvermittlung und die Schnelligkeit der Nachrichtenbeförderung als die Umgestaltung des Inhalts, speziell das Annoncenwesen und der Einfluß, den sie auf die öffentliche Meinung und dadurch auf den Gang der Geschicke der Völker ausüben.

Großartig war zweifellos für das XVI. Jahrhundert das Netz der regelmäßigen Nachrichtensammlung, welches wir vorhin kennen gelernt haben. Es geht durch sie sozu-

sagen ein moderner Zug, der Zug der Zusammenfassung der Einzelkräfte in geteilter Arbeit, aber in vereintem Wirken. Auf dem Gebiete der Nachrichtensammlung sind seit dem XVI. Jahrhundert kaum Fortschritte gemacht worden. Die ganze Weiterentwicklung, welche die Zeitung in dieser Richtung erfahren hat, beruht auf der Trennung der Nachrichtensammlung von der Nachrichtenbeförderung (Post) und auf der unternehmungsweisen Gestaltung der ersteren in den Korrespondenzbureaux und telegraphischen Agenturen. An die letzteren ist die Rolle der ehemaligen Postmeister und Avisenschreiber übergegangen, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht mehr direkt für den Zeitungsleser arbeiten, sondern daß sie nur Halbfabrikate für einen Publikationsunternehmer liefern und sich dabei der vervollkommneten Verkehrsmittel der Neuzeit bedienen.

Sodann hat sich die Nachrichtenpublikation auf dem Boden, auf welchen sie sich seit der Benutzung der Druckerpresse gestellt sah, eigentümlich weiter entwickelt. Im Anfang war der Herausgeber einer gedruckten periodisch erscheinenden Zeitung nichts anders als der Verleger eines sonstigen Preßerzeugnisses, etwa einer Flugschrift oder eines Buches: der Vervielfältiger und Verkäufer eines litterarischen Produkts, über dessen Inhalt er keine Gewalt übte. Der Zeitungsverleger brachte die Ordinari-Avisen der Post gedruckt auf den Markt, wie ein anderer Verleger ein Kräuterbuch oder die Ausgabe eines alten Schriftstellers dem Publikum darbot.

Aber das änderte sich bald. Man entdeckte leicht, daß der Inhalt einer Zeitungsnummer doch nicht in dem Sinne ein geschlossenes Ganzes bildet, wie der Inhalt eines Buches oder einer Flugschrift. Die dort vereinigten, aus verschiedenen Quellen geschöpften Nachrichten waren von verschie-

dener Zuverlässigkeit. Sie mußten mit Auswahl und Kritik benutzt werden; es ließ sich dabei leicht eine politische oder kirchliche Tendenz zum Ausdruck bringen. Noch in erhöhtem Maße war das der Fall, als man anfing, politische Tagesfragen in den Zeitungen zu besprechen und sie als Mittel zur Ausbreitung von Parteimeinungen zu benutzen.

Es geschah dies zuerst in England während des langen Parlaments und der Revolution von 1649. Später folgten die Niederlande und ein Teil der deutschen Reichsstädte. In Frankreich vollzog sich der Umschwung erst zur Zeit der großen Revolution, in den meisten anderen Staaten im XIX. Jahrhundert. Die Zeitungen wurden aus bloßen Nachrichtenpublikationsanstalten auch Träger und Leiter der öffentlichen Meinung und Kampfmittel der Parteipolitik.

Dies hatte für die innere Organisation der Zeitungsunternehmung die Folge, daß sich zwischen die Nachrichtensammlung und die Nachrichtenpublikation ein neues Glied einschob: die Redaktion. Für den Zeitungsverleger aber hatte es die Bedeutung, daß er aus einem Verkäufer neuer Nachrichten zugleich zu einem Händler mit öffentlicher Meinung wurde.

Das hatte zunächst kein weiteres Bedenken, als daß der Verleger in den Stand gesetzt wurde, das Risiko seiner Unternehmung zum Teil auf eine Parteiorganisation, eine Interessentengruppe, eine Regierung abzuwälzen. Gefiel die Tendenz des Blattes den Lesern nicht, so hörten sie auf, es zu kaufen; ihr Bedürfnis blieb also doch in letzter Linie für den Inhalt der Zeitungen maßgebend.

Die allmählich fortschreitende Verbreitung der gedruckten Zeitungen führte jedoch bald auch ihre Benutzung zu öffentlichen Bekanntmachungen der Behörden herbei, und daran schloß sich im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts die

Ausbildung des privaten Annoncenwesens[1]). Dasselbe hat gegenwärtig durch die sog. Annoncen-Expeditionen eine ähnliche Organisation erlangt, wie die politische Nachrichtensammlung durch die Korrespondenzbureaux.

Durch die Aufnahme des Inseratenwesens geriet die Zeitung in eine eigentümliche Zwitterstellung. Sie bringt für den Abonnementspreis nicht mehr bloß Nachrichten und Ansichten zur Veröffentlichung, an die sich ein allgemeines Interesse knüpft, sondern sie dient auch dem Privatverkehr und dem Privatinteresse durch Anzeigen jeder Art, welche ihr speziell vergolten werden. Sie verkauft neue Nachrichten an ihre Leser, und sie verkauft ihren Lesertreis an jedes zahlungsfähige Privatinteresse. Auf demselben Blatte, oft auf derselben Seite, wo die höchsten Interessen der Menschheit Vertretung finden oder doch finden sollten, treiben Käufer und Verkäufer in niedriger Gewinnsucht ihr Wesen, und für den Uneingeweihten ist es oft schwer genug, zu unterscheiden, wo das öffentliche Interesse aufhört und wo das private anfängt.

Das ist um so gefährlicher, als sich im Laufe dieses Jahrhunderts der Inhalt des redaktionellen Teiles der Zeitungen fast über das ganze Gebiet allgemein menschlicher Interessen ausgedehnt hat. Die hohe Politik, die staatliche und kommunale Verwaltung, die Rechtspflege, die Kunst in allen ihren Aeußerungen, die Technik, das wirtschaftliche, das soziale Leben in seinen mannigfachen Ausstrahlungen spiegeln sich in der Tagespresse ab; auch ein guter Teil der schöngeistigen und selbst der wissenschaftlichen Produktion mündet seit der Ausbildung des Feuilletons in

1) Zunächst, wie es scheint, in besondern Avis- oder Intelligenzblättern, die vielfach von allgemeinen Vermittlungs-Bureaux (Fraghäuser, Berichthäuser) ausgingen. Vgl. F. Mangold im „Basler Jahrb." 1897.

diesen großen Strom des sozialen Geisteslebens der Gegenwart aus. Die Publikationsform des Buches — darüber dürfen wir uns am wenigsten täuschen — verliert von Jahr zu Jahr an Boden. —

Ich kann und darf auf diese Dinge hier nicht weiter eingehen. Was ich mit diesem flüchtigen Ausblick auf die moderne Gestaltung des Zeitungswesens allein beabsichtigt habe, war, die Anfänge des Zeitungswesens entwicklungsgeschichtlich in den rechten Zusammenhang zu rücken, und zugleich zu zeigen, wie die Organisation der Nachrichtenvermittlung zu jeder Zeit bedingt ist durch die gesamte Wirtschaftsweise.

Die römische Zeitung ist ein Glied in der autonomen Güterversorgung des reichen aristokratischen Hauses. Man hält sich einen Zeitungsschreiber, wie man sich einen Leibarzt oder Bibliothekar hält. Er ist in den meisten Fällen das Eigentum des Zeitungslesers, sein Sklave, der nach den Anweisungen des Herrn arbeitet.

In der geschriebenen Zeitung des XVI. Jahrhunderts waltet der handwerksmäßige Betrieb, der damals alle Zweige höherer wirtschaftlicher Thätigkeit beherrschte. Der Avisenschreiber liefert auf Bestellung die von ihm gesammelten Nachrichten unmittelbar gegen besonderen Entgelt an einen Kreis von Kunden und richtet sich gewiß auch im Ausmaß des Stoffes nach den Bedürfnissen derselben. Er ist Reporter, Redakteur und Verleger in einer Person.

Die moderne Zeitung ist eine kapitalistische Unternehmung, sozusagen eine Neuigkeitenfabrik, in welcher in mannigfach geteilter Arbeit eine große Zahl von Personen (Korrespondenten, Redakteure, Schriftsetzer, Korrektoren, Maschinenpersonal, Annoncensammler, Expeditionsgehilfen, Boten ꝛc.) unter einheitlicher Leitung gegen Lohn beschäftigt

werden und die für einen unbekannten Leserkreis, von dem sie oft noch durch Zwischenglieder (Kolporteure, Postanstalten) getrennt ist, Ware erzeugt. Nicht mehr das einfache Bedürfnis des Lesers oder des Kundenkreises ist für die Qualität dieser Ware maßgebend, sondern die sehr komplizierten Konkurrenzverhältnisse des Publizitätsmarktes. Auf diesem Markte spielen aber, wie auf den Großhandelsmärkten überhaupt, die Warenkonsumenten, die Zeitungsleser nicht direkt mit; ausschlaggebend für die Güte der Ware sind die Großhändler und Spekulanten der Publizität: die Regierungen, die von ihnen abhängigen Telegraphenbureaux, die autographierten Korrespondenzen, die politischen Parteien, die künstlerischen und wissenschaftlichen Kliquen, die Börsenmänner und zuletzt, aber nicht am wenigsten, die Annoncenagenturen und einzelne große Inserenten.

Jede Nummer eines großen Tagesblattes, die heute erscheint, ist ein Wunderwerk der kapitalistisch organisierten volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung und der maschinellen Technik, ein Mittel des geistigen und wirtschaftlichen Verkehrs, in dem sich die Wirkungen aller anderen Verkehrsmittel: der Eisenbahn, der Post, des Telegraphen und des Fernsprechers wie in einem Brennpunkte vereinigen. Aber wie auf keiner Stelle, wo der Kapitalismus sich mit dem Geistesleben berührt, unser Auge mit Befriedigung verweilen mag, so können wir uns auch dieser Errungenschaft der modernen Kultur nur mit halbem Herzen freuen, und es wird uns schwer, zu glauben, daß die Zeitung in ihrer heutigen Ausgestaltung die höchste und letzte Form der Nachrichtenvermittlung zu bilden bestimmt sei.

VII.

Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft.

Es dürfte kaum ein neueres Lehrbuch der Nationalökonomie in Deutschland geben, und kein akademischer Vorlesungskursus über dieses Fach gehalten werden, in welchem nicht der Begriff der Arbeitsvereinigung an irgend einer Stelle genannt und mit einigen Bemerkungen bedacht würde. Viel weiß eigentlich niemand über ihn zu sagen. Er ist einmal da, hat herkömmlich hinter dem Abschnitt von der Arbeitsteilung seinen Platz, und da erhält er denn auch regelmäßig seinen Paragraphen, wenn er überhaupt eines solchen gewürdigt wird, um im späteren Text des Buches oder Vortrags nie mehr aufzutauchen.

Das geht nun wohl über ein halbes Jahrhundert so, und da die Wissenschaft Begriffe, die nicht geeignet sind, einen Erscheinungskreis tiefer aufzuschließen, nicht deshalb schonen darf, weil sie einmal da sind, so ist es endlich an der Zeit, dieses alte Inventarstück näher zu untersuchen, um es entweder zu beseitigen, wenn wirklich nichts damit anzufangen ist oder ihm den gebührenden Platz anzuweisen, wenn es zur Förderung unserer Erkenntnis brauchbar erfunden werden sollte.

Nach den Lehrbüchern wäre Arbeitsvereinigung nichts mehr und nichts weniger als „die andere Seite der Arbeitsteilung" oder „Arbeitsteilung vom Standpunkte der zusammenfassenden Einheit aus betrachtet"[1]), das „Korrelat

1) Beides bei Philippovich, Grundriß der polit. Oekon. (2. Aufl.) S. 78.

der Arbeitsteilung“ [1]), „die Reversseite der Medaille, deren Aversseite die Arbeitsteilung bildet“ [2]). Das sind alles etwas verschwommene Ausdrücke, die insgesamt von der Anschauung auszugehen scheinen, wenn man die Arbeit teile, so müsse man sie auch wieder zusammenfassen, da die einzelnen Teile nicht für sich bestehen könnten. Dabei wird dann entweder der Begriff der Arbeitsteilung sehr eng aufgefaßt (etwa im Sinne der Stecknadelfabrik bei Adam Smith), und dann erscheint die vereinigende Kraft durch das Kapital des Unternehmers gegeben. Oder man faßt den Begriff weiter, sodaß auch die sog. gesellschaftliche Arbeitsteilung darunter fällt, und dann muß der Verkehr das arbeitsvereinigende Element abgeben, sodaß Arbeitsvereinigung gleichbedeutend wäre mit der gesamten verkehrswirtschaftlichen Organisation.

In der That hat Roscher, der dem Gegenstande die ausführlichste Behandlung widmet [3]) und auf den alle Späteren zurückgehen, die Sache so angesehen. Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung, meint er, seien „nur zwei verschiedene Seiten desselben Begriffes, der gesellschaftlichen Arbeit: Trennung der Arbeiten, sofern sie einander stören würden, aber Verbindung, sofern sie einander fördern“. „Der Winzer, der Flachsbauer“, fährt er fort, „müßten Hungers sterben, wenn sie nicht sicher auf den Kornbauern rechnen könnten; der Arbeiter in einer Stecknadelfabrik, welcher bloß die Nadelköpfe anfertigt, muß seines Kollegen, welcher die Spitzen schleift, gewiß sein, will er nicht ganz umsonst gearbeitet haben; die Arbeit des

1) Mangoldt, Grundriß der Volkswirtschaftslehre § 29.

2) Kleinwächter, „Die volksw. Produktion“ in Schönberg's Handbuch, § 13.

3) System der Volkswirtschaft I, § 64—66.

Kaufmanns ist geradezu undenkbar ohne diejenige der verschiedenen Produzenten, zwischen denen er vermittelt."

Wie man sieht, verschwimmt hier die ganze Erscheinung in dem Nebel der volkswirtschaftlichen Verkehrs- und Organisationsvorgänge; sie wäre gleichbedeutend mit der Volkswirtschaft überhaupt. Insbesondere verliert sie völlig die begriffliche Korrelation mit der Arbeitsteilung. Roscher verbreitet sich denn auch im weiteren nur über die Stetigkeit der Kulturentwicklung, welche dadurch hervorgebracht wird, daß jede Generation das Erbe der Vorfahren den Nachkommen vermehrt überliefert, ferner über die Vorteilhaftigkeit der großen und die Association der kleinen Unternehmungen, wobei schließlich die Arbeit fast ganz aus dem Gesichtskreise verschwindet.

Roscher geht in diesem Abschnitte durchweg auf Friedrich List zurück[1]), welcher in seiner Theorie von der Entwicklung der nationalen Produktivkräfte den Ausdruck „Vereinigung der Arbeit", soviel ich sehen kann, zuerst in Deutschland gebraucht und in eigentümlicher Weise verwertet hat. Ausgehend von einer Kritik des „Naturgesetzes" von der Arbeitsteilung, meint List, weder Adam Smith noch einer seiner Nachfolger habe das Wesen dieses Gesetzes gründlich erforscht und bis in seine wichtigsten Konsequenzen verfolgt. Schon der Ausdruck „Teilung der Arbeit" sei ein unzureichender und müsse notwendig einen falschen Begriff erzeugen. Dann fährt er fort: „Es ist Teilung der Arbeit, wenn ein Wilder an einem und demselben Tag auf die Jagd oder den Fischfang geht, Holz fällt, seinen Wigwam ausbessert und Geschosse, Netze und Kleider verfertigt; es ist aber auch Teilung der Arbeit,

1) Das nationale System der politischen Oekonomie, S. 222 ff.

wenn, wie Adam Smith beispielsweise anführt, zehn verschiedene Personen in die verschiedenen, bei der Fabrikation einer Nadel vorkommenden Geschäfte sich teilen. Jene ist eine objektive, diese eine subjektive Teilung der Arbeit; jene ist der Produktion hinderlich, diese ist ihr förderlich. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden liegt darin, daß dort eine Person ihre Arbeit teilt, um verschiedenartige Gegenstände zu produzieren, während hier mehrere Personen in die Produktion eines einzigen Gegenstandes sich teilen."

„Beide Operationen", heißt es weiter, „können hinwiederum mit gleichem Recht eine Vereinigung der Arbeit genannt werden: der Wilde vereinigt verschiedene Arbeiten in seiner Person; bei der Nadel-Fabrikation vereinigen sich verschiedene Personen zu einer gemeinschaftlichen Produktion. Das Wesen des Natur-Gesetzes, aus welchem die Schule so wichtige Erscheinungen in der Gesellschafts-Oekonomie erklärt, ist offenbar nicht bloß eine Teilung der Arbeit, sondern eine Teilung verschiedener Geschäfts-Operationen unter mehreren Individuen, zugleich aber auch eine Konföderation oder Vereinigung verschiedenartiger Thätigkeiten, Einsichten und Kräfte zum Behuf einer gemeinschaftlichen Produktion. Der Grund der Produktivität dieser Operationen liegt nicht bloß in der Teilung, er liegt wesentlich in dieser Vereinigung".

Das letztere führt List dann weiter aus und sucht darauf die Forderung zu begründen, daß eine Harmonie der produktiven Kräfte in der Nation hergestellt werde. Die höchste Teilung der Geschäfte und die höchste Konföderation der produktiven Kräfte bei der materiellen Produktion sei die Agrikultur und Manufaktur.

Eine Nation, die bloß Agrikultur treibe, sei ein Individuum, dem in seiner materiellen Produktion ein Arm fehle u. s. w.

Schält man diese Auseinandersetzungen aus der geistvollen Rhetorik des großen Agitators heraus, so wird man finden, daß er, wie so oft, gegen Adam Smith ungerecht geworden ist. Dieser hatte keineswegs — und List ist freimütig genug, dies einzugestehen — übersehen, daß die Arbeitsteilung ein Zusammenwirken der Kräfte (cooperation) bedingt; er setzt am Schlusse des berühmten Kapitels über die Arbeitsteilung[1]) ausdrücklich auseinander, daß mittels dieser joint labour der niederste Arbeiter in einem zivilisirten Lande eine vielseitigere Bedürfnisbefriedigung erziele, als ein Negerkönig in Afrika. Aber er war scharfsinnig genug, diese im Wesen der Arbeitsteilung eingeschlossene, mit ihr identische Thatsache nicht als eine besondere ökonomische Erscheinung zu betrachten. Was sollte es für einen Nutzen haben, dieselbe Sache, je nachdem man sie von der einen oder der anderen Seite betrachtet, bald Arbeitsteilung, bald Arbeitsvereinigung zu nennen? Das hätte in einer jungen Wissenschaft nur Verwirrung stiften können.

Freilich das Verfahren des Indianers, der nach einander jagt, fischt, Holz fällt u. s. w., würde A. Smith nie als einen besonderen Fall der Arbeitsteilung anerkannt haben. Er würde dies im Gegenteil als ungeteilte Arbeit bezeichnet haben[2]), als einen Zustand, wie er dem der Arbeitsteilung überall in der Gesellschaft vorausging. Tei-

1) Buch I, Kap. 1 g. Ende.

2) Ueber seinen Begriff der Arbeitsteilung vergl. den folgenden Vortrag.

lung der Arbeit ist für ihn etwas anderes, als Teilung der Zeit.

Auf das Zeitmoment in der Verwendung der Arbeit kommt Fr. List noch an einer anderen Stelle ausführlicher zu sprechen[1]). Er setzt dort auseinander, daß die einzelnen Gewerbezweige in einem Lande nur nach und nach in den Besitz verbesserter Verfahrungsweisen, Maschinen, Gebäude, Produktions-Vorteile, Erfahrungen und Geschicklichkeiten und aller derjenigen Kenntnisse und Konnexionen kommen, die ihnen den vorteilhaften Bezug ihrer Rohstoffe und den vorteilhaften Absatz ihrer Produkte sichern. Es sei leichter, ein bereits begonnenes Geschäft zu vervollkommnen und auszudehnen, als ein neues zu gründen, leichter, in einem bereits seit langer Zeit in einem Lande eingebürgerten Geschäftszweige Vorzügliches zu mäßigen Preisen zu leisten, als in einem erst neu begründeten. „Wie bei allen menschlichen Stiftungen, so liegt auch in der Industrie den bedeutenden Leistungen ein Naturgesetz zu Grunde, das vieles gemein hat mit dem Naturgesetz der Teilung der Geschäftsoperationen und der Konförderation der produktiven Kräfte — dessen Wesen nämlich darin besteht, daß mehrere auf einander folgende Generationen ihre Kräfte zu einem und demselben Zweck gleichsam vereinigen und die dazu erforderlichen Anstrengungen gleichsam unter sich verteilen." List nennt dies das Prinzip der Stetigkeit und Werkfortsetzung und sucht seine Wirksamkeit in der Geschichte an einer Reihe von Beispielen zu erweisen (größere Kraft eines Erbreichs im Vergleich zu einer Wahlmonarchie, Vererbung menschlicher Kenntnisse durch die Buchstaben-

1) S. 409 ff. der Orig.-Ausg. des „Nat. Systems".

schrift, Einfluß der Kasten-Einteilung auf die Erhaltung und Vermehrung gewerblicher Geschicklichkeit, Erbauung mittelalterlicher Dome durch mehrere Generationen). Auch das Staatsschuldenwesen, bei dem die „gegenwärtige Generation einen Wechsel auf die künftige Generation zieht", wird als ein besonders schöner Fall der Anwendung des Prinzips der Werkfortsetzung in Anspruch genommen.

Man sieht leicht, daß es sich für List hier nur um eine rhetorisch aufgeputzte Analogie der Arbeitsvereinigung handelt. Das hat die Späteren aber nicht gehindert, aus der „Werkfortsetzung" eine besondere Art der Arbeitsvereinigung zu machen, obwohl einiges Nachdenken sie hätte belehren können, daß sie gar keine der Wirtschaft eigentümliche Erscheinung ist. Die Werkfortsetzung ist das allgemeine historische Prinzip der sozialen Entwicklung, durch welches sich die Menschheit von der Tierwelt unterscheidet. Mit jedem Tiere beginnt ein neues gleichartiges Dasein, und dieses verläuft, soweit wir wissen, heute wie vor Jahrtausenden, spurlos, geschichtslos. Aber jede Menschengeneration übernimmt die Kulturerrungenschaften aller vorausgegangenen Generationen, um sie vermehrt der Nachwelt zu hinterlassen. Dies gilt nicht bloß von der materiellen Güterproduktion, sondern auch von Kunst, Wissenschaft, Religion, Recht, Sitte. Bildet so die Werkfortsetzung eine der Grundbedingungen und elementaren Voraussetzungen des menschlichen Daseins, so liegt kein Grund vor, sie in der Lehre von der volkswirtschaftlichen Arbeitsverwendung speziell zu behandeln, zumal sie dafür keine neuen fruchtbaren Gesichtspunkte bietet.

Aber etliche Lehrbücher kennen noch einen dritten Fall der Arbeitsvereinigung, der dann eintreten soll, „wenn Mehrere zu gleicher Zeit das Gleiche thun, durch die Ver-

einigung aber eine größere Wirkung hervorbringen, als sie vereinzelt vermöchten.“ K. H. Rau, der dieses Falles beiläufig gedenkt[1]), erinnert an temporäre Gesellschaften von Holzhauern in den Waldungen, Holzflößern und Schnittern. In der That wird hier ein Vorgang aufgegriffen, der nicht Arbeitsteilung ist, bei dem aber doch durch das gleichzeitige Zusammenwirken Mehrerer eine erhöhte Produktivität der Arbeit des Einzelnen erzielt wird. Es kann also dieser Fall, ähnlich wie der von List erwähnte des vielseitig thätigen Indianers, nicht ohne weiteres als durch den Begriff der Arbeitsteilung bereits gedeckt und für besondere wissenschaftliche Behandlung ungeeignet beiseite gelegt werden.

Zweifellos liegt ja der Bildung des Begriffs der Arbeitsvereinigung und seiner langen Festhaltung in der wissenschaftlichen Litteratur die dunkle Empfindung zu Grunde, daß es ein wirtschaftliches Prinzip geben müsse, das dem der Arbeitsteilung entgegengesetzt sei. Die Kooperation kann das nicht sein; denn sie ist identisch mit gewissen Formen der Arbeitsteilung[2]), ihre „andere Seite“. Welches ist aber dieses Prinzip?

1) Grundsätze der Volkswirtschaftslehre I, § 116 (a). Rau beruft sich auf Gioja, der in s. Nuovo prospetto delle scienze economiche I, 87 ff. der Sache gedacht hatte. Uebrigens war auch Hermann, Staatsw. Untersuchungen, neue Aufl. S. 217, darauf aufmerksam geworden, der sie als „die einfachste Arbeitsverbindung“ bezeichnet. Aehnlich die Franzosen, welche coopération simple und c. complexe unterscheiden und die letztere mit der division du travail identifizieren. Vgl. Cauwès, Cours d'Écon. I. § 225.

2) z. B. der Arbeitszerlegung und Produktionsteilung, keineswegs auch der Berufsteilung. Wenn an Stelle eines Arztes, der alle Krankheiten kuriert, verschiedene Spezialisten treten, so findet doch unter

Alle Arbeitsteilung ist Anpassung der Arbeit an die beschränkte Menschenkraft. Sie tritt ein, wenn ein qualitatives Mißverhältnis obwaltet zwischen der zu leistenden Arbeit und der Arbeitsfähigkeit des Einzelnen[1]).

Nun kann aber auch ein quantitatives Mißverhältnis zwischen beiden Faktoren vorhanden sein. Und zwar in doppelter Weise: 1) die zu leistende Arbeit kann an Menge geringer sein als die verfügbare Menschenkraft; sie kann aber auch 2) größer sein, als daß sie von der Kraft eines Einzelnen bewältigt werden könnte.

Im ersten Falle würde die Menschenkraft nicht voll ausgenutzt werden, wenn der Arbeiter sich auf diese eine Arbeit beschränken wollte. Seine Arbeitsfähigkeit würde teilweise brach liegen; es würde eine unwirtschaftliche Kraftverschwendung eintreten. Die betreffende Arbeit würde auch nicht die Grundlage eines Lebensberufes bilden können, der seinen Mann ernährt. Der Arbeiter wird, schon im privatwirtschaftlichen Interesse, sich hier dadurch helfen müssen, daß er eine zweite Thätigkeit zur Ausfüllung seiner freien Zeit mit der ersten verbindet oder vereinigt, und wir können das füglich Arbeitsvereinigung (Kombination) nennen.

Im zweiten Falle kann der Einzelne die zu leistende Arbeit für sich allein überhaupt nicht bewältigen, oder es würde dies doch nur mit unverhältnismäßiger Zeit- und Kraftaufwendung geschehen können. Ein einzelner Arbeiter würde z. B. einen dicken Baumstamm zur Not mit der

ihnen weder durch den Verkehr noch in irgend einer andern Weise eine „Vereinigung der Arbeit“ statt, ähnlich derjenigen der verschiedenen Teilarbeiter einer Fabrik.

1) Man vergleiche den folgenden Vortrag.

Handsäge in Bretter zerschneiden können. Aber mit welcher Mühsal und Zeitverschwendung! Nimmt man zwei Arbeiter und eine größere Spaltsäge, so geht das Werk nicht nur absolut, sondern auch relativ besser von statten. Es kommt dann das bekannte Bild der Sägegrube zustande, das man noch immer auf dörflichen Zimmerplätzen zuweilen sehen kann. Die Vereinigung der Arbeiter gestaltet die Arbeit jedes Einzelnen produktiver. Wir werden aber diesen Vorgang, wenn wir nicht den schlimmsten Verwechslungen Raum geben wollen, nicht mehr Arbeitsvereinigung[1]) nennen dürfen, sondern höchstens Arbeitervereinigung. Richtiger erscheint es — namentlich auch im Hinblick auf die später noch zu erwähnenden Abarten dieses Vorgangs — dafür den Ausdruck Arbeitsgemeinschaft zu gebrauchen. Tritt doch bei diesem Worte auch das persönliche Element, auf das es hier ankommt, sprachlich anschaulicher hervor.

Arbeitsvereinigung wäre sonach die Vereinigung verschiedenartiger Arbeiten in einer Hand, Arbeitsgemeinschaft die gleichzeitige Beschäftigung mehrerer Arbeiter zur Bewältigung einer Arbeitsaufgabe. Bei der Arbeitsvereinigung stellt derselbe Produzent verschiedene Produkte her oder verbindet Produktion mit Handel oder persönlicher Dienstleistung; bei der Arbeitsgemeinschaft stellen verschiedene Arbeiter gemeinsam das gleiche Produkt her. Dort liegt der Vereinigungspunkt in dem Arbeitssubjekt; hier ist die Gemeinschaft durch das Objekt der Arbeit gegeben.

Beide sind durchaus selbständige, von der Arbeitsteilung unabhängige Vorgänge. Allerdings spielen sie ihre

1) Man müßte denn zum Unterschiede von dem ersten Falle „subjektive“ (persönliche) Arbeitsvereinigung sagen, und der Fall 1 wäre als „objektive“ (sachliche) Arbeitsvereinigung zu bezeichnen.

Hauptrolle auf primitiven Stufen der Entwicklung und in den niederen Regionen der ausgebildeten Volkswirtschaft. Man könnte geradezu zwei große Entwicklungsstufen im Wirtschaftsleben der Völker unterscheiden: eine niedere, in welcher das Prinzip der Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft vorzugsweise zur Geltung kommt und eine höhere, in welcher das Prinzip der Arbeitsteilung vorherrscht. Und ebenso ließen sich in der heutigen Volkswirtschaft zwei soziale Lebensgebiete aussondern: eines mit ausgeprägter Arbeitsteilung und ein anderes mit Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft.

Bei einer gesonderten Betrachtung jeder dieser beiden Erscheinungen beginnen wir am besten mit der Arbeitsvereinigung. Sie tritt uns früh in der Entwicklungsgeschichte der Völker entgegen. Eigentlich findet sie sich schon allgemein, nachdem eben die Stufe der individuellen Nahrungssuche überwunden ist und wirtschaftliche Rücksichten, seien sie auch von rohester Art, im Handeln der Menschen erkennbar werden. Denn überall bemerken wir da die Aussonderung zweier von einander scharf getrennter Produktionsgebiete, von denen jedes wieder mannigfach zusammengesetzt ist. Das eine umfaßt die Männerarbeit, das andere die Frauenarbeit[1]). Dieselbe Ordnung findet sich mit unbedeutenden Abweichungen im Einzelnen in den Grundzügen bei allen vorgeschritteneren Naturvölkern, und es wird sich ihr eine gewisse instinktive Planmäßigkeit nicht absprechen lassen. Von einer Arbeitsteilung, die zwischen Mann und Frau stattgefunden habe, wird wohl im Ernst nicht die Rede sein können; denn nach allem, was wir wissen,

1) Näheres oben S. 36 ff. 65.

ist keine der Arbeiten, die einem von beiden Geschlechtern zugewiesen sind, je von dem andern Geschlecht ausgeübt worden.

Es wird angenommen werden müssen, daß sich dieser Zustand ganz naturgemäß entwickelt hat. Falsch ist es jedenfalls, wenn gesagt wird, der stärkere Mann habe dem Weibe die Arbeiten, welche ihm oblagen, „aufgebürdet". Vielmehr hat jedes Geschlecht sein Produktionsgebiet und sein Arbeitspensum im Laufe der Zeit aus eigenem Antrieb, man könnte vielleicht sagen, unter dem Drange einer in den Verhältnissen gegebenen Nötigung, sich selbst geschaffen, die Techniken dafür ausgebildet, die Erfahrungen gesammelt und auf die Nachkommen gleichen Geschlechts fortgepflanzt. So sind diese zwei Arbeitskombinationen durch fortgesetzte erbliche Uebertragung innerhalb des gleichen Geschlechtes fast zu Geschlechtsmerkmalen oder Geschlechtsfunktionen geworden. Die Erbarbeit der Frau, die der Mann nicht verstand, bildete eine Art natürlicher Ausstattung, die sie dem Manne geschätzt machte, ihr einen Preis gab, und wenn es auch richtig ist, daß daraus die Auffassung der Frau als Eigentum des Mannes erwuchs, so ist es nicht minder richtig, daß die wichtige Rolle, welche die Frau in der Produktion spielte, nicht am wenigsten dazu beigetragen hat, das rohe Paarungsverhältnis der Urzeit allmählich zu einer Lebensgemeinschaft emporsteigen zu lassen, in der die Frau sich schließlich bis zur Gleichberechtigung mit dem Manne erhob.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Vereinigung verschiedenartiger Arbeiten in den Händen jedes Geschlechts ist wesentlich eine erziehende und disziplinierende. Sie erzwang sozusagen von selbst, wenigstens auf Seiten der Frau, eine Beachtung des Zeitmoments bei Saat und Ernte und schließlich auch eine, wenn auch noch so rohe, Zeiteinteilung

für den einzelnen Tag. Insbesondere fällt hierbei ins Gewicht, daß die Arbeit der Mehlbereitung mittels des primitiven Reibsteins, welche bei den meisten Naturvölkern bis auf den heutigen Tag geübt wird, außerordentlich zeitraubend ist, sodaß die Ernährung von 3—4 Personen bereits die Arbeit einer Frau erfordert[1]). Dies ist eine der wichtigsten Ursachen, welche die Vielweiberei bei diesen Völkern aufrecht erhält und für die Frau erträglich macht. Denn eine neue Gattin, die der Mann nimmt, erscheint hier immer den bereits vorhandenen Frauen als eine Gehilfin, die ihr Los erleichtert, und es ist darnach begreiflich, daß der Besitz zahlreicher Weiber als ein Zeichen der Wohlhabenheit gelten muß. Man darf es geradezu aussprechen, daß die Oekonomie der Zeitverwendung, mit der die geordnete Wirtschaft erst ihren Anfang nimmt, in der Arbeitsvereinigung des Weibes ihren Ausgangspunkt gehabt hat.

Auch als im Laufe der späteren Entwicklung starke Verschiebungen in der Abgrenzung der Arbeitsgebiete beider Geschlechter eintraten, welche die Frau immer mehr nach der Seite der Gebrauchsregelung in der Haushaltung zurückdrängten, während der Mann fast die gesamte Produktion in seine Hände nahm, hat das Prinzip der Arbeitsteilung fast nur auf dem Gebiete der männlichen Erwerbsthätigkeit Platz gegriffen, während der Frau in der Haushaltung die verschiedenartigsten Zubereitungs-, Ordnungs-, Reinigungs-, Ausbesserungsarbeiten blieben. Der Ablauf der letzteren bestimmt noch jetzt im Wesentlichen die Zeiteinteilung des täglichen Lebens.

Freilich ist darum die Arbeitsvereinigung aus der

1) Vgl. Dr. W. Junker's Reisen in Afrika II, S. 216 f. und m. „Arbeit u. Rhythmus" S. 18. 60 f.

Erwerbswirtschaft nicht völlig verschwunden. In der Landwirtschaft umfaßt der Ackerbau noch immer sehr verschiedenartige Kulturen; überall in den zivilisierten Ländern ist er mit der Viehzucht innig verwachsen; oft werden noch Nebengewerbe in den Betrieb aufgenommen, und es ist eine der wichtigsten Aufgaben des Betriebsleiters, die Wirtschaft so einzurichten, daß Arbeits- und Gespannkräfte möglichst vielseitig und regelmäßig ausgenutzt werden können. Der Arbeitszerlegung und Spezialisation ist bei dem Wechsel der Arbeitsaufgaben nach den Jahreszeiten selbst in Großbetrieben nur ein geringer Spielraum geboten: immer müssen verschiedenartige Beschäftigungen in einer Hand vereinigt werden, und für den weiblichen Teil der Arbeiterschaft läßt sich eine scharfe Trennung von Betriebspersonal und Dienstboten nicht durchführen.

Ähnliche Rücksichten machen sich in der Forstwirtschaft geltend, wo einsichtige Praktiker das noch vielfach übliche System der spezialisierten Saisonarbeit verurteilen[1]) und die Haltung eines ständigen, das ganze Jahr hindurch zu beschäftigenden Arbeiterstammes verlangen, der in verschiedenartigen Arbeiten geübt ist — eine Forderung, der nur auf dem Boden der Arbeitsvereinigung genügt werden kann.

Im Gewerbe ist das Handwerk von jeher auf die Arbeitsvereinigung begründet gewesen: nicht die höchste Produktivität ist bei der gegenseitigen Abgrenzung der Produktionsgebiete maßgebend gewesen, sondern die Rücksicht auf die „Nahrung", welche jeder Meister auf seinem Berufe finden sollte. Die zahllosen Grenzstreitigkeiten zwischen verschiedenen Zünften, welche die letzten Jahrhun-

1) Fr. Jentsch, Die Arbeiterverhältnisse in der Forstwirtschaft des Staates, Berlin 1882.

derte der Gewerbegeschichte erfüllen, zwangen fortgesetzt zu Erwägungen über die Zweckmäßigkeit dieser oder jener Kombination. Im Zeitalter der Gewerbefreiheit hat in den großen Städten auch das Handwerk in der Richtung der Spezialisation sich weiter entwickelt; in den kleineren Städten wird an den alten Kombinationen festgehalten, und auf dem Lande entstehen noch jedes Jahr neue. Hier ist der Maurer oft auch Pflasterer, Maler und Tapezier, während er im Winter den Lohnschlächter spielt, der Schmied zugleich Schlosser und Maschinenmeister bei der Dreschmaschine; das Tapezieren wird bald vom Sattler, bald vom Maler, bald vom Buchbinder mit besorgt. In den Städten gehen wenigstens neu entstandene Thätigkeiten die verschiedensten Verbindungen ein. Die Gas- und Wasserinstallation wird bald vom Schlosser, bald vom Klempner übernommen, und elektrische Hausleitungen werden von den verschiedensten Handwerkern ausgeführt. Ueberall verbindet der Handwerker mit seiner Werkstätte gern einen Kleinhandel, hauptsächlich mit Waren seines Produktionsgebiets, die nicht mehr handwerksmäßig hergestellt werden, oft aber auch mit mancherlei anderen Artikeln. Schon Justus Möser hat bemerkt, ein wie gesunder volkswirtschaftlicher Gedanke in dieser Vereinigung verwirklicht ist; er hätte am liebsten die ganze „Krämerei" den Handwerkern und ihren Frauen übertragen gesehen[1]). Fügen wir hinzu die mancherlei Verbindungen, welche das Handwerk mit persönlichen Diensten (namentlich niederen Gemeindeämtern) und auf dem Lande durchweg mit der Landwirtschaft eingeht, so überzeugen wir uns leicht, daß hier die Arbeitsvereinigung noch ein sehr ausgedehntes Feld behauptet[2]). „Modern denkende" Köpfe mögen die

1) Patriotische Phantasien, Bd. II, No. XXXVII.

2) Reiches Material für die Berufskombinationen und Nebenbe-

große Zahl solcher „rückständigen Betriebe“ beklagen; Pessimisten mögen darin ein Zeichen erblicken für den „Notstand im Handwerk“; Produktionsfanatiker mögen bedauern, daß so nicht in jedem Gewerbezweige das höchst mögliche Maß von Produktivität erreicht werde; eine unbefangene, von konkreten Anschauungen ausgehende Würdigung wird finden, daß in der Arbeitsvereinigung der selbständige kleine Mittelstand seinen festesten Halt hat und daß in den meisten Fällen auch die Wirtschaftlichkeit dabei nicht zu kurz kommt. Denn in der Regel handelt es sich doch darum, vom Hauptberuf nicht in Anspruch genommene Zeit nützlich zu verwenden und Arbeitskräfte mit heranzuziehen, die sonst brach liegen würden.

Relativ noch häufiger findet sich die Arbeitsvereinigung in der Hausindustrie, wo weibliche Arbeiter in der Regel die Haushaltungsarbeiten mit besorgen, männliche oft die Landwirtschaft oder einen sonstigen Beruf als Hauptbeschäftigung treiben. Ja die Entstehung vieler Verlagsgewerbe geht geradezu auf die Erwägung zurück, daß diese von nicht voll beschäftigten Personen zweckmäßig mit ihrer seitherigen Hantierung verbunden werden könnten.

Der Handel ist ursprünglich immer Arbeitsvereinigung, indem er auf den älteren Stufen seiner Entwicklung regelmäßig den Transport mitumfaßt (Karawanenhandel); in der modernen Volkswirtschaft hat im Großhandel und auch in dem Kleinhandel der Großstädte eine weitgehende Arbeitsteilung Platz gegriffen. Aber daneben finden sich zahlreiche Geschäfte (Kurzwaren-, Haushaltungs-

schäftigungen der Handwerker bieten die von mir herausgegebenen „Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland“, Schr. d. Ver. f. Sozialpolitik, Bd. LXII—LXX, besonders in den Gewerbebeschreibungen kleiner Städte und Landgemeinden.

Magazine u. dgl.), welche die mannigfachsten Artikel mit einander kombinieren. In den Großmagazinen und Versandtgeschäften, den Fünfzig-Pfennig-Bazaren und Abzahlungsgeschäften hat diese Richtung ihren Höhepunkt erreicht. Freilich entfallen diese Riesenbetriebe für unsere Betrachtung, da in ihnen die Arbeit streng nach dem Prinzip der Arbeitsteilung gegliedert zu sein pflegt. Dagegen gehören die zahlreichen, meist als Alleinbetrieb von einer einzelnen Person geführten Kleinhandelsgeschäfte in den Vororten, in den Kleinstädten und auf dem Lande wohl in unsere Betrachtung, weil hier der Besitzer alles mögliche ergreift, was Geld einbringt. Man müßte geradezu eine Physiognomik der Verkaufsmagazine schreiben, um darzulegen, was sich hier alles beisammenfindet. Es giebt gewisse Waren, die als Füllstücke besonders beliebt sind, z. B. Stöcke, Zigarrenspitzen, Kämme, Bürsten, Strohhüte, und es wird manchmal nicht leicht werden, herauszufinden, wie sie zu ihrer jeweiligen Nachbarschaft gelangt sind. Viele dieser Händler treiben nebenbei Vermittlergeschäfte, Versicherungs- und Zeitungsagenturen, den Verkauf von Lotterielosen und Theaterbilleten, nehmen Annoncen und Sparkasseneinlagen an u. dgl.

In dem großen Getriebe der Verkehrswirtschaft giebt es mancherlei an sich spezialisierte Thätigkeiten, die wirtschaftlicher Weise kaum für sich ausgeübt werden können und darum immer mit einer anderen Erwerbsthätigkeit vereint ausgeübt werden. Welche Dorfgemeinde könnte sich einen besonderen Kantor, Gemeindeschreiber oder Küster halten, welcher Vorschußverein auf dem Lande vermöchte einen Kassier, welche Versicherungsgesellschaft ihr Heer von Unteragenten so zu bezahlen, daß sie davon leben könnten? Ohne die Möglichkeit der Arbeitsvereinigung müßten diese

und viele andere wirtschaftliche Funktionen einfach unerfüllt bleiben.

Welche Momente für die Kombination im einzelnen Falle maßgebend sind, könnte nur eine eingehende Untersuchung auf statistisch-deskriptiver Grundlage lehren. Bestimmend wirkt wohl in der Mehrzahl der Fälle für den, welcher sich verschiedenartigen Arbeitsaufgaben widmet, die volle Ausnutzung der Zeit und die Gewinnung des ganzen Lebensunterhaltes. Für die Art der Kombination aber kommen noch manche andere Rücksichten in Frage. Bald soll eine bereits vorhandene Kundschaft, bald eine besondere Anlage oder Kunstfertigkeit des Arbeiters für einen weiteren Zweck nutzbar gemacht werden. Das ökonomische Prinzip wird immer irgendwie dabei mitspielen.

Der thatsächliche Umfang der Arbeitsvereinigung in der Volkswirtschaft ist nicht leicht zu messen. Die Statistik hat dafür die etwas spröde Kategorie des Nebenberufes geschaffen; aber es ist leicht einzusehen, daß dieser die Gesamtzahl der hier in Betracht kommenden Fälle nicht erschöpft, sondern höchstens diejenigen, bei welchen die Nebenarbeit irgendwie beruflich qualifiziert ist. Man könnte hier von Berufsvereinigung sprechen [1]). Immerhin dürfte einigermaßen eine Vorstellung von der gewaltigen volkswirtschaftlichen Bedeutung der Arbeitsvereinigung gewonnen werden, wenn aus den Ergebnissen der letzten deutschen Berufs- und Gewerbezählung hier mitgeteilt wird, daß am 14. Juni 1895 im Deutschen Reiche fast 5 Millionen Personen gezählt wurden, welche irgend einen Nebenberuf

1) Ueber das Vorkommen von kombinierten Berufen im städtischen Leben des Mittelalters habe ich einiges zusammengestellt in meiner „Bevölkerung von Frankfurt a. M. im XIV. u. XV. Jh." I, S. 232 ff. 417 ff.

Gliederung der erwerbsthätigen Bevölkerung des Deutschen Reichs

nach Haupt- und Nebenberuf am 14. Juni 1895[1]).

Berufsabteilungen	Erwerbsthätige Personen, die den Beruf als Hauptberuf ausübten	Von den Erwerbsthätigen hatten noch einen Nebenberuf	Von den Erwerbsthätigen hatten keinen Nebenberuf	Als Nebenberuf übten den vorn genannten Beruf aus	Gesamtzahl der in den einz. Berufsabteilungen thätigen Pers.
	1	2	3	4	5
A. Land- und Forstwirtschaft, Tierzucht, Fischerei 2c. . . .	8 292 692	1 049 542	7 243 150	3 648 237	11 940 929
B. Bergbau und Industrie . . .	8 281 220	1 491 865	6 789 355	619 386	8 900 606
C. Handel und Verkehr	2 338 511	384 105	1 954 406	569 877	2 908 388
D. Häusl. Dienste, Lohnarbeit wechselnder Art	432 491	31 333	401 158	16 765	449 256
E. Oeff. Dienst, freie Berufsarten	1 425 961	115 266	1 310 695	95 436	1 521 397
Zusammen	**20 770 875**	**3 072 111**	**17 698 764**	**4 949 701**	**25 720 576**
Darunter männliche Pers.	15 506 482	2 816 655	12 689 827	3 203 375	18 709 857
„ weibliche Pers.	5 264 393	255 456	5 008 937	1 746 326	7 010 719

1) Vgl. Statistik des Deutschen Reichs, Neue Folge, Band 102, S. 2 f.

trieben und daß die Landwirtschaft allein von 3 648 237 Personen als Nebenberuf ausgeübt wurde. Von 3 999 023 Personen, welche in irgend einem Zweige der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels als Betriebs-Inhaber oder -Leiter thätig waren, hatten 1 475 023 (36,9%) einen Nebenberuf und von 2 928 530 Personen wurden die betreffenden Erwerbszweige als Nebenberuf ausgeübt.

Eine Uebersicht über das durch jene Zählung behandelte Gesamtgebiet der Berufsthätigkeit giebt die vorstehende Tabelle, in welcher selbständig und abhängig Erwerbsthätige zusammengefaßt sind. Aus ihr ergiebt sich, daß von je 100 Personen, welche in den betr. Berufsabteilungen einen Hauptberuf ausübten, sei es als Inhaber eines Betriebs, sei es in irgend einem Arbeitsverhältnis, noch eine zweite oder dritte Erwerbsthätigkeit (Nebenberuf) damit verbanden:

A. in der Land- u. Forstwirtschaft, Tierzucht, Fischerei 12.6,
B. „ Bergbau und Industrie 18.0,
C. „ Handel und Verkehr 16.1,
D. „ häusl. Dienst und wechselnder Lohnarbeit 7.2,
E. „ öffentl. Dienst, freien Berufsarten 8.1.

Von der Gesamtzahl der in den einzelnen Berufsabteilungen irgendwie (im Haupt- oder Nebenberuf) Erwerbsthätigen übten einen der den bezeichneten Berufsabteilungen angehörigen Berufe als Nebenberuf unter je 100:

A. in der Land- u. Forstwirtschaft, Tierzucht, Fischerei 30.6,
B. „ Bergbau und Industrie 6.7,
C. „ Handel und Verkehr 19.6,
D. „ häusl. Dienst und wechselnder Lohnarbeit 3.7,
E. „ öffentl. Dienst, freien Berufsarten 6.2.

Schon aus der (leider für diesen Zweck zu wenig spezialisierten) Berufsstatistik ist zu ersehen, daß manche Berufe vorzugsweise in Arbeitsvereinigung mit anderen Erwerbs-

thätigkeiten ausgeübt werden[1]), z. B. die Tierzucht (83.4 % der Selbständigen), die Binnenfischerei (69.3 %), die Torfgräberei und Torfbereitung (93.9 %), das Gewerbe der Steinmetzen und Steinhauer (57.2 %), der Betrieb von Marmor-, Stein- und Schieferbrüchen und die Verfertigung von groben Waren aus diesen Materialien (78.6 %), die Verfertigung feiner Steinwaren (50.2 %), die Ziegelei- und Thonröhrenfabrikation (86.9 %), die Töpferei 57.5 %), die Verfertigung von Thon- und Glasspielwaren (56.0 %), die Nagelschmiederei (67.0 %), das Grobschmiedgewerbe (76.8 %), das Wagnergewerbe (74.8 %), die Abdeckerei (85.9 %), die Köhlerei (81.2 %), die Getreidemüllerei (91.6 %), die Bäckerei (61.6 %), die Fleischerei (58.1 %), Drechslerei (52.7 %), das Versicherungsgewerbe (68.7 %), Annoncen- und Stellenvermittlung u. ä. (54.4 %), Personenfuhrwerk und Posthalterei (53.2 %), Frachtfuhrwerk (75.7 %), Beherbergung und Erquickung (64.1 %).

Natürlich geben diese Zahlen nicht entfernt ein Bild der Leistungen von kombinierter und arbeitsteiliger Erwerbsthätigkeit in den angeführten Berufsarten. Es liegt ja auf der Hand, daß bei einer Produktionsstatistik ein Landschuhmacher, der ein Viertel seiner Zeit auf den Feldbau verwendet, nicht mit den übrigen drei Vierteln seiner Zeit in Rechnung gestellt werden könnte. Aber darauf kommt es auch hier nicht an, sondern auf die Zahl der Menschen, denen eine kombinierte Arbeitsthätigkeit reichlicheren Unter-

1) Die weiterhin in Klammern beigefügten Zahlen sind so berechnet, daß der Gesamtzahl der den betr. Beruf ausübenden Personen die Summe derjenigen gegenübergestellt wurde, welche diesen Beruf entweder als Nebenberuf oder als Hauptberuf mit einem andern Nebenberufe *selbständig* betrieben (Spalte 6 und 8 der Reichsstatistik, Tab. 1).

halt und gewiß auch meist ein gesundheitlich und sittlich befriedigenderes Dasein gewährt, als eine einseitige, dem Prinzip der Arbeitsteilung vollkommen entsprechende Beschäftigung. Und diese ist im Deutschen Reiche unerwartet groß: sie beträgt nicht viel unter einem Drittel aller Erwerbsthätigen.

Das Prinzip der Arbeitsvereinigung ist bei allem Reichtum ihrer Erscheinungsformen ein ziemlich einfaches: überschüssige Kraft soll nutzbringend verwendet werden. Das Prinzip der Arbeitsgemeinschaft läßt sich nicht auf eine so glatte Formel bringen. Im allgemeinen handelt es sich ja darum, die unzulängliche Einzelkraft so weit zu ergänzen, daß die vorliegende Arbeitsaufgabe bewältigt werden kann. Aber die Unzulänglichkeit der Kraft des einzelnen Arbeiters kann wieder verschiedene Ursachen haben. Sie kann begründet sein in einer bestimmten geistigen Veranlagung des Arbeiters, die ihn hindert, allein anhaltend thätig zu sein; sie kann auf ungenügender Körperkraft beruhen, und sie kann endlich in technischen Umständen liegen, die bewirken, daß eine Arbeit nicht ohne eine andere, von ihr verschiedene geleistet werden kann. Je nachdem einer von diesen drei Fällen stattfindet, ergeben sich drei verschiedene Arten der Arbeitsgemeinschaft. Die erste können wir Gesellschaftsarbeit oder gesellige Arbeit nennen, die zweite Arbeitshäufung und die dritte Arbeitsverbindung. Wir wollen sie nach einander betrachten.

1. Gesellschaftsarbeit oder gesellige Arbeit findet dann statt, wenn mehrere Arbeiter zu gemeinsamer Thätigkeit sich zusammenthun, ohne daß der einzelne Arbeiter von andern in dem Fortschreiten seines Werkes irgendwie

abhängig würde. Jeder arbeitet also für sich selbständig in einem ihm beliebenden Tempo. Der einzige Zweck der Vereinigung ist der, Genossen bei der Arbeit zu haben, mit ihnen sprechen, scherzen, singen zu können, nicht mit seinen Gedanken bei einsamem Werke allein zu bleiben.

Der gelehrte Mann, dessen Arbeit am besten in ungestörter Einsamkeit gedeiht, wird, wenn er das hört, vielleicht mitleidig die Achseln zucken und den Gegenstand kaum einer ernsthaften Erörterung wert finden. Wer aber einmal eine Schar Dorfweiber auf dem Brechplatze oder bei der Wäsche am Bache beobachtet, wer einen Trupp Sachsengänger beim Rübengäten oder eine Reihe von Schnittern bei der Arbeit belauscht oder dem Gesange einiger Stubenmaler oder italienischer Weinbergsarbeiterinnen zugehört hat, der wird darüber ein gut Teil anders denken. Je niedriger die Kulturstufe ist, auf welcher der Mensch steht, um so schwerer entschließt er sich zu anhaltender und regelmäßiger Thätigkeit, wenn er dabei auf sich allein gestellt ist.

Der beste Beweis aber für die Bedeutung der geselligen Arbeit liegt darin, daß sie allerwärts auf der Erde eine Art Organisation gefunden hat. Ich erinnere an die öffentlichen Arbeitsplätze und Gesellschaftshäuser der Wilden [1]),

1) K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Brasiliens, S. 374. Erman in d. Ztschr. f. Ethnologie II, S. 318 (über die Koljuschen auf Sitcha). Jacobsen, Reise in der Inselwelt des Banda-Meeres, S. 213. Finsch, Samoafahrten S. 357. Burton's und Speekes Reisen (bearb. von Andree), S. 64. 217. 333. Nachtigal, Sahara und Sudan, II, S. 624. III, S. 146. 244. Graf Schweinitz, Durch Ostafrika im Krieg und Frieden, S. 171. Stanley, Through the dark Continent, II, p. 82. Wie ich Livingstone fand, II, S. 172. Semon, Im austral. Busch und an den Küsten des Korallenmeers, S. 353. Vgl. auch „Arbeit und Rhythmus", S. 38 f. 71 und oben S. 43.

die gemeinsamen Arbeitsräume der russischen Hausindustriellen, die Spinnstuben unserer Bauernmädchen, welche die Bureaukratie des XVIII. Jahrhunderts in so unverständiger Weise bekämpft hat, die aber bis auf den heutigen Tag in den abendlichen Zusammenkünften zu gemeinsamen Arbeiten auf vielen Dörfern fortleben. Ueberall knüpft die Sitte an diese Zusammenkünfte Tänze, Schmausereien oder andere Gebräuche, welche die Arbeit angenehmer machen können. Es genügt, wenige Belege anzuführen, um die weite Verbreitung dieser Einrichtungen zu erweisen.

Auf den Fidschi-Inseln „vereinigen sich zur Tapabereitung stets mehrere Frauen; oft sitzen alle Weiber des Ortes zusammen". Auch beim Fischen mit Netzen „gehen immer mehrere Frauen zusammen auf Fang aus: die Arbeit ist gleichzeitig eine Erholung, und in dem kühlenden Bade geht es oft lustig zu"[1]). Bei vielen Negerstämmen Afrikas sieht man die Frauen an öffentlichen Arbeitsplätzen gemeinsam das Korn stampfen oder mahlen. Ausführlicher berichtet ein Missionar[2]) über die nordamerikanischen Indianer: „Die Bestellung des Landes, das Herbeischaffen des Brennholzes, das Zerstampfen des Korns wird häufig von den Frauen in Gesellschaft anderer verrichtet . . . Auf diese Weise geht die Arbeit leicht und schnell von statten, und wenn sie abgethan ist, oder auch zuweilen in den Zwischenstunden sitzen sie beisammen und thun sich gütlich an den Speisen, welche von der Person oder Familie, für welche sie arbeiten, sind zubereitet worden und welche der Mann aus der Waldung herbeizuschaffen zuvor

1) A. Bäßler, Südsee-Bilder, S. 224—226.

2) Heckewelder a. a. O. S. 249. Aehnliches aus Südamerika bei Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, S. 28.

Sorge getragen hat; denn dies wird als eine Hauptsache angesehen, weil sich gewöhnlich mehr oder weniger Frauenspersonen bei der Arbeit befinden, die vielleicht seit langer Zeit keinen Bissen Fleisch gekostet haben, nämlich Witwen oder Waisen oder sonst Personen in dürftigen Umständen. Selbst das Schwatzen, welches bei der gemeinschaftlichen Arbeit unter den Weibern stattfindet, macht ihnen ein großes Vergnügen, und deswegen suchen sie so lange als möglich bei solcher Arbeit zu bleiben, indem sie bei allen den Einwohnern des Dorfs, die Land zu bestellen haben, die Runde machen."

Die gleiche Verbindung zwischen Arbeit und Vergnügen zeigen die fast überall bei den Naturvölkern vertretenen öffentlichen Gesellschaftshäuser. Regelmäßig sind sie nach Geschlechtern getrennt; am häufigsten finden sie sich für die unverheirateten Männer und Mädchen. Sie dienen nicht bloß als Versammlungsort zum gemeinsamen Arbeiten, sondern oft auch als Schlafstätte, immer aber als Tanz- und Spielplatz; dort wird gesungen und gescherzt und geplaudert, die fruchtlose Anstrengung des Ungeschickten verspottet und das gelungene Werk des Fleißigen und Kunstfertigen bewundert.

Ein blasses Abbild dieser Einrichtung haben bei uns die Spinnstuben der Bauernmädchen fast bis auf die Gegenwart erhalten[1]). Sie hatten in jeder Gegend Deutsch-

1) Dieselben kommen übrigens unter gleichen Verhältnissen überall vor. Henry S. Landor („Auf verbotenen Wegen. Reisen und Abenteuer in Tibet", S. 89 ff.) fand sie selbst in den südlichen Vorbergen des Himalaya bei den Schokas, wo Mädchen und junge Männer abends in besonderen Versammlungshäusern (Rambangs) zusammenkommen, um sich näher kennen zu lernen, ehe sie eine Ehe eingehen. „Jedes Dorf besitzt eine oder mehrere Anstalten dieser Art, die unter-

lands ihre bestimmten ungeschriebenen Regeln und Gesetze. „In Braunschweig begannen die Spinnstuben mit dem Herannahen des Winters, wenn die Arbeiten auf dem Felde beendigt waren, in vielen Dörfern um Martini und dauerten bis Fastnacht, spätestens bis zum Palmsonntag, da um diese Zeit andere Arbeiten gemacht werden mußten. Die abendlichen Versammlungen gingen reihum, waren bald in diesem, bald in jenem Hause der Angehörigen einer bestimmten Spinngesellschaft. Zu einer solchen gehörten vier, höchstens acht Mädchen, die unter sich befreundet oder verwandt waren. Die Mägde bildeten den Grundstock: doch gesellten sich ihnen die Bauerntöchter zu. Die Alten spannen für sich. Anfangs war das weibliche Geschlecht allein, und erst später, etwa um 8 Uhr, erschienen die männlichen Be-

schiedslos von allen wohlhabenden Leuten gefördert und als eine solide Basis für die Schließung von Ehen anerkannt werden. Die Rambanghäuser stehen entweder im Dorfe selbst oder auf halbem Wege zwischen zwei Dörfern, sodaß die jungen Mädchen des einen in freundschaftliche Beziehungen zu den jungen Männern des anderen treten können und umgekehrt. In Begleitung von Schokas besuchte ich viele dieser Häuser. Rings um ein großes Feuer in der Mitte des Raumes saßen die jungen Burschen und Mädchen paarweise bei einander, Wolle spinnend und lustig plaudernd. Alles ging vollkommen anständig zu. In den ersten Morgenstunden schienen sie sentimentaler zu werden und fingen an, ohne Instrumentalbegleitung Lieder zu singen, wobei das Anschwellen und Senken der Stimmen unheimlich und schauerlich klang ... Das Rauchen war allgemein, wobei jedes Paar zusammen eine Pfeife benutzte .... Mit dem Herannahen des Morgens machte sich der Schlaf geltend, und bald zogen sich alle paarweise zurück und legten sich in ihren Kleidern auf einer weichen Unterlage von Stroh und Gras neben den Hütten zum Schlafen nieder. Durch diese Versammlungen kommt jedes Schokamädchen regelmäßig mit jungen Männern zusammen, und während sie den Gedanken hegt, unter ihnen einen passenden Lebensgefährten zu wählen, leistet sie mit ihrem Spinnrade eine beträchtliche Arbeit."

ſucher, die bis dahin ihre Arbeit gethan hatten, und nun, anfangs beſcheiden, dann aber immer dreiſter in die Geſellſchaft eingriffen. Die Grundlage der Spinnſtuben war ein rühmlicher Fleiß der Mädchen“[1]). Gewöhnlich ſtand eine beſtimmte Wochenleiſtung an Garn feſt; wer ſie nicht erzielte, erhielt einen Spottnamen. Bisweilen wurde ein Wettſpinnen veranſtaltet; jedenfalls herrſchte immer ein reger Wetteifer[2]). Ja es wurde über die Einzelnen eine Art Arbeitspolizei ausgeübt. Im Naſſauiſchen wird der Spinnerin, welche einſchläft, mit einem Stückchen Kohle ein Schnurrbart angemalt; läßt ſie den Faden abreißen und einlaufen, ſo darf ihr ein Burſche den Rocken nehmen, und ſie muß ihn mit einem Kuſſe wieder einlöſen[3]).

Die Spinnſtube iſt den techniſchen Umwälzungen der Neuzeit zum Opfer gefallen; aber überall auf dem Lande verſammeln ſich noch an den langen Winterabenden die Mädchen mit ihrer Arbeit in einem befreundeten Hauſe, und ähnlich geſchieht es bei einzelnen auf dem Lande ausgeübten Hausinduſtrien, z. B. in der erzgebirgiſchen

1) R. Andree, Braunſchweiger Volkskunde, S. 168 ff. Vgl. K. Frhr. v. Leoprechting, Aus dem Lechrain S. 201 f. Ztſchr. d. Ver. f. Volkskunde III, S. 291 f. VIII, 366. Ausführliches bei O. Böckel, Volkslieder aus Oberheſſen, S. CXXIII ff.

2) Intereſſante Mitteilungen über Spinn-Wettſpiele in d. Ztſchr. d. Ver. f. Volksk. VIII, S. 215 f. Vgl. „Arbeit und Rhythmus“, S. 91 ff.

3) Bei den Wenden in der Lauſitz wird am letzten Spinnabend vor Weihnachten über die Säumigen und Faulen Gericht gehalten: Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lauſitz II, S. 220. — Aehnliche Beiſpiele einer durch die Genoſſen ausgeübten Arbeitspolizei finden ſich bei andern Arten bäuerlicher Arbeitsgemeinſchaft. So bei der Heu- und Getreideernte, dem Dreſchen, Pflügen, Flachsbrechen. Vgl. Hörmann, Das Tiroler Bauernjahr (Innsbruck 1899), S. 50. 52. 66. 70 f. 75. 129.

Spitzenklöppelei, wo man noch immer ein solches Zusammenkommen der Arbeiterinnen „ze Rocken gehn“ nennt[1]). Vollkommen ausgebildet ist diese Sitte in der russischen Hausindustrie[2]). Hier arbeiten weibliche und männliche Kustari vielfach nicht in ihren Wohnungen, sondern größere Gesellschaften, manchmal alle Hausarbeiter eines Dorfes, die das gleiche Gewerbe haben, versammeln sich in einem besondern Arbeitsraume, der entweder eine große Bauernstube ist, die man gemietet hat, oder eine eigens für diesen Zweck erbaute Werkstätte. Man nennt einen solchen gemeinsamen Arbeitsraum noch immer am häufigsten „Spinnstube“ (Sſwetjolka), oft auch „Fabrik“. Sie findet sich z. B. bei der hausindustriellen Baumwollweberei, der Tuchmacherei, der Seidenspulerei, der Schuh- und Spielwarenmacherei; bei weiblichen Arbeiten wird sie gewöhnlich nur von den Mädchen besucht, während die verheirateten Frauen zu Hause arbeiten.

„Die Baumwollweberei wurde nach den Aussagen der ältesten Leute anfangs fast ausschließlich in den Sſwetjolki betrieben, weil sich hier die technischen Handgriffe beim Gebrauch des Webstuhls unter der beständigen Aufsicht eines des Webens Kundigen schneller und leichter erlernen ließen. Zuerst diente die Wohnstube als Sſwetjolka; später ging man zum Bau einer vom Wohnhause abgesonderten Sſwetjolka über. Die jungen Leute und die strebsamen Weber arbeiten auch heute noch lieber in der Sſwetjolka als zu Hause, erstere, weil es dort geselliger hergeht, letztere, weil es sich hier gleichmäßiger und vorteilhafter ar-

1) „Arbeit und Rhythmus“, S. 99 f.

2) Näheres darüber bei Stellmacher, Ein Beitrag zur Darstellung der Hausindustrie in Rußland, S. 106 f. M. Gorbunoff, Ueber russische Spitzenindustrie (Wien 1886), S. 23 ff.

beiten läßt. Zu Hause wird der Weber oft zu häuslichen Verrichtungen abgerufen; die Wohnstube ist nicht so groß und hell, die Luft in ihr nicht so rein, da sich daselbst nicht selten mit den Menschen auch Kälber und Lämmer aufhalten; in der Sjwetjolka läßt sich auch die Baumwolle besser aufbewahren, die in der Wohnstube leicht feucht und schimmelig wird."

So verträgt sich diese Gesellschaftsarbeit, mag sie auch zunächst immer auf den Geselligkeitstrieb zurückgehen, sehr gut mit dem Prinzip der Wirtschaftlichkeit. Man arbeitet in der Gemeinschaft ausdauernder, als man es allein thun würde und wegen des Wetteifers im Ganzen auch besser. Die Arbeit wird zur Lust, und das Ergebnis ist schließlich eine Steigerung der Produktion.

2. Unter Arbeitshäufung verstehen wir die Aufbietung mehrerer gleichartiger Arbeitskräfte zur Bewältigung einer einheitlichen Arbeitsaufgabe, z. B. zum Aufladen einer schweren Last, zum Schieben eines Balkens, zum Mähen einer Wiese, zum Treiben bei der Jagd. Die zu leistende Arbeit braucht an sich nicht für die Kraft eines Einzigen zu schwer zu sein; es genügt schon, daß sie von ihm nicht in gehöriger Zeit vollendet werden kann, um die Verwendung einer Mehrzahl von Arbeitern vorteilhaft zu machen. Dies fällt besonders bei solchen Arbeiten ins Gewicht, welche an bestimmte Jahreszeiten gebunden oder von der Witterung abhängig sind. Auch soziale Rücksichten können die Beschleunigung gewisser Arbeitsaufgaben gebieten.

Diese Umstände haben schon sehr früh zu einer Art sozialer Organisation der Arbeitshäufung geführt, die auf der in der ganzen Welt anerkannten Pflicht der Nachbarn zu gegenseitiger Hilfeleistung beruht. Wir können sie in Anlehnung an den bei den Südslaven dafür gebrauchten

Ausdruck als Bittarbeit bezeichnen. Die Nachbarn werden, so oft sich ein mit den eigenen Kräften des Hauses nicht zu bewältigendes Arbeitsbedürfnis eingestellt hat, um Hilfe gebeten. Sie leisten diese zur festgesetzten Zeit ohne andern Entgelt als die Bewirtung, welche ihnen der Hausvater in herkömmlichen Formen bietet, lediglich in der Erwartung, bei Bedarf von den eignen Nachbarn in gleicher Weise unterstützt zu werden. Die Arbeit vollzieht sich im frohen Wetteifer unter Scherz und Gesang; am Abend schließt sich oft ein Tanz oder eine ähnliche Lustbarkeit an[1]).

Diese Sitte geht über die ganze Erde. Spuren derselben finden sich selbst bei den Südsee-Insulanern. Auf Neu-Pommern z. B. pflegen sich zur Anfertigung von Fangkörben und größeren Fischnetzen mehrere Familien zu vereinigen. „Bevor der Korb zum ersten Mal ins Wasser gebracht wird, findet ein gemeinsames Essen statt, an dem alle, welche bei der Anfertigung beschäftigt gewesen, teilnehmen“ [2]).

Auf Djailolo (Halamahera) ruft man bei der Urbarmachung eines Stückes Land auf der Gemeindeflur 10—20 Verwandte zusammen, um beim Fällen der Bäume behilflich zu sein, wogegen diese später durch andere Arbeit entschädigt werden. Ebenso beim Padipflanzen und bei der Reisernte[3]). „Wenn jemand ein Haus bauen will, dann bittet er gegen Kost um die Hilfe von einigen seiner Ver-

1) Zahlreiche Beispiele dieser Sitte habe ich in „Arbeit und Rhythmus“ Kap. V zusammengestellt.

2) Parkinson, Im Bismarck-Archipel, S. 115.

3) Riedel in der Ztschr. f. Ethnol. XVII (1885) S. 70 f. Aehnliches auf Neu-Guinea: Finsch, Samoafahrten, S. 56 ff., bei den Bagobos in Süd-Mindanao: Schadenberg in d. Ztschr. f. Ethnol. XVII, S. 19 ff.

wandten, um bei Ebbe die Baumaterialien zu hauen .... Beim Decken desselben mit Sagoblättern werden mehr Gehilfen eingeladen, welche dann ein Fest feiern, bei dem gewöhnlich die Häuptlinge gegenwärtig sind“ [1]).

Bei den Madi oder Moru in Zentral-Afrika „bebaut jeder sein eigenes Land, und wenn es von beträchtlicher Ausdehnung ist und mehr Hände verlangt, als seine Familie geben kann, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zu Hilfe. Bei solchen Gelegenheiten wird Bezahlung weder gegeben noch erwartet, sondern alle sind bereit, derartige Hilfe zu geben und zu empfangen“ [2]). Diese Sitte scheint allgemein in Afrika verbreitet zu sein; in der Regel hat der Besitzer des Landes die ganze Arbeitsgesellschaft reichlich zu bewirten[3]). „Bei den Galla versammeln sich die Bewohner eines Dorfes auf dem Druschplatze, um gemeinsam unter Absingung melodischer, zum Druschtakte passender Lieder die Durrarispen auszudreschen und das Getreide zu reutern“ [4]). Sehr häufig ist auch die Bittarbeit beim Hausbau[5]). Wenn bei den Hova auf Madagaskar die Grabkammer eines angesehenen Mannes gebaut wird, so beteiligen sich beim Transporte der schweren Felsstücke

1) Riedel a. a. O. S. 61. Vgl. Kubary, Ethnogr. Beitr. zur Kenntnis des Karolinen-Archipels, S. 264. C. Hose, The natives of Borneo im Journal of the Anthropol. Inst. XXIII (1894) p. 161 f.

2) Rob. Felkin in den Proceedings of the Royal Society of Edinburg, Session 1883/84, p. 310.

3) Endemann in d. Ztschr. f. Ethnol. VI (1874), S. 27. Pogge bei Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika, S. 311. Nachtigal, Sahara und Sudan, III, S. 249. Post, Afrikanische Jurisprudenz II, S. 172.

4) Paulitschke, Ethnographie Nordost-Afrikas I, S. 134. 217.

5) Schurtz, Afr. Gewerbe, S. 21.

nicht bloß seine Verwandten und die Mitglieder seines Stammes, sondern auch sämtliche Einwohner des Dorfes, in welchem er lebte. „Eine Bezahlung in Geld wird für derartige Dienste nicht geleistet: dafür aber müssen während des meist viele Tage währenden und oft in langen Zwischenräumen ausgeführten Transports der schweren Steine große Massen von Nahrungsmitteln geliefert und vor allem zahlreiche Ochsen geschlachtet werden. Und da hier einer dem andern zu helfen pflegt, bringt das Volk einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Zeit mit derartigen Dienstleistungen zu. Sehr häufig begegnet man auf den Hauptstraßen des Landes großen Zügen von 2—300 Männern, Weibern und Sklaven, die ruckweise an den starken Tauen ziehen, mit denen der auf einer rohen Schleife befestigte Stein vorwärts bewegt wird“ [1]).

Die Georgier wenden die Bittarbeit bei der Weinlese, beim Säen und Ernten von Mais und Waizen, beim Fällen und Abfahren des Holzes aus dem Walde an. In Serbien ist sie beim Grasmähen, Maishacken, der Pflaumenernte, der Weinlese, aber auch beim Spinnen, Weben und Teppichknüpfen gebräuchlich; in vielen Teilen Rußlands bei der Heu- und Getreideernte, beim Kohlhacken, Holzfällen, Düngerfahren, Pflügen, sowie unter den Frauen beim Spinnen und selbst beim Scheuern des Hauses. In Deutschland hat sie sich ziemlich allgemein auf dem Lande beim Hausbau und stellenweise noch bei landwirtschaftlichen Nebenarbeiten (Flachsreffen, Bohnenschneiden, Schafwaschen) erhalten. Sie ist, wie leicht zu erkennen, ein Auskunftsmittel der geschlossenen Hauswirtschaft und tritt darum mit dem Aufkommen und Fortschreiten des unternehmungsweisen

1) Sibree, Madagaskar, S. 255 f.

Betriebs immer mehr zurück.

Aber in den meisten Fällen, wo früher Bittarbeit gebräuchlich war, wird auch heute noch der größere Landwirt eine Mehrzahl von Arbeitern verwenden, wenn er nicht durch Maschinen die nötige Beschleunigung der Arbeit erzielen kann. Eine eigentümliche Bedeutung erlangt für ihn die Arbeitshäufung in den Anfangsstadien eines Produktionsprozesses, wenn die Endstadien bei gleichzeitiger Vornahme billiger zu stehen kommen. Eine Wiese könnte vielleicht von einem Arbeiter in drei Tagen gemäht werden. Dennoch wird der Besitzer womöglich sechs oder mehr Mäher anstellen, welche die Arbeit in einem Vormittage erledigen, weil das Gras gleichmäßig dörren und das Heu zusammen eingefahren werden soll. Oefteres Fahren würde die Kosten der Produktion erhöhen.

Aber auch wo derartige Gründe nicht vorliegen, wird der Landwirt, dessen Grundstücke mit andern im Gemenge liegen, immer lieber mit seiner ganzen Arbeitsmannschaft ein Grundstück nach dem andern vornehmen, als daß er sie auf verschiedene Grundstücke verteilt. Es arbeitet sich besser und rascher in der Gesellschaft, als in der Vereinzelung; keiner will hinter den übrigen zurückbleiben, und an und für sich hebt es die Stimmung, wenn man den Erfolg rasch wachsen sieht, während eine Arbeit, bei der kein Fortschritt zu erkennen und kein Ende abzusehen ist, immer entmutigt. So werden die sechs Mäher des vorgenannten Beispiels bei mittlerem Fleiße die Wiese nicht in einem Sechstel der Zeit erledigen, welche der einzelne Mäher bei mittlerem Fleiße gebraucht haben würde, sondern in kürzerer Frist. Bei großen Betrieben, in welchen der Herr nicht selbst mitarbeitet, kommt hinzu, daß mit der Zerstreuung der Arbeiter die Kosten der Beaufsichtigung für die

Flächeneinheit größer werden[1]).

Die Arbeitshäufung gehört fast ausschließlich dem Gebiete der wenig qualifizierten Arbeiten an, welche mit einfachen, von Hand bewegten Werkzeugen oder auch ganz ohne Werkzeuge verrichtet werden. In Zeiten unentwickelter Technik findet sie sich darum in größter Ausdehnung[2]), um mit der Vervollkommnung der Arbeitsinstrumente mehr zurückzutreten. Immerhin bleibt ihr noch ein ansehnlicher Spielraum; das großartigste Beispiel von Arbeitshäufung bieten zu allen Zeiten die Kriegsheere.

Beim Zusammenarbeiten einer größeren Menschenzahl sind zwei Fälle möglich. Im ersten bleiben die einzelnen Arbeiter bei ihren Verrichtungen in den Zeitmomenten der Kraftaufbietung unabhängig von einander, und ihr Zu-

1) Schon der alte A. Thaer giebt in seinen „Grundsätzen der rationellen Landwirtschaft", 4. Aufl. Berlin 1847, I, S. 112 f. folgende Regeln: „Von großen Arbeiten sind nie viele auf einmal vorzunehmen, am wenigsten auf sehr entfernten Plätzen. So viel möglich, muß man eine nach der andern, und jede mit aller Kraft angreifen und zu vollenden suchen, teils der Aufsicht wegen, teils weil ein gewisser Wetteifer unter den Arbeitern erweckt werden kann, wenn deren viele unter Aufsicht bei einander sind; wogegen sie bei einer großen Arbeit, wenn ihrer wenige dazu verwandt werden, über die Weitläuftigkeit fast erschrecken, bei dem geringen Fortschritte, welchen sie macht, selbst mutlos werden und auch wohl glauben, daß man des großen Umfangs wegen doch nicht bemerken werde, ob sie von der Stelle gekommen seien. Bei solchen großen Arbeiten ist immer ein Mensch oder ein Gespann zu viel besser, als eins zu wenig. — Bei kleinern Arbeiten muß man sich dagegen hüten, daß man nicht mehrere anstelle, als dabei nötig sind. Sie stehen sich sonst leicht im Wege, verlassen sich einer auf den andern, und glauben leicht, daß man ihre Arbeit selbst größer anschlage, als sie wirklich ist." Aehnlich H. Settegast, Die Landwirtschaft und ihr Betrieb, I, S. 313. III, S. 138.

2) So namentlich bei den alten Aegyptern. Mehreres darüber habe ich in „Arbeit und Rhythmus", S. 370 f. zusammengestellt.

sammenwirken erfolgt nur zu dem Zwecke einer rascheren Erledigung des Pensums. Wir wollen diesen Fall als einfache Arbeitshäufung bezeichnen. Beispiele bieten: mehrere Maurer an einem Neubau, eine Reihe Pflasterer auf der Straße, eine Gruppe Schneeschaufler oder Erdarbeiter, eine Zeile Schnitter oder Rübenhacker; Zwischenform: eine Schar afrikanischer Träger, die im Gänsemarsche hintereinander gehen, die Treiber bei einer Jagd, mehrere Pflüger auf einem Ackerfelde.

Im zweiten Falle erfolgen die Bewegungen der einzelnen Arbeiter nicht unabhängig von einander, sondern entweder alle zu gleicher Zeit oder abwechselnd in gleichen Zeitabständen — immer also in taktmäßiger Weise. Wir wollen diese Art der Arbeitshäufung Arbeitsverkettung nennen, weil sie sozusagen jeden einzelnen Beteiligten in der Zeitfolge seiner Bewegungen an seinen Nachbar bindet und alle vermittelst des Taktes zu einer gegliederten Einheit, gleichsam zu einem automatisch wirkenden Arbeitskörper zusammenfaßt. Alle hierher gehörigen Arbeiten müssen, wenn sie längere Zeit fortgesetzt werden, rhythmischen Verlauf annehmen. Es giebt natürlich auch solche, welche mit einer einmaligen Kraftaufbietung vollendet sind, z. B. das Heben einer Last durch Mehrere auf Zählkommando, das Umreißen eines Baumstammes an einem Seile.

Die rhythmisch verlaufenden Arbeiten dieser Art lassen sich wieder, je nachdem die Bewegungen der Einzelnen gleichzeitig oder wechselweise erfolgen, in Gleichtakt-Arbeiten und Wechseltakt-Arbeiten einteilen[1]).

1) Genaueres findet man in meiner öfter genannten Schrift „Arbeit und Rhythmus“, auf die auch für das Folgende, ein für allemal, verwiesen sein mag.

Gleichtakt-Arbeiten verrichten z. B. die beiden Rudererreihen auf einem Ruderschiff, die Schiffleute beim Aufwinden eines Ankers, dem Hissen der Segel, dem Treideln eines Fahrzeuges gegen den Strom, die Zimmerleute, welche vermittelst der Zugramme bei Fundamentierungsarbeiten große Pfähle in den Boden eintreiben, die Faßzieher, wie überhaupt alle Arbeitergruppen, welche durch gemeinsames Ziehen an einem Seile eine Last bewegen müssen, die 2, 4, 6 oder 8 Träger einer Bahre oder Sänfte, die Soldaten auf dem Marsche. Sehr häufig wird das Takthalten bei der Arbeit durch einfaches Zählen oder durch einen Chorgesang der Arbeiter oder durch den Ton eines musikalischen Instrumentes, besonders der Trommel, unterstützt.

Wechseltakt-Arbeiter sind: drei Steinsetzer, welche im Takt mit ihren Handrammen die Pflastersteine feststoßen, drei oder vier Dreschcr auf der Tenne, zwei Schmiede beim Zuschlagen, zwei Zimmerleute an der Sägegrube oder beim Behauen eines Stammes, zwei Mägde beim Bläuen der Wäsche oder beim Teppichklopfen.

Bei den im Gleichtakt zu vollziehenden Arbeiten handelt es sich darum, eine Gesamtleistung, welche die Kraft eines Einzelnen bei weitem übersteigt, mit einer Mindestzahl von Arbeitern dadurch zu bewältigen, daß alle Mitarbeitenden veranlaßt werden, die höchste Kraftaufbietung auf den gleichen Zeitpunkt zu verlegen.

Bei den Arbeiten im Wechseltakt liegen in der Regel Aufgaben vor, welche an sich von einem Einzelnen vollzogen werden könnten. In der Regel sind es schwere Arbeiten, bei welchen die einzelnen Bewegungen (z. B. Heben und Senken der Arme beim Schlagen mit dem Dreschflegel) längere Zeit bedürfen. Der einzelne Arbeiter ist hier immer

in Versuchung, nach jedem Schlage oder Stoße sich eine kleine Ruhepause zu gönnen und verliert dadurch das Gleichmaß der Bewegungen. Die Schläge oder Stöße folgen in ungleichem Stärkeverhältnis und in ungleichen Zeitfristen aufeinander, und die Arbeit wirkt dadurch bedeutend ermüdender. Wenn nun ein zweiter oder dritter Arbeiter hinzugezogen wird, so regulieren sich die Bewegungen jedes Einzelnen nach dem Taktschall, den die Arbeitsinstrumente beim Aufschlagen auf den zu bearbeitenden Stoff ergeben. Es wird ein kürzerer Takt erzielt, dessen Festhalten kaum Schwierigkeiten bietet. Jeder Arbeiter bleibt zwar für sich selbständig, muß aber seine Bewegungen gleichmäßig nach denen seiner Genossen einrichten. Es handelt sich also nicht darum, daß die Größe der Arbeitsaufgabe eine Verdoppelung oder Verdreifachung der Kräfte erfordert, sondern darum, daß die Einzelkraft einen bestimmten Rhythmus der Bewegung nicht festzuhalten im Stande ist.

Allerdings scheint die Aufbietung eines zweiten oder dritten Arbeiters an sich den Effekt der Kraftaufwendung des Einzelnen nur verdoppeln oder verdreifachen zu können; dennoch hat auch diese Art der Arbeitsverkettung eine Steigerung der Produktivität zur Folge, indem sie die Kraftausgabe und die Ruhepausen für jeden gleichmäßig regelt und darum allen eine längere Fortsetzung der Arbeit gestattet. Der Einzelne läßt die Hände sinken, wenn er müde wird oder verlangsamt doch das Tempo seiner Bewegungen. Der kurze Takt der Arbeit ermuntert; ihre Gemeinsamkeit regt zum Wetteifer an; keiner will an Kraft und Ausdauer hinter dem andern zurückstehen.

Noch deutlicher tritt dieser Zwang für den schwächeren Arbeiter, es dem stärkeren gleichzuthun, bei einigen Arbeiten von freierem Rhythmus hervor, bei welchen die Verkettung

in der Weise bewerkstelligt wird, daß die Arbeiter reihenweise gruppiert sind und daß das Fortschreiten der Arbeit des einen von der Thätigkeit des andern abhängig ist. In einer Reihe von Mähern, welche auf der Wiese stehen, muß jeder Einzelne gleichmäßig sein Pensum bewältigen, wenn er seinen Nachmann nicht aufhalten oder fürchten will, von dessen Sense getroffen zu werden. In einer Kette von Handlangern, welche einander die Ziegelsteine für einen Bau zureichen oder -werfen, muß jeder folgende gleich rasch abnehmen, wenn er nicht die ganze Arbeit ins Stocken bringen will.

Dieses gegenseitige Anpassen der Arbeiter an einander, das allen Arten der Arbeitsverkettung eigentümlich ist, wird somit zu einem disziplinierenden Element von der allergrößten Bedeutung, insbesondere für unqualifizierte Thätigkeiten, wie sie auf primitiven Stufen der wirtschaftlichen und technischen Entwicklung überwiegen. Ja es kann geradezu als Disziplinarmittel auch für die Beschleunigung des Werkes in solchen Fällen der Arbeitshäufung angeordnet werden, die an sich eine derartige Bindung der Bewegungen nicht erfordern. Dazu bedarf es dann künstlicher Mittel der Taktierung (Zählen, Gesang, Musikbegleitung), mit deren Hilfe die einfache Arbeitshäufung in die Arbeitsverkettung umgewandelt wird. So bei der Sklavenarbeit, die aus bekannten Gründen truppweise erfolgen muß, bei den Fronden und den öffentlichen Arbeiten der Naturvölker.

In Kamerun „ließ der Häuptling Agilla, ein bekannter mohammedanischer Sklavenjäger seine Leute in Abteilungen von je 100 Mann nach dem Takte der nachfolgenden Musik den Boden behacken. Hinter diesen Arbeitern marschierten ebenfalls im Takt die Säeleute, aus einem umgehängten

Sack Samen streuend“ [1]). Die Bassutos versammeln sich alljährlich, um die Felder, welche für den persönlichen Unterhalt ihres Häuptlings und seiner Hauptfrau bestimmt sind, umzugraben und zu säen. „Es ist ein merkwürdiger Anblick“, schreibt Casalis [2]), „wenn bei dieser Gelegenheit Hunderte von Schwarzen in schnurgerader Linie ihre Hacken mit vollkommener Regelmäßigkeit zugleich heben und senken. Die Luft erschallt von Gesängen, welche die Arbeiter unterstützen und sie befähigen sollen, Takt zu halten. Der Häuptling macht sich's gewöhnlich zur Pflicht, dabei gegenwärtig zu sein, und sorgt dafür, daß einige fette Ochsen für die Arbeiter geschlachtet und zubereitet werden. Alle Klassen wenden das gleiche Verfahren an, um ihre Arbeiten zu erleichtern und zu beschleunigen; nur beruht dasselbe bei den gewöhnlichen Leuten auf Gegenseitigkeit.“

Das letztere Beispiel zeigt sehr deutlich den Uebergang von der Bittarbeit zur Fronarbeit. Ähnliches finden wir im Sudan, wo insbesondere der Bau und die Ausbesserung der Stadtmauern regelmäßig unter Musikbegleitung vor sich geht, ferner bei den Malayen und den Chinesen, die seit alter Zeit die staatlichen Frondienste durch den Schall der Trommel regulierten. Auch in Europa hat man dieses Mittel versucht. In den Ostseeprovinzen ließen noch am Ende des 18. Jahrhunderts die Gutsbesitzer ihre Leib-

1) Meinecke, Die deutschen Kolonien in Wort und Bild, S. 35, mit Abbildung.

2) Les Bassoutos, p. 171, dazu die Illustration. Letztere auch bei G. Gerland, Atlas der Ethnographie (Leipzig 1876), Taf. 22 Nr. 25. Aehnliches berichten R. Endemann von den Sotho-Negern in der Ztschr. f. Ethnol. VI, S. 26 und 30, Paulitschke, Ethnographie Nordost-Afrikas I, S. 216 von den Galla in Harar und Schadenberg über die Bagobos in Süd-Mindanao, daselbst XVII, S. 19 f.

eigenen bei der Ernte nach dem Takte des Dudelsacks arbeiten, und Spuren ähnlichen Brauches liegen auch aus andern Ländern vor. In unseren Kulturstaaten finden wir diese durch künstliche Mittel herbeigeführte Art der Arbeitsverkettung nur noch bei den taktischen Bewegungen des Heeres, wo es immer darauf ankommt, eine Vielheit von Menschen zur vollkommenen Einheit der Kraftentfaltung zu erziehen und wo jedes Verfehlen des Tempo durch einen Einzelnen die Gesamtwirkung beeinträchtigt.

3. Wir kommen zur letzten Art der Arbeitsgemeinschaft, die wir *Arbeitsverbindung* benennen wollen. Gewisse Produktionsaufgaben bedingen zu ihrer Lösung das gleichzeitige Zusammenwirken verschiedenartiger Arbeiten. Diese Arbeiten ergänzen einander (komplementäre Arbeiten), und da sie unmöglich von *einem* Arbeiter verrichtet werden können, so müssen mehrere ungleichartige Arbeiter zu einer in sich gegliederten *untrennbaren Gruppe* zusammengefaßt werden. Eine solche Gruppe heißt bei der Waldarbeit in Bayern und Oesterreich eine P'aß[1]), anderwärts eine *Rotte*, *Truppe*, *Bande*.

Beispiele sind in der Urproduktion ziemlich häufig. So bilden beim Einfahren von Heu oder Getreide Lader, Aufreicher und Nachrecher, beim Binden der Binder und die Zuträgerin zusammengehörige Gruppen; beim Mähen des Kornes bedarf es einer zweiten Person zum Abraffen, beim Kartoffelausgraben zum Nachlesen. Aus der Industrie sind zu nennen: der Schmied und der Blasbalgzieher, der Seiler und der Raddreher, Maurer und Handlanger, Pflastersetzer und Rammer; aus anderen Gebieten: Koch

1) Vgl. *Schmeller*, Bayer. Wörterbuch I, S. 409. *Settegast* a. a. O. nennt eine solche Gruppe von Landarbeitern einen *Pasch*. Der Ursprung der Wörter ist dunkel.

und Bratspießdreher, Weinschenk, Kellner und Hausknecht, bei der Pferdebahn Kutscher und Schaffner, bei der Kahnfahrt Ruderer und Steuermann, ferner Jäger und Treiber, Spielmann und Tänzerin, Balgtreter und Orgelspieler, Trommler und Pfeifer, Richter, Schöffen und Protokollant, Arzt und Heilgehilfe, eine Schauspielertruppe, eine Musikbande. Die Liste ließe sich noch sehr lange fortsetzen.

In allen diesen Fällen handelt es sich nicht um Verrichtungen, die durch Arbeitsteilung entstanden und dann wieder vereinigt worden sind, sondern um ganz verschiedenartige Thätigkeiten, von denen keine je für sich bestehen konnte und die darum immer mit einander ins Leben getreten sind. Diese Arbeiten sind in ihrem Fortschreiten von einander abhängig, unterstützen einander, bilden erst zusammen ein Ganzes. Und demgemäß haben sich die beteiligten Arbeiter einander anzupassen; einer muß dem andern in die Hände arbeiten und kann ohne diesen überhaupt nichts leisten. Seine Arbeit wäre in den meisten Fällen für sich allein gar nicht produktiv.

In der Regel wird sich bei solchen Arbeitsverbindungen eine Thätigkeit als die leitende oder beherrschende bezeichnen lassen, während die andere untergeordnet ist und dient. Demgemäß wird auch das persönliche Verhältnis zwischen den beteiligten Arbeitern sich oft zu einem Verhältnis der Abhängigkeit gestalten. Ist der dirigierende Arbeiter selbständig, so wird oft der technisch abhängige Arbeiter im Lohnverhältnis stehen. Ist die Arbeitsverbindung irgend einer Unternehmung eingefügt, so pflegt die Gesamtleistung mit einem gemeinsamen Lohnsatz ausgestattet zu werden (Gruppen-Akkord, collective piece work), z. B. für den Zigarrenmacher und die Wickelmacherin, den Glasbläser und Abträger. Die Einrichtung

bietet dann ein Mittel, das Stücklohnsystem auch da anzuwenden, wo die Leistung eines Arbeiters sich von derjenigen eines oder mehrerer anderer nicht trennen läßt, schlägt aber dann meistens zum Nachteil derjenigen aus, welche die untergeordnete Arbeit verrichten[1]).

Im Ganzen gehört auch diese Form der Arbeitsgemeinschaft der Stufe unentwickelter Werkzeugtechnik an. Bei fortschreitender Entwicklung sucht man die untergeordnete Arbeit durch Tier- oder Maschinenkraft zu ersetzen. Das bekannteste Beispiel bietet der Pflug, der ehemals von Menschen gezogen wurde, später von Ochsen, wobei aber die Arbeitsverbindung noch eine Zeit lang in der Weise fortdauerte, daß neben dem Pflüger noch ein oder mehrere Treiber nötig waren, bis eine vollkommenere Konstruktion des Pfluges sie überflüssig machte[2]).

Zum Schlusse ist nochmals zu betonen: das gesamte Wirkungsgebiet der Arbeitsgemeinschaft gehört, wie dasjenige der Arbeitsvereinigung, vorzugsweise dem Bereiche

1) Vgl. Schloss, Methods of industrial remuneration p. 61 ff.

2) Interessante Modifikationen des Systems der Arbeitsverbindung ergeben sich da, wo wertvollere Arbeitsinstrumente nötig sind und nur einer der Teilnehmer sie besitzt, während die andern bloß ihre Arbeitskraft beibringen. So besonders beim Fischfang im nördlichen Rußland und wieder bei der Pflugarbeit, wo das Zusammenspannen von 6—8 und mehr Tieren durch die Schwere des Ackerbodens geboten war. Beispiele aus Wales, Irland und Schottland bei Seebohm, Die englische Dorfgemeinde (übersetzt von Th. v. Bunsen), S. 81 ff. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten ꝛc. I, S. 212 ff. II, S. 129 f. Ganz ähnliches über die Bogos im abessinischen Bergland bei Post, Afrik. Jurisprudenz II, S. 184 f., über die Armenier bei Tarajanz a. a. O., S. 12 f., über die Montenegriner bei Popović, Recht und Gericht in Montenegro § 79.

und den Perioden kapitalloser und kapitalarmer Wirtschaft an. Sie sind Auskunftsmittel der wirtschaftlich Schwachen. Als solche aber haben sie ihre große entwicklungsgeschichtliche Bedeutung gehabt, indem sie den Menschen zu geordneter Zeiteinteilung und Zeitersparung, zur Unterordnung unter einen Gesamtzweck, zu regelmäßiger und intensiver Arbeit erzogen. Beide ergänzen einander, indem die natürliche Schwäche der Arbeitsvereinigung, welche auf primitiver Stufe das Leben jedes Menschen erfüllt, ihr Gegenstück findet in temporären Arbeitsgemeinschaften, die überall da eintreten, wo die vielseitig in Anspruch genommene Arbeitsfähigkeit des Einzelnen für eine Wirtschaftsaufgabe nicht ausreicht. Ursprünglich lediglich auf der Sitte beruhend, geben sie im Laufe der Zeit mit Anlaß zur Entstehung rechtlicher Zwangsverhältnisse wie der Sklaverei und Leibeigenschaft.

Dauernde Organisationen haben sonst die Prinzipien der Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft wenig geschaffen, wohl aber dauernde Werke. Man muß die Pyramiden und Steindenkmäler des Nillandes, die Ruinen der mesopotamischen Riesenstädte, die Bauwerke der altamerikanischen Kulturvölker betrachten, wenn man wissen will, was die Menschen auch ohne die Kenntnis des Eisens, ohne Zugtiere und ohne die einfachsten mechanischen Behelfe, wie Hebel, Schraube, Flaschenzug, zu leisten im Stande sind, wenn sie durch einen mächtigen Willen zur Arbeitsgemeinschaft verbunden werden.

Und auch für die Wissenschaft dürften die beiden hier besprochenen Erscheinungen nun, da sie begrifflich festgelegt sind, sich bei unbefangener Prüfung als nicht ganz unnütze Bausteine erweisen. Die Lehre von der Arbeit bedarf noch recht sehr des weiteren Ausbaues. Eine Verfolgung der

Gesichtspunkte, welche hier meist nur angedeutet werden konnten, dürfte leicht ergeben, daß auf diesem Boden noch manches zu gewinnen ist. Denn schon jetzt leuchtet durch, daß bei der Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft doch feinere psychische Momente mitwirken, als bei der seither fast allein beachteten Arbeitsteilung. Sie alle aufzuspüren vermag freilich nur der denkende, sich selbst beobachtende Arbeiter.

VIII.

Die Arbeitsteilung.

In den meisten Wissenschaften giebt es heutzutage populäre Wahrheiten. In der Regel handelt es sich dabei um Lehrsätze von allgemeiner Bedeutung, denen gleich bei ihrer Entstehung von ihren Urhebern eine solche äußere und innere Vollendung gegeben worden ist, daß sie als gesicherte Errungenschaft menschlicher Erkenntnis dem Schatze unseres Wissens gleichsam unverrückbar und unverlierbar hinzugefügt werden zu dürfen schienen. Mit oft überraschender Schnelligkeit gehen solche Sätze in den allgemeinen Gedankeninhalt der Gebildeten über. Das handliche Gepräge, das ihnen von Anfang an eigen ist, macht sie zu Münzen des geistigen Verkehrs, die weit über das Wissensgebiet hinaus Kurs erlangen, für das sie ursprünglich geprägt worden sind. Und dieser Uebergang in den Wissens- und Sprachschatz der gebildeten Welt dient auf der anderen Seite wieder dazu, ihre Geltung innerhalb des engeren Forschungsgebietes, dem sie entstammen, zu befestigen. Ist die Erkenntnis auf diesem Gebiete in rascher Entwicklung begriffen, so ereignet es sich dann wohl, daß jene populär gewordenen Sätze unangetastet bestehen bleiben, während das ganze übrige Lehrgebäude dem Abbruch und Neubau unterliegt; sie sind wie unorganische Körper, die von einem in üppigem Wachstum begriffenen Organismus überwallt und eingekapselt werden.

Aehnlich verhält es sich, wenn ich mich nicht täusche,

auch mit der nationalökonomischen Lehre von der Arbeitsteilung. In ihrer jetzigen Gestalt geht sie auf Adam Smith zurück, und zu ihrer Popularität hat wohl der äußere Umstand nicht wenig beigetragen, daß sie im ersten Kapitel des ersten Buches seines klassischen Werkes vorgetragen wird, wo sie auch der großen Schar derjenigen nicht entgehen konnte, welche die Bücher bloß „anlesen". Adam Smith ist freilich nicht der Urheber jener Lehre. Er entlehnt sie in wesentlichen Punkten dem Essay on the history of civil society seines Landsmannes Adam Fergusson, welcher 1767 erschienen war. Allein in der anmutigen Form, in welcher Smith sie vortrug, ist die Lehre von allen späteren übernommen worden; sie ist in dieser Form auch in andere Wissenschaften übergegangen und in ihr jedem Gebildeten geläufig geworden.

Ich darf also darauf rechnen, mich in einem Vielen gewohnten Gedankenkreise zu bewegen, wenn ich versuche, die nationalökonomische Lehre von der Arbeitsteilung einer kritischen Prüfung zu unterwerfen und wenn ich an diese Prüfung anschließe die Anwendung, welche diese Lehre ganz neuerdings auf soziologischem Gebiete gefunden hat[1]). Denn diese letztere Anwendung bezeichnet zugleich einen der wenigen Versuche, welche die wissenschaftliche Nationalökonomie gemacht hat, in diesem Kapitel über Adam Smith hinauszugehen. Im übrigen hat man sich darauf beschränkt, die Smith'sche Lehre in Nebenpunkten zu korrigieren, sie dogmengeschichtlich in die Vergangenheit bis zu den alten Griechen zurückzuverfolgen, die Erläuterungsbeispiele den technischen Fortschritten der Gegenwart anzupassen und neben den Lichtseiten auch die Schattenseiten der Arbeitsteilung her-

1) Vgl. den folgenden Vortrag.

vorzuheben. Im Ganzen aber gilt von der Lehre von der Arbeitsteilung, was ich vorhin allgemein von populär gewordenen wissenschaftlichen Lehrsätzen gesagt habe: sie ist unangetastet stehen geblieben, während ringsum an dem Gebäude der ökonomischen Theorie eifrig um- und weitergebaut worden ist, und noch vor kurzem hat ein angesehener volkswirtschaftlicher Schriftsteller in einem kritischen Ueberblick über die Entwicklung der Nationalökonomie seit Adam Smith die Behauptung drucken lassen, der Gegenstand sei erschöpft; man könne von ihm nur kurz wiederholen, was andere bereits gesagt hätten[1]).

Unter diesen Umständen wird es genügen, wenn ich meine Erörterungen unmittelbar an die Darstellung des berühmten Schotten anknüpfe. Ich werde sie aber nicht auf das ganze Gebiet ausdehnen, sondern nur die beiden Fragen zu beantworten suchen: was ist Arbeitsteilung? und wie wirkt sie in der Wirtschaft?

Was die Arbeitsteilung sei, wird von Adam Smith nirgends gesagt. Er erläutert den Vorgang, den er mit diesem Namen bezeichnet, nur an einzelnen Beispielen und leitet aus ihnen direkt den Satz ab, den man als das „Gesetz" der Arbeitsteilung bezeichnet hat, und den man kurz in die Worte zusammenfassen kann, daß in jedem Gewerbe die Produktivität der Arbeit proportional der Ausdehnung der Arbeitsteilung wächst[2]).

Jene Beispiele aber bezeichnen, wenn man sie näher

1) Block, Le progrès de la science économique depuis Adam Smith. Paris 1890, I. S. 433.

2) Die Richtigkeit dieser scharfen Formulierung ergiebt sich aus folgenden Worten des ersten Kapitels: The division of labor, so far as it can be introduced, occasions, in every art, a proportionable increase of the productive powers of labor.

ansieht, durchaus nicht die gleichen ökonomischen Vorgänge.

Da ist zuerst die berühmte Darstellung der Stecknadelmanufaktur. Smith stellt hier den gewöhnlichen Arbeiter, der auf diesem speziellen Produktionszweig nicht besonders eingeübt ist und bei höchstem Fleiße in einem ganzen Tag vielleicht kaum eine, sicher aber nicht zwanzig Stecknadeln anfertigen könnte, der Fabrik gegenüber, in welcher eine größere Zahl von Arbeitern das gleiche Fabrikat in geteilter Arbeit herstellt. „Der Eine zieht den Draht aus, der Andre streckt ihn, ein Dritter schneidet ihn, ein Vierter spitzt ihn, ein Fünfter schleift das obere Ende für die Aufnahme des Knopfes zu; die Anfertigung des Knopfes erfordert wieder zwei besondere Verrichtungen" u. s. w. So ergeben sich bis zur Vollendung der Nadel achtzehn verschiedene Manipulationen, von denen jede einem besonderen Arbeiter übertragen werden kann. Smith findet, daß in einer derartig kooperierenden Arbeitergruppe die Leistung jedes Einzelnen gegenüber derjenigen des isoliert das ganze Produkt herstellenden Arbeiters sich verhundertfacht, ja vertausendfacht.

Dieses Beispiel ist bis zum Ueberdruß wiederholt worden; es ist zum klassischen Paradigma der Arbeitsteilung überhaupt geworden, und die meisten vermögen sie sich nur unter diesem einen Bilde vorzustellen, dem Bilde einer Fabrik, in welcher die zur Herstellung des Fabrikats notwendige Gesamtarbeit in möglichst viele einfache Verrichtungen zerlegt ist, die gleichzeitig von verschiedenen Personen in derselben Wirtschaft vorgenommen werden[1]).

1) Helmolt, De laboris divisione. 1840 (Utrechter Doktordissertation), S. 38 f. definiert Arbeitsteilung: ubi plures operarii simul opus quoddam conficiunt, singuli vero continue eadem operis parte sunt occupati, ut, si aliquid perfecerint, eandem rem

Aber Adam Smith hat sich auf dieses Beispiel nicht beschränkt. Er nennt es auch Arbeitsteilung, wenn in einem Lande ein Produkt von der Gewinnung des Rohstoffes bis zur Genußreife verschiedene Wirtschaften durchlaufen muß, wie z. B. die Wolle die Wirtschaften des Schafzüchters, des Spinners, des Webers, des Färbers. In einem roheren Zustande der Gesellschaft sei dies alles die Arbeit eines Einzigen; in einem vorgeschritteneren Lande dagegen sei der Landwirt gewöhnlich nichts als Landwirt, der Fabrikant nichts als Fabrikant, und auch die Arbeit, welche zur Hervorbringung eines vollendeten Fabrikats notwendig sei, finde sich fast immer unter eine große Zahl von Händen geteilt.

Smith macht zwischen beiden Arten der Arbeitsteilung keinen Unterschied und schreibt beiden die gleichen Wirkungen zu. Aber es bedarf keines langen Nachdenkens, um zu erkennen, daß wir es mit verschiedenartigen Vorgängen zu thun haben. Im Falle der Erzeugung von Wollentuch zerfällt ein ganzer Produktionsprozeß in verschiedene Abschnitte; jeder Produktionsabschnitt wird zu einem selbständigen Wirtschaftsorganismus, und ein Gut, das zu seiner Vollendung gelangen soll, muß von der Entstehung des Rohstoffs ab auf dem Wege des entgeltlichen Besitzwechsels eine Reihe von Wirtschaften durchlaufen, ehe es zum Gebrauche bereit gestellt werden kann. In dem Falle der Stecknadelmanufaktur dagegen bildet den Gegenstand der Teilung nicht ein ganzer Produktionsprozeß, sondern ein einzelner Produktionsabschnitt. Denn ihr Rohstoff, der Draht, ist bereits ein ziemlich vorgeschrittenes Halbfabrikat. Das Er-

---

de novo aggrediantur. Und doch hatte schon Ferguson sein Kapitel über die Arbeitsteilung überschrieben: On the separation of arts and professions.

gebnis der Teilung ist nicht eine Reihe neuer Wirtschaften, sondern eine Kette unselbständiger Arbeitsverrichtungen, die zu ihrer Wahrnehmung unter unseren Verhältnissen die Existenz von Lohnarbeitern bedingen, welche durch einen Unternehmer zusammengehalten werden. Das Produkt passiert zwar eine größere Zahl von Händen, als vorher, bis zu seiner Vollendung; aber es wechselt nicht den Eigentümer.

Zwei so durchaus verschiedene wirtschaftliche Vorgänge erfordern auch verschiedene Namen. Wir wollen die Teilung eines ganzen Produktionsprozesses in mehrere wirtschaftlich selbständige Abschnitte als Produktionsteilung bezeichnen, während wir die Auflösung eines Produktionsabschnittes in einfache, für sich nicht selbständige Arbeitselemente Arbeitszerlegung nennen.

Endlich führt Adam Smith noch ein drittes Beispiel an, das weder Produktionsteilung noch Arbeitszerlegung ist. Er stellt drei Schmiede einander gegenüber: einen gewöhnlichen Grobschmied, der wohl den Hammer führen kann, aber nicht gewohnt ist Nägel zu machen, einen anderen Schmied, der wohl Nägel machen kann, dies aber nicht zu seiner einzigen oder hauptsächlichen Beschäftigung macht und endlich einen Nagelschmied, der nie etwas anderes gemacht hat als Nägel. Er findet, daß, wenn alle drei eine bestimmte Zeit Nägel machen, die Arbeitsleistung in dem Maße wächst, als sich der Arbeiter auf die Herstellung dieses einen Produkts beschränkt, und eben diese Beschränkung auf die ausschließliche Erzeugung einer einzelnen Güterspezies nennt er Arbeitsteilung.

Man wird nicht sofort die Berechtigung dieser Benennung einsehen. Was ist denn hier geteilt worden? und wo sind die Teile?

Offenbar denkt sich Smith als den Gegenstand der

Teilung die volle Berufsarbeit eines Schmiedes, der nach alter Art ebensowohl Hufeisen, Pflugscharen, Radreifen als auch Aexte, Spaten und Nägel anfertigt. Aus diesem umfänglichen Produktionsgebiete wird eine Art von Produkten ausgeschieden und ihre Erzeugung von einem besonderen Arbeiter übernommen, eben dem Nagelschmied, während der Rest der Produkte auch fernerhin der Arbeit des Schmiedes verbleibt. Die Produkte, welche seither sämtlich in der einen Wirtschaft des Schmiedes erzeugt worden sind, werden künftig in zwei verschiedenen Wirtschaften hergestellt. Aus einem Gewerbe sind zwei geworden, und jedes bildet für einen Menschen eine besondere Lebensaufgabe, einen Beruf.

Es ist klar, daß es sich in diesem Falle weder um die Zerschneidung eines größeren Produktionsprozesses in verschiedene Abschnitte handelt, noch um die Zerlegung eines Produktionsabschnittes in seine einfachsten Arbeitselemente. Denn, wie Smith selbst hervorhebt, das Arbeitsverfahren ist beim Nagelschmied kein kürzeres und kein weniger umständliches als beim Schmied: jeder bewegt selbst den Blasebalg, schürt das Feuer, glüht das Eisen und schmiedet das Produkt aus. Nur das eine hat sich geändert, daß jeder dieses Verfahren auf eine geringere Zahl von Güterspezies anwendet. Die erzeugten Güter selbst aber passieren jedes für sich unter dem System der geteilten Arbeit nicht mehr Hände als vorher. Wir wollen diese dritte Art von Arbeitsteilung als *Spezialisation* oder *Berufsspaltung* bezeichnen.

Wie sich die Spezialisation von der Arbeitszerlegung unterscheidet, ist leicht einzusehen. Jene ist eine Teilung der gesamten Produktionsaufgabe zwischen verschiedenen Wirtschaften; diese vollzieht sich innerhalb einer einzelnen

Unternehmung. Schwieriger vielleicht ist es auf den ersten Anschein hin, Produktionsteilung und Spezialisation auseinanderzuhalten. Bei der Produktionsteilung werden sozusagen Querschnitte durch einen längeren Produktionsprozeß gezogen, bei der Spezialisation wird ein beruflich geschlossenes Arbeitsgebiet der Länge nach durchgespalten.

Um ein einfaches Beispiel vorzuführen, so erfolgt ursprünglich die Erzeugung lederner Gebrauchsgegenstände in einer einzigen Wirtschaft. Der sibirische Nomade, der südslavische Bauer gewinnen noch jetzt die Häute im eigenen Haushalt, gerben sie und machen daraus Fußbekleidung, Pferdegeschirr u. s. w. In den westeuropäischen Ländern entstanden schon im frühen Mittelalter die Gewerbe des Gerbers und des Lederers. Die Lederartikel passierten nunmehr bis zur Vollendung drei Wirtschaften: diejenige des Häuteproduzenten, des Gerbers und des Lederers. Das war Produktionsteilung. Aus dem großen Gewerbe des Lederers spalten sich mit der Zeit die Spezialhandwerke des Schuhmachers, Sattlers, Riemers, Beutlers ꝛc. ab, von denen jedes eine besondere Art von ledernen Gebrauchsgütern annähernd mit dem gleichen Arbeitsverfahren erzeugt. Das ist Spezialisation oder Berufsspaltung.

Bei der Produktionsteilung wird — um ein Bild zu gebrauchen — der ganze Strom der Gütererzeugung von Zeit zu Zeit durch Wehrbauten aufgestaut; bei der Spezialisation wird er in zahlreiche kleine Kanäle und Bächlein auseinandergeleitet.

Weiter geht Smith in seinen erläuternden Beispielen nicht, und auch wir wollen vorläufig hier Halt machen und uns die Frage vorlegen: was veranlaßte den „Vater der Nationalökonomie“ drei so verschiedenartige Vorgänge wie die Produktionsteilung, die Arbeitszerlegung und die

Spezialisation unter dem einen Namen der Arbeitsteilung zusammenzufassen? Worin sind diese Vorgänge, deren tiefgreifende Verschiedenheiten wir nur kurz andeuten konnten, wesensgleich?

Die richtige Beantwortung dieser Frage wird uns zugleich die einfachste und allgemeinste Definition der Arbeitsteilung liefern — eine Definition, die von allen anerkannt werden muß, welche sich in diesem Punkte dem Adam Smith angeschlossen haben, d. h. von der ganzen wissenschaftlichen Nationalökonomie[1]).

Offenbar haben nun jene drei verschiedenen Arten der volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung nur das Folgende mit einander gemein: alle drei sind volkswirtschaftliche Entwicklungsvorgänge, die durch menschliche Willensakte herbeigeführt werden und bei welchen eine wirtschaftliche Leistung von einer Person, der sie bis dahin oblag, auf mehrere Personen über-

1) Diejenigen Gelehrten natürlich ausgenommen, welche überhaupt nicht mehr definieren. Die meisten neueren Definitionen übersehen das Kausative in dem Verbum teilen und setzen an Stelle des Vorgangs der Teilung den Zustand des Geteiltseins. Schmoller z. B. versteht unter Arbeitsteilung „die dauernde individuelle das ganze Leben ergreifende und beherrschende Anpassung an eine spezialisierte Lebensaufgabe" (Jhb. für Gesetzg. Verw. u. Volksw. XIV, 47), schiebt also der Teilung unter, was erst ihre Folge sein kann. E. v. Philippovich, Grundriß der Polit. Oek. I, 50: „Arbeitsteilung ist die Thatsache getrennter Durchführung von Arbeiten zu gemeinsamem Zweck. Sie setzt, wie jede Teilung, eine Einheit voraus, von deren Standpunkt die Arbeit des Einzelnen nicht als etwas in sich Abgeschlossenes, für sich Bestehendes, sondern als Teil eines größeren Ganzen erscheint. Diese Einheit ist entweder durch das Ganze der Gesellschaft oder durch irgend eine Teilorganisation derselben gegeben" 2c. Aber warum dieses Ganze erst konstruieren? Warum nicht von ihm ausgehen? Die Gesellschaft, die Unternehmung sind doch nicht geteilt worden; sie sind erst Ergebnisse der Teilung der Arbeit.

tragen wird, dergestalt, daß jede der letzteren fürderhin nur einen differenten Teil der seitherigen Gesamtarbeit verrichtet. Es wird sich demnach jede Arbeitsteilung darin zu erkennen geben, daß die Zahl der Arbeitskräfte wächst, welche zur Erreichung eines bestimmten Wirtschaftszweckes notwendig sind, und daß zugleich eine Differenzierung der Arbeit stattfindet. Die Wirtschaftsaufgaben werden vereinfacht; sie werden der Beschränktheit der menschlichen Fähigkeiten besser angepaßt, gleichsam individualisiert. Arbeitsteilung ist darum auch immer Arbeitsgliederung, Organisation der Arbeit nach dem Prinzip der Wirtschaftlichkeit; ihr Ergebnis ist immer das Zusammenwirken verschiedenartiger Kräfte zu einem Ziele, das früher nur durch eine Kraft erreicht werden konnte.

Halten wir dies fest und durchmustern wir daraufhin den ganzen Erscheinungskreis der volkswirtschaftlichen Arbeitsverwendung, so wie diese sich historisch entwickelt hat und täglich weiter entwickelt, so erkennen wir bald, daß mit den typischen Beispielen des Adam Smith und den drei daraus von uns abgeleiteten Arten der Arbeitsteilung das Bereich der letzteren keineswegs erschöpft ist. Wir finden vielmehr noch einen vierten und einen fünften Typus der Arbeitsteilung, von denen wir den einen als Berufsbildung, den andern als Arbeitsverschiebung bezeichnen wollen.

Was zunächst die Berufsbildung betrifft, so wäre diese eigentlich vor jeder anderen Art der Arbeitsteilung zu nennen gewesen. Denn sie steht an der Spitze jeder volkswirtschaftlichen Entwicklung. Zu ihrem Verständnis ist davon auszugehen, daß vor der Entstehung der Volkswirtschaft allgemein die Völker einen Zustand reiner Eigenwirtschaft durchmachen, wo jedes Haus durch

die Arbeit seiner Angehörigen alles erzeugen muß, was es bedarf. Diese Arbeit kann unter den Hausgenossen nach Alter, Geschlecht und Körperkraft, sowie nach ihrer Stellung zum Hausvater mannigfach verteilt sein. Aber diese Arbeitsverteilung ist keine volkswirtschaftliche Arbeitsteilung; ihre Wirkungen bleiben auf die Einzelwirtschaft beschränkt und greifen nicht organbildend in andere Wirtschaften oder klassenbildend in die Gesellschaft über. Es giebt darum auf dieser Stufe wohl allerlei landwirtschaftliche und gewerbliche Technik; aber es giebt keine Landwirtschaft, kein Gewerbe, keinen Handel als besondere Erwerbszweige, keine Bauern, keine Industriellen, keine Kaufleute als soziale Berufsgruppen.

Dieser Zustand ändert sich, sobald einzelne Arbeiten aus dieser vielseitigen Wirtschaft sich aussondern und zum Gegenstand eines Berufes, zur Unterlage einer speziellen Erwerbsthätigkeit werden. Vorbereitet wird dieser Fortschritt durch die Arbeitsverteilung der großen Sklaven- und Fronerwirtschaften, mit der wir uns indessen hier nicht beschäftigen können. Das Stück, welches sich aus dem Thätigkeitsgebiete der autonomen Hauswirtschaft ausscheidet und in einem besonderen Berufe verselbständigt, ist bald ein ganzer Produktionsprozeß, z. B. die Töpferei, bald ein einzelner Produktionsabschnitt, z. B. das Walken des Tuches, das Mahlen des Getreides[1]), bald eine Art persönlicher Dienstleistung, z. B. das Heilen von Wunden. Am häufigsten aber wird durch die Berufsbildung der produktive Teil der häuslichen Wirtschaftsaufgaben geschmälert, und im Laufe der Jahrhunderte werden letztere immer mehr auf das konsumtive Gebiet zurückgedrängt.

1) In diesem Falle ist die Berufsbildung zugleich Produktionsteilung.

Auf der andern Seite entstehen die verschiedenen Produktionszweige und Gewerbe, die sich dann durch Spezialisation und Produktionsteilung ins Unendliche vervielfältigen.

Man würde irren, wenn man meinte, dieser Prozeß der Berufsbildung, der bei uns bereits im frühen Mittelalter beginnt, sei längst zum Abschluß gelangt. Noch immer bröckeln Teile der alten Hauswirtschaft ab, langsam auf dem Lande, schneller in den Städten, und jedes städtische Adreßbuch kann uns eine Reihe selbständiger Gewerbe aufweisen, welche erst im Laufe dieses Jahrhunderts durch Absplitterung früherer hauswirtschaftlicher Thätigkeiten entstanden sind.

Freilich wäre es ein Irrtum, anzunehmen, daß jede Entstehung neuer Berufe, die nicht Berufsspaltung oder Produktionsteilung ist, auf Teilung der Arbeit zwischen Haushalt und neuen Erwerbswirtschaften zurückzuführen sei. Eine Fahrradfabrik, eine Galvanisieranstalt, ein Elektrizitätswerk, eine Eisfabrik, ein photographisches Atelier sind Gewerbebetriebe, welche nicht der Arbeitsteilung, sondern dem Aufkommen ganz neuer Güterarten ihre Entstehung verdanken. Sie müssen darum von dieser Betrachtung ausgeschlossen bleiben. Immerhin stehen auch sie nicht außerhalb der Einwirkung der Arbeitsteilung, indem sie von Anfang an den von dieser bedingten Produktionsformen sich anbequemen.

Nur äußerlich verwandt mit diesem Vorgange ist die Erscheinung, welche wir vorhin als *Arbeitsverschiebung* bezeichnet haben. Sie tritt hervor bei der Erfindung neuer Maschinen und sonstiger stehender Hilfsmittel der Arbeit. Und zwar vollzieht sich hier die Arbeitsteilung in folgender Weise.

Wenn in einem Produktionszweige eine neuerfundene

Maschine eingeführt wird, so tritt eine völlige Verschiebung der seitherigen Arbeitsorganisation ein. In der Regel übernimmt der Mechanismus nur einzelne Bewegungen, die bis dahin durch Menschenhand ausgeführt wurden, und in dem Betriebe, welcher die neue Maschine einstellt, mag sich zunächst nichts weiter ändern, als daß der Arbeiter, welcher vorher jene Muskelbewegungen ausführte, zur Bedienung der Maschine verwendet wird, die andere Muskelbewegungen von ihm fordert. So arbeitet z. B. nach Einführung der Nähmaschine der Arbeiter in der Schneiderwerkstätte mit Hand und Fuß, während er vorher bloß mit der Hand thätig war, und mit dieser auch in anderer Weise.

Aber um einen Rock zu produzieren, sind auch schon vorher weit mehr Personen thätig gewesen als der Schneider. Da sind zunächst die Produzenten der Stoffe, welche der Schneider verarbeitet: der Wollproduzent, der Spinner, der Weber, der Färber ꝛc., dann die Produzenten seiner Werkzeuge: der Nadelfabrikant, der Scherenschmied und viele andere. Alle diese Produzenten bleiben auch noch nach Einführung der Nähmaschine in Thätigkeit. Dazu kommt aber noch ein neuer: der Maschinenfabrikant oder, da die Maschine auf dem Wege der Arbeitszerlegung hergestellt wird, gleich eine ganze Anzahl: der Maschinenschlosser, der Gießer, der Metalldrechsler, der Modellschreiner, der Monteur, der Lackierer u. s. f. Es ist, wenn wir den ganzen Produktionsprozeß ins Auge fassen, ein Teil der Gesamtarbeit aus einem späteren in ein früheres Stadium zurückgeschoben, die Schneiderarbeit ist teilweise aus der Schneiderwerkstätte in die Maschinenfabrik verlegt worden.

Der ganze Vorgang ist typisch und trägt unzweifelhaft die Züge der Arbeitsteilung. Wenn wir dafür den

Ausdruck Arbeitsverschiebung anwenden, so muß er in örtlichem und zeitlichem Sinne verstanden werden. Oertlich bedeutet die Arbeitsverschiebung die teilweise Verlegung einer Arbeitsleistung aus einer Produktionsstätte in eine andere; zeitlich ist sie Ersetzung unmittelbarer durch vorgethane Arbeit, Zurückschiebung eines Teiles der Arbeit, welche seither auf die Herstellung des Gebrauchsguts verwendet wurde, auf die Erzeugung des Produktionsmittels. Es ist dabei aber durchaus nicht notwendig, daß sich eine neue Wirtschaft (Unternehmung) bildet, in welcher berufsmäßig das neue Arbeitsinstrument hergestellt wird, wie denn im Falle der Nähmaschine sehr wohl eine bereits vorhandene Maschinenfabrik ihre Anfertigung übernehmen kann. Das Wesentliche ist, daß das neue Verfahren der Kleiderproduktion eine größere Zahl unter sich verschiedener Arbeitsverrichtungen enthält und demgemäß mehr Arbeitskräfte in Anspruch nimmt.

Wir haben nunmehr fünf verschiedene Arten volkswirtschaftlicher Vorgänge kennen gelernt, die unter den Begriff der Arbeitsteilung fallen und die sich noch täglich vor unsern Augen abspielen. Damit ist freilich über ihre relative Bedeutung in dem modernen Wirtschaftsleben noch sehr wenig gesagt. Denn das letztere ist das Ergebnis eines langen Entwicklungsprozesses, und wer es mit dem Auge des Geschichtsforschers betrachtet, der findet überall Aeltestes und Jüngstes neben einander: das erste mit bescheidener, das andre mit breit hervortretender Wirkungssphäre. Die Menschheit hat auf ihrem langen Entwicklungsgange von der isolierten zur sozialen Wirtschaft immer neue Weisen der Arbeitsorganisation gesucht und gefunden. Aber sie hat darum die alten nicht fallen gelassen und wird sie nicht fallen lassen, so lange sie ihre Rolle nicht vollständig aus-

gespielt haben. Denn auch in diesem Punkte waltet das große Gesetz der Wirtschaftlichkeit: es geht nichts verloren, das an irgend einer Stelle noch mit Nutzen Verwendung finden kann.

Das gilt auch von den verschiedenen Formen der Arbeitsteilung. Mögen auch Arbeitszerlegung und Arbeitsverschiebung in der Gegenwart an Bedeutung die Spezialisation und Produktionsteilung überragen, mag die Berufsbildung als Form der Arbeitsteilung kaum mehr in Betracht kommen, erloschen ist darum keines dieser volkswirtschaftlichen Organisationsprinzipien, sondern jedes wirkt an den Stellen fort, wo es seine Kraft noch bewähren kann.

In der Wirtschaftsgeschichte hat jedes von ihnen eine Periode der Vorherrschaft gehabt. Die Berufsbildung kommt bei uns im frühen Mittelalter auf; die Hauptwirksamkeit der Spezialisation fällt mit der Blüte des Städtewesens zusammen. Gleichzeitig beginnt die Produktionsteilung: ihre ganze Kraft entfaltet die letztere aber erst in der kapitalistischen Wirtschaft nach dem Aufkommen der Arbeitszerlegung und der Arbeitsverschiebung, welche beide sich kaum über das XVII. Jahrhundert zurückverfolgen lassen.

Ich verzichte nur ungern darauf, die historische Bedingtheit jeder einzelnen, die Ursachen und die Folgen ihres Auftretens ausführlich darzulegen, und dies um so mehr, als die von mir vorgenommene schärfere Unterscheidung der einzelnen Vorgänge erst in diesen Punkten ihre volle Rechtfertigung, die seitherige abstrakte Behandlung der ganzen Erscheinung ihre Widerlegung finden kann. Ich muß jedoch mit wenigen Worten auf die Ursache und Wirkung der Arbeitsteilung im allgemeinen eingehen. Denn die Unterscheidung jener fünf Arten derselben müßte als wissenschaftlich bedeutungslos oder als müßiges Spiel des Scharfsinns

erscheinen, wenn alle auf- und abwärts in dem gleichen Verhältnis der Verursachung zu den übrigen volkswirtschaftlichen Erscheinungen stünden.

Adam Smith führt alle Arbeitsteilung auf einen gemeinsamen Ursprung zurück: die dem Menschen angeborene Neigung zum Tausche, von der er unentschieden läßt, ob sie instinktiv oder auf Grund bewußt wirkender Ueberlegung auftrete. Er verzichtet also auf eine scharfe psychologische Analyse des wirtschaftlichen Handelns und begnügt sich damit, die Wurzeln der Arbeitsteilung in die dunkeln Tiefen des Trieblebens zu versenken.

Dadurch gerät er aber mit seinen eignen Beispielen in Widerspruch. Geht die Arbeitsteilung aus einem dem Menschen von jeher innewohnenden Triebe hervor, so ist sie eine absolute ökonomische Kategorie. Sie muß sich überall, wo Menschen sind und zu allen Zeiten geltend machen. Nun aber stellen die Beispiele des Adam Smith dem Zustande der geteilten Arbeit regelmäßig einen Zustand der ungeteilten Arbeit gegenüber und lassen den ersteren aus letzterem hervorgehen. Das erfordert ja auch der dynamische Gebrauch des Wortes Teilung. Thatsächlich hat, wie wir bereits wissen, ein Zustand ohne volkswirtschaftliche Arbeitsteilung Jahrhunderte lang bestanden, und die einzelnen Arten der letzteren lassen sich nach ihrer Entstehungszeit ziemlich genau bestimmen. Es ist also die volkswirtschaftliche Arbeitsteilung überhaupt eine historische Kategorie, keine elementare Wirtschaftserscheinung.

Und dasselbe gilt vom Tausche. Wie es Perioden ohne volkswirtschaftliche Arbeitsteilung gegeben hat, so gab es auch Perioden ohne Tausch. Die ersten Tauschhandlungen treten nicht gleichzeitig mit der Arbeitsteilung auf, sondern gehen ihr lange voraus. Sie dienen dem Zwecke, Ueber-

schüsse und Ausfälle, die sich in sonst autonomen Wirtschaften gelegentlich eingestellt haben, gegen einander auszugleichen. Der Tausch ist hier etwas Zufälliges, nichts im Wesen der Wirtschaft Begründetes. Und auch wenn mit der Berufsbildung die volkswirtschaftliche Arbeitsteilung beginnt, so bewegt sie sich noch lange in Formen, denen man die Absicht anmerkt, den Tausch möglichst auszuschließen. Die Hausfrau der alten Zeit mahlt das selbstgewonnene Getreide auf der Handmühle und backt aus dem so erzeugten Mehle das Brot. Nachdem sich die Gewerbe des Müllers und des Bäckers gebildet haben, wird das Getreide dem Müller zum Vermahlen hinausgegeben, und der Bäcker erhält darauf das Mehl, um Brot daraus herzustellen. Vom Rohmaterial bis zum fertigen Produkt wechselt das neu entstehende Gebrauchsgut niemals seinen Eigentümer. Für ihre Mühe werden Müller und Bäcker mit einem Teile ihres Produkts abgefunden, den sie zurückbehalten. Das ist in dem ganzen arbeitsteiligen Produktionsprozeß der einzige tauschähnliche Vorgang.

Man erkennt daraus leicht, daß jener angebliche Tauschtrieb des Adam Smith nur ein Auskunftsmittel der Verlegenheit ist. Wir können uns näheres Eingehen auf diesen Punkt um so eher ersparen, als die neueren Nationalökonomen darin ihrem englischen Meister nicht gefolgt sind. Die letzteren sind eher geneigt, den Tausch als die unbeabsichtigte Folge der Arbeitsteilung anzusehen, und wir können dies mit der Einschränkung gelten lassen, daß der Tausch bei geteilter Arbeit von dem Augenblick an zur Notwendigkeit wird, wo der Produzent zugleich Eigentümer aller Produktionsmittel ist. Er wird dann zum Lebenselement jeder Wirtschaft, und fast jeder Fortschritt der Arbeitsteilung vermehrt von diesem Punkte ab die Menge

der notwendigen Tauschakte. Bis aber diese Stufe der Entwicklung erreicht ist, vergehen vom ersten Entstehen der volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung wieder Jahrhunderte. Auch heute ist z. B. der Zustand, wo der Müller Eigentümer des Getreides, der Bäcker Eigentümer des Mehles ist und das Brot darum nur auf Grund dreimaligen Tausches in die Hände der Konsumenten gelangen kann, auf dem Lande noch keineswegs die Regel.

Wenn sonach bei den volkswirtschaftlichen Entwickelungsvorgängen der Arbeitsteilung der Tausch bloß eine sekundäre Erscheinung ist, so werden wir von selbst genötigt, für das auf Teilung der Arbeit gerichtete menschliche Handeln eine andere Motivierung zu suchen.

Wir werden dabei unmittelbar auf die Grundthatsachen der Wirtschaft zurückgeführt: die Unbegrenztheit der menschlichen Bedürfnisse und die Beschränktheit ihrer Befriedigungsmittel. Die menschlichen Bedürfnisse sind einer unendlichen Vermehrung und Verfeinerung fähig; sie ruhen niemals; sie steigern sich intensiv und extensiv im Laufe der Kulturentwicklung. Die für menschliche Zwecke verfügbare Materie ist beschränkt und ebenso die menschliche Arbeitskraft, die ihr Güterqualität verleiht und ihren Vorrat vermehrt. Mit der wachsenden Zahl der Menschen wird das Verhältnis des Gesamtbedarfs zu der Menge des wirtschaftlich verwertbaren Rohstoffs, den die Natur zu bieten vermag, ein immer ungünstigeres. Die zur Produktion des Gesamtbedarfs erforderliche Arbeitsmenge wächst somit aus einem doppelten Grunde: es sollen mehr und bessere Güter produziert werden, und sie sollen unter ungünstigeren Bedingungen hervorgebracht werden. Der Kopfanteil der Arbeit, welcher auf jeden an der Wirtschaft Beteiligten entfällt, müßte so schließlich eine unerträgliche Größe erreichen, wenn

es nicht gelänge, durch wirtschaftliche Einrichtung der Arbeitsverwendung ihn herabzumindern.

Nun lehrt die einfache Beobachtung, daß nicht jeder für jede Arbeit von Natur gleich geeignet ist. Die verschiedenen körperlichen und geistigen Anlagen der Individuen bedingen bedeutende Unterschiede des Arbeitserfolges, die bei fortschreitender gesellschaftlicher Entwicklung, oder, was dasselbe ist, bei steigender Vielseitigkeit der Arbeitsaufgaben immer wichtiger werden. Der Grundsatz der Wirtschaftlichkeit verlangt, daß jeder in einer seinen Anlagen angemessenen Weise beschäftigt werde; denn nur so kann seine Arbeit die höchste Nutzwirkung ergeben. Es wird aber um so leichter „der rechte Mann an den rechten Platz" gelangen, je mehr die Zahl der Arbeitsaufgaben vervielfacht und jede dauernd einem bestimmten Arbeiter übertragen wird.

Mit der Vervielfachung der Arbeitsaufgaben tritt zugleich eine Vereinfachung derselben ein. Jede zusammengesetzte Arbeit bedeutet für das Individuum, das sie verrichtet, einen öfteren Wechsel der Bewegungen, jeder derartige Wechsel einen Kraftverlust. Denn der Uebergang von einer Art der Bewegung zur andern verlangt geistige und körperliche Anpassung an die neue Arbeitsart, also eine Kraftaufwendung, die an sich kein nutzbares Ergebnis liefert. Bei gleichmäßig fortgesetzten Muskelbewegungen dagegen kann das geistige Element der Arbeit ausgeschaltet werden, und es tritt bald ein automatischer Vollzug jener Bewegungen ein, der mit zunehmender Uebung die Ermüdungsgrenze immer weiter hinausrückt. Zugleich läßt sich die Intensität automatisch vollziehbarer Arbeit bis zu sehr hohem Grade steigern, sodaß nicht nur die Bewegungen länger fortgesetzt werden können, sondern auch auf jede Zeiteinheit eine größere Zahl von Bewegungen entfällt und damit eine außerordent-

liche Steigerung der Nutzwirkung der Arbeit eintritt[1]).

Alles dies läßt es als Gebot der Wirtschaftlichkeit erscheinen, die Arbeitsaufgaben zu verengern, um jede Art der Begabung ausnutzen und jeden nutzlosen Kraftverlust vermeiden zu können. Wir finden aber in den meisten Produktionsprozessen sehr verschiedenartige Arbeitsaufgaben vereinigt: Hand- und Kopfarbeit, Operationen, die große Muskelkraft erfordern, neben solchen, bei welchen die Gelenkigkeit der Finger, die Feinheit des Gefühls, die Schärfe des Auges in Frage kommen, Verrichtungen, die eine durch Lehre und Uebung erworbene Fertigkeit beanspruchen und solche, die auch der Ungeübte vorzunehmen im Stande ist. Die alte Zeit, welche diese verschiedenen Arbeitsaufgaben in *eine* Hand legte, trieb eine große Verschwendung mit ihren qualifizierten Arbeitskräften und schränkte den produktiven Teil der Bevölkerung ein auf diejenigen, welche irgend eine Technik in allen ihren Teilen beherrschten. Dadurch, daß die Arbeitsteilung die qualitativ ungleichen Arbeitselemente von einander scheidet, gelingt es ihr, die stärksten wie die schwächsten Arbeitskräfte zu verwenden und zur Ausbildung der höchsten speziellen Arbeitsgeschicklichkeit anzureizen.

So ist die Arbeitsteilung schließlich nichts anderes als einer jener Anpassungsvorgänge, welche in der Entwicklungsgeschichte der ganzen belebten Welt eine so große Rolle spielen: Anpassung der Arbeitsaufgaben an die Verschiedenartigkeit der menschlichen Kräfte, Anpassung der Arbeitskräfte an die Arbeitsaufgaben, fortgesetzte Differenzierung der einen und der andern. Und damit rückt der ganze Vorgang aus der Dämmerung des Trieblebens in das helle Licht wohl motivierten menschlichen Handelns.

1) Näheres in „Arbeit und Rhythmus“ S. 24 ff.

Nur das eine muß hier noch hervorgehoben werden, daß das persönliche Verursachungsmoment in der Arbeitsteilung um so reiner hervortritt, je weiter wir in der Geschichte der Menschheit zurückgreifen. Darum überwiegen auf den älteren Stufen der Entwicklung solche Formen der Arbeitsteilung, bei denen dem Individuum eine für sich selbständige Lebensaufgabe zugewiesen wird, die ohne wesentliche materielle Hilfsmittel erfüllt werden kann. Es sind vorzugsweise geistige und künstlerische Thätigkeiten, welche am frühesten zu Berufen werden. Der Priester, der Wahrsager, der Arzt, der Zauberer, der Sänger, der Tänzer gelangen zuerst als Träger besonderer Gaben zu einer Sonderstellung.

Besteht ein unfreies Arbeitssystem, so entwickelt sich die Arbeitsteilung zuerst im Schoße der Sklavenfamilie, und hier ist es ein noch kaum beachtetes persönlich-sittliches Moment, das ihr zum Dasein verhilft. Der Herr muß überall, wo das System der beaufsichtigten Arbeitsgemeinschaft nicht anwendbar ist, für jeden unfreien Arbeiter einen besonderen Pflichtenkreis schaffen, für welchen er verantwortlich in Anspruch genommen werden kann; er muß ihm eine bestimmte Art von Arbeit ausschließlich auferlegen, wenn er Nutzen von ihm ziehen will. Daher bei den Römern jene fast spitzfindig zu nennende Spezialisierung der Arbeit in der familia urbana[1]), die sorgfältige Auslese der Sklaven nach Körper- und Geistesanlage für die verschiedenen landwirtschaftlichen Verrichtungen[2]), daher bei

1) Siehe oben S. 119.

2) Vergl. darüber die feinen Bemerkungen bei Columella I, 9: Sed et illud censeo, ne confundantur opera familiae, sic ut omnes omnia exsequantur; nam id minime conducit agricolae, seu quia nemo suum proprium aliquod esse opus credit, seu quia, cum

den mittelalterlichen Hörigen die so häufige Festsetzung des Naturalzinses in ganz speziellen Produkten des Hauswerks[1]). Der Mann, der im Sklavenhaushalt ausschließlich den Ackerknecht oder Schmied, den Bartscheerer oder Schreiber spielte, der Zinsbauer, der an den Hof ausschließlich Fässer oder Schüsseln, Messer oder Leinentuch zu liefern hatte, erlangte eine besondere Arbeitsgeschicklichkeit, und mit dieser trat er dann in die Gesellschaft als Berufsarbeiter ein, als für ihn die Stunde der Befreiung schlug. So liegt in dem individuellen Arbeitspensum, dessen Festsetzung die Oekonomie der unfreien Arbeit auf der Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft erzwingt, und in der dadurch bedingten Spezialisierung der Keimpunkt für die gesellschaftliche Arbeitsteilung der folgenden Entwicklungsstufe.

Erst viel später greifen neben dem persönlichen Moment der Veranlagung und Anpassung auch *sachliche Momente* bei der Entstehung neuer Arbeitsteilung mit ein[2]). Wie die Menschen, differenzieren sich auch die Dinge: Werkzeuge, Rohstoffe, Produkte. Jeder Fortschritt der Arbeitsteilung sucht die vorhandenen Werkzeuge und Arbeitsgeräte sich anzupassen oder neue für die besondere

enisus est, non suo sed communi officio proficit ideoque labori multum se subtrahit; nec tamen viritim malefactum deprehenditur, quod fit a multis etc.

1) Eine Zusammenstellung oben S. 124.

2) Zum Folgenden ist Kap. IX von „Arbeit und Rhythmus" zu vergleichen. Wie sehr noch in der mittelalterlichen Stadtwirtschaft das persönliche Moment bei der Arbeitsteilung vorherrschte, erkennt man aus den Vorbedingungen für die Aufnahme in eine Zunft. Soweit der Gewerbebetrieb in Frage kam, werden nur persönliche Anforderungen gestellt (Fähigkeit, das Gewerbe mit eigner Hand zu treiben); sachliche Anforderungen hat der Aufzunehmende nur als Bürger (Hausbesitz, Waffenrüstung!) und als Christenmensch (Eintrittsgebühr in Wachs) zu erfüllen.

Wirtschaftsaufgabe zu schaffen. Man denke nur an die zahllosen Arten von Hämmern, Zangen, Meißeln, die bei den verschiedenen Zweigen der Metall- und Holzbearbeitung im Gebrauche sind! Die Arbeitsteilung unter den Menschen findet ihr Gegenstück in einer Gebrauchsteilung unter den Arbeitsinstrumenten. Aber so lange das Werkzeug bloß Verstärkung der menschlichen Gliedmaßen ist, wird die persönliche Anpassung den Prozeß der Arbeitsteilung beherrschen; erst mit dem Augenblick, wo künstliche Apparate geschaffen werden, mittels deren Naturkräfte in den Dienst des Menschen gestellt werden können, erlangt das Arbeitsinstrument Gewalt wie über seine Körperbewegungen so über seine soziale Individualität. Und nun kann der Anstoß zu einem neuen Schritte auf der Bahn der Arbeitsteilung ebenso leicht von einem neu erfundenen Arbeitsmittel ausgehen wie vom Besitz oder Erwerb einer besonderen persönlichen Qualität. Die meisten neuerfundenen Maschinen erfordern zu ihrer Bedienung Arbeiter von einer Qualifikation, die vorher im Betriebe nicht vertreten war. Im Anschluß daran tritt das kapitalistische Moment der Kostenersparnis bei wachsendem Produktionsumfang auf; aber dieses doch auch nur unter der Voraussetzung einer Vereinheitlichung und Konzentration des Bedarfs, welche die vielleicht schon lange technisch mögliche Massenproduktion auch wirtschaftlich möglich macht. Manche Arbeitsprozesse (man denke z. B. an das Färben, Schleifen, Trocknen, die Briefbeförderung der Post) verursachen annähernd die gleichen Kosten, einerlei, ob sie an vielen oder wenigen Stücken vorgenommen werden. Gelingt es nun, das ganze Produktionsverfahren so zu ordnen, daß sich Massen der jenen Prozessen zu unterwerfenden Rohstoffe oder Halbfabrikate an bestimmten Stellen sammeln, so wird die Einstellung besonderer

Teilarbeiter an diesen Stellen vorteilhaft, und es tritt im Ganzen eine erhebliche Kostenersparnis ein.

Wie weit bei derartigen Vorgängen die sozialen Prinzipien der Gebundenheit der Arbeit und der freien Konkurrenz hemmend oder fördernd mitwirken können, ist hier nicht zu untersuchen. Zu warnen ist nur davor, diese Dinge ausschließlich im Lichte der modernen Industrieverhältnisse erblicken und beurteilen zu wollen. Die Arbeitsteilung reicht über das materielle Gebiet weit hinaus; sie hat insbesondere auf dem Felde der geistigen Arbeit in neuerer Zeit Fortschritte und Erfolge zu verzeichnen, denen diejenigen auf dem Gebiete der Produktionstechnik schwerlich gleichgestellt werden dürfen; ja vielfach sind die ersteren die direkte Ursache und Veranlassung der letzteren. In dem ganzen weiten Gebiete, das jenseits der materiellen Produktion liegt, spielen die sachlichen Hilfsmittel der Arbeit aber keine wesentliche Rolle; hier giebt fortgesetzt das persönliche Moment für die Weiterentwicklung der Arbeitsteilung den Ausschlag, und wir haben dieses somit als das den ganzen großen kulturhistorischen Prozeß beherrschende anzuerkennen.

Mehr aber läßt sich auch über die allgemeinen Entstehungsursachen der Arbeitsteilung nicht sagen. Auf die besonderen Entstehungsbedingungen, unter welchen die einzelnen Arten oder Formen derselben auftreten, soll an anderer Stelle kurz eingegangen werden.

Ebenso können wir die wirtschaftlichen Folgen der Arbeitsteilung an dieser Stelle nur flüchtig berühren, obwohl gerade an diesem Punkte die verschiedenen Formen am weitesten auseinandergehen.

Adam Smith kennt nur eine Wirkung der Arbeitsteilung: die vermehrte Produktivität der Arbeit. Er beschränkt also ihren Einfluß auf das Gebiet der Güter-

erzeugung. Und darin hat er vollkommen recht: die Arbeitsteilung gestattet mit einer bestimmten Ausgabe menschlicher Arbeitskraft mehr und bessere Güter hervorzubringen, als es bei ungeteilter Arbeit möglich wäre. Die Produktion wird billiger; ihre Kosten vermindern sich, soweit die Arbeit in Betracht kommt. Da aber Adam Smith die Arbeit als das wahre Maß des Tauschwertes ansieht, so konnte er sich der weiteren Frage entschlagen, ob denn unter allen Umständen die Arbeitsteilung auch eine billigere Befriedigung der Konsumenten verbürgt.

So eng nun auch diese Auffassung erscheint, so ist sie doch gewiß berechtigter, als die ungemessene Ausdehnung, welche manche neuere Nationalökonomen[1]) den Wirkungen der Arbeitsteilung geben, wenn sie unsere ganze heutige Wirtschaftsorganisation unmittelbar aus der Arbeitsteilung ableiten und diese mit dem Schlagwort der „arbeitsteiligen Wirtschaft" genügend zu kennzeichnen vermeinen. Sie lassen sich dabei von der Meinung leiten, daß die wichtigsten volkswirtschaftlichen Erscheinungen in ihrer heutigen Gestalt und Wirkungsweise durch die Arbeitsteilung bestimmt werden, daß sie in der reichentwickelten Berufsgliederung, die sie veranlaßt, sozusagen das Knochengerüst liefert, das den volkswirtschaftlichen Organismus trägt, während der Verkehr die Bänder und Muskeln abgiebt, die es zusammenhalten und wie einen großen lebendigen Körper funktionieren lassen. Der Verkehr aber, meint man, werde unmittelbar durch die Arbeitsteilung bewirkt, sie sei seine Ursache.

Darin liegt ein großer Irrtum. Die Arbeitsteilung wirkt an sich noch nicht verkehrschaffend. Und umgekehrt

1) So jetzt auch wieder Schmoller, Grundriß der allg. Volkswirtschaftslehre I (Leipzig 1900), S. 364 ff.

läßt sich wohl ein Zustand ungeteilter Arbeit bei verhältnismäßig reicher Verkehrsentwicklung denken.

Um zunächst den letzten Satz zu erläutern, sei daran erinnert, daß Völker, welche im Ganzen noch auf der Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft stehen, doch einen verhältnismäßig stark entwickelten (unentgeltlichen oder entgeltlichen) Güteraustausch haben können, wenn auffallend ungleiche Verteilung der Naturgaben oder Kleinheit der Hausstände dazu den Anlaß bieten. Jedes Haus und jede Arbeitskraft produziert hier im Zustande voller Arbeitsvereinigung alles, was die natürlichen Hilfsmittel des Wohnorts erlauben. Der Tausch füllt nur die Lücken der Eigenproduktion aus; seine Objekte sind nur Ueberschüsse sonst autonomer Wirtschaften. Je schwächer an Zahl die einzelnen Hausstände sind, je häufiger ungünstige Witterung, Viehsterben, Verderb der Vorräte, Krankheit von Hausgenossen die Bedarfsdeckung an einzelnen Punkten in Frage stellen, um so öfter wird man überschüssiges Gut aus fremden Wirtschaften heranziehen und das in der eigenen Wirtschaft Ueberflüssige dagegen abgeben.

So haben die Negervölker Zentralafrikas eine sehr große Zahl von Wochenmärkten, die vielfach mitten im Urwald unter besonderem Friedensschutz abgehalten werden. Es giebt aber bei ihnen kaum ein einziges berufsmäßig betriebenes Gewerbe, und es fehlt jede Art von Arbeitsteilung, abgesehen von der Sonderung der Arbeitsgebiete nach Geschlechtern. Aehnliches ist in verschiedenen Teilen Ozeaniens beobachtet worden, und auch in den westeuropäischen Ländern scheint im früheren Mittelalter ein ziemlich lebhafter Marktverkehr angenommen werden zu müssen bei völlig unentwickelter Arbeitsgliederung.

Auf der andern Seite kann, wie schon öfter bemerkt,

auf derselben Stufe der Hauswirtschaft Arbeitsteilung Platz greifen, ohne daß daraus Tausch entsteht, wenn das Bestehen der Sklaverei oder Hörigkeit Hausstände von sehr großer Menschenzahl ins Leben ruft. In den Wirtschaften der reichen Römer, auf den mittelalterlichen Fronhöfen gab es sehr verschieden qualifizierte Arbeiter, vielleicht gar solche, welche nach dem Prinzip der Arbeitszerlegung produzierten; aber der Tauschverkehr verband sie weder unter einander, noch mit den Konsumenten ihrer Erzeugnisse. Das, was sie zusammenhielt, war die Autorität des Familienhauptes; das Mittel dazu gab ihm bei der Sklaverei das Menscheneigentum, bei der Hörigkeit das Grundeigentum. Die so organisierte Wirtschaft ist eine dauernde Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft; was sie erzeugt, verbraucht sie auch; ja die Arbeitsteilung scheint ihr geradezu ein willkommener Weg zu sein, um den Tausch zu vermeiden.

In derartigen Großhaushaltungen bereitet sich die berufsmäßige Arbeitsteilung der folgenden Wirtschaftsstufe vor. Diese löst das Dasein eines Teiles der Menschen vom Boden los, auf dessen Besitz es sich bis dahin allein gegründet hatte. Sie schafft neben der bäuerlichen die bürgerliche Nahrung. Die Spezialisation vermehrt die Zahl der Erwerbsgelegenheiten; sie giebt den Rahmen, innerhalb dessen höhere mechanische Geschicklichkeit zur Entfaltung kommt. Auch die Produktionsteilung hat zunächst noch keine andere Wirkung. Alle drei zusammen sind für sich wohl im Stande, eine „arbeitsteilige Wirtschaft" hervorzubringen; aber diese Wirtschaft ist nicht sofort Volkswirtschaft. Denn sie entbehrt zunächst noch des Güterumlaufs.

Der ganze bis dahin vollzogene Prozeß der Arbeitsteilung geht, wie wir wissen, so vor sich, daß vom ge-

schlossenen Haushalt des Grundbesitzers sich Arbeitskräfte loslösen, die in der Form des Lohnwerks eine besondere Geschicklichkeit im Dienste fremder Haushaltungen verwerten. Sie sind zwar Berufsarbeiter, die von ihrem Berufserwerb leben: der Rohstoff aber, den sie verarbeiten, ist im Besitze desjenigen, welcher das Produkt schließlich in seinem Hause verbrauchen will. Nun giebt es gewisse Fälle, in denen mehrere solcher Lohnwerker an einem Produktionsverfahren mitwirken müssen, wenn das Produkt seine Genußreife erlangen soll, z. B. bei der Erzeugung des Brotes der Müller und der Bäcker, bei der Herstellung eines Kleides der Weber, der Färber und der Schneider. Technisch werden dann alle diese selbständig thätigen Berufsarbeiter mit einander verknüpft sein durch das Produkt, das in verschiedenen Stadien der Genußreife ihre Hände durchläuft. Einer setzt immer das Werk des andern fort. Ihre wirtschaftliche Zusammenfassung aber erfolgt durch den Eigentümer des Rohstoffes, der letzteren gewöhnlich selbst erzeugt hat und zu dem auch das fertige Produkt zurückkehrt: den Konsumenten. Das Mittel aber, durch welches dieser die verschiedenen Teilproduzenten zu seinem Dienste heranzieht, ist der Werklohn, den er jedem zahlt. Die Entrichtung desselben stellt auch den einzigen Verkehrsakt dar, der aus dieser Art der Arbeitsteilung entspringt.

Beim Bau eines Hauses nimmt man nach einander den Maurer, den Zimmermann, den Dachdecker, Glaser, Schreiner, Schlosser, Tüncher um Lohn an und liefert ihnen das Material, das sie zu ihrer Arbeit brauchen. Ihren sachlichen Mittelpunkt finden alle in dem Neubau; ihren persönlichen Mittelpunkt haben sie in dem Bauherrn. Dieser faßt sie sozusagen zu einer temporären Pro-

duktionsgemeinschaft zusammen. Aber ihre Verbindung ist eine lockere, fortwährend wechselnde. Es entsteht daraus keine dauernde volkswirtschaftliche Organisation. Heute dienen sie diesem, morgen jenem Bauherrn. Die Produzenten werden durch die Arbeitsteilung weder von einander, noch vom Arbeitsherrn sozial abhängig. Sie bleiben „Meister".

Daran wird auch nicht viel geändert, wenn der Lohnwerker sich zum Handwerker aufschwingt, indem er den Rohstoff für seine Arbeit selbst liefert. Einen Wagen z. B. giebt man beim Wagner in Bestellung, läßt ihn dann beim Schmied beschlagen und vom Maler anstreichen. Der Wagner liefert das Holz, der Schmied das Eisen, der Maler die Farbe. Die Bezahlung, die sie empfangen, vergütet nur den Preis des von jedem gelieferten Materials und die Arbeitsleistung. Aber der die Produktion leitet, das ist noch immer der Konsument des durch geteilte Arbeit erzeugten Produkts.

Wie man sieht, herrscht bei allen älteren Formen der Arbeitsteilung das deutliche Bestreben, die Zahl der durch sie hervorgerufenen Verkehrsakte auf das unbedingt Notwendige zu beschränken. Im Mittelpunkte aller durch Arbeitsteilung entstandenen Berufszweige steht die Hauswirtschaft, aus der jene hervorgegangen sind, mit ihrer uralten, sich nur langsam lösenden Arbeitsgemeinschaft. Mit dieser bleiben auch auf der Stufe der Stadtwirtschaft die besonderen Produktionsbetriebe und Berufsarbeiter, welche durch Berufsbildung, Spezialisation und Produktionsteilung geschaffen sind, durch feste und kurze Fäden verbunden. Sie übernehmen vom Kundenhause die Aufträge und führen sie für dasselbe aus; oft treten sie gar noch für die Zeit der Ausführung wieder mit ihm vorübergehend in Konsum-

tionsgemeinschaft (Stör).

Auf der Stufe der Volkswirtschaft tritt der Konsument immer mehr von der Funktion zurück, die er seit Jahrhunderten erfüllt hat: die geteilte Produktion zu leiten und zusammenzufassen. Es werden jetzt diese Aufgaben selbst zu einem Berufe; aber dieser Beruf kann selbständig nur von denen ausgeübt werden, in deren Händen zugleich die Produktionsmittel (mindestens die umlaufenden) sich befinden, den Kapitalisten. Sie heißen mit Rücksicht auf die Doppelaufgabe, die sie demgemäß zu erfüllen haben (Beschaffung des Kapitals und Leitung der Produktion), die Unternehmer.

Unter ihren Händen gestaltet sich die Arbeitsteilung völlig um. Soweit sie Produktionsteilung ist, setzt nun jeder Teilproduzent die aus eignen Rohstoffen erzeugten Produkte an seinen Nachmann ab. Für jeden werden sie zu Erwerbsmitteln, zum flüssigen Kapital. So entsteht neben dem allseitigen Austausch der fertigen Waren ein kettenartiger Austausch von Vorprodukten oder Halbfabrikaten, der keinen andern Zweck hat, als die verschiedenen Etappen der Arbeitsteilung mit einander zu verbinden. Dieser Tausch hat ganz andern Charakter als der vorher allein notwendige successive zwischen dem Konsumenten und den verschiedenen Produzenten. Letzterer ist, wenigstens für den Erwerber des Produkts, reiner Bedarfstausch, bei dem es ihm auf das Gut als Gebrauchsobjekt ankommt; ersterer ist für Käufer und Verkäufer jedesmal eine Erwerbshandlung, bei der die Gebrauchseigenschaft des Tauschobjekts Nebensache, die Kapitaleigenschaft, der mit ihm zu erzielende Gewinn, die Hauptsache ist. Die neu entstehenden Formen der Arbeitsteilung, Arbeitsverschiebung und Arbeitszerlegung, dehnen in ihrem gegenseitigen Verhältnis die Kapital-

qualität auch auf die stehenden Produktionsmittel aus. Die Arbeitszerlegung bedingt einen dauernd abhängigen Arbeiterstand. Sie giebt der kapitalistischen Produktionsweise erst den rechten Aufschwung, und sie vernichtet auf den Gebieten, denen sie zugänglich ist, vielfach wieder, was vorher Berufsbildung und Spezialisation geschaffen hatten: die Selbständigkeit der kleinen wirtschaftlichen Existenzen.

Diese neue Phase der Arbeitsteilung steigert sonach allerdings den Verkehr zu einer bis dahin unerhörten Höhe. Sie ruft zugleich im Handel, dem Transportwesen, der Kreditvermittlung, dem Versicherungswesen zahllose weitere auf dem Unternehmerprinzip beruhende Erscheinungen der Arbeitsteilung hervor, und diese bedingen ihrerseits wieder manigfache neue Verkehrsakte. Aber nicht die Arbeitsteilung an sich schafft diesen neuen Verkehr; nicht sie ist das anstoßgebende und schöpferisch wirkende Element in der modernen Volkswirtschaft, sondern das Erwerbskapital, dessen Nährquelle der Verkehr ist.

Die Stelle, an welcher das Kapital in der Grundform des Geldes zuerst seine werbende Kraft offenbart hat, war der Handel. Von da hat es in die Produktion übergegriffen, indem der Händler an Stelle des Konsumenten die Leitung der Produktion übernahm. Auf dem Gebiete der Industrie ist so zuerst das Verlagssystem entstanden. Der Verleger tritt zum Lohn- und Handwerker äußerlich ganz in das gleiche Verhältnis, welches früher der Hausvater hatte; dem ersteren schießt er den Rohstoff vor, dem letzteren nimmt er die aus eigenem Material gefertigten Produkte ab, um sie weiter zu verhandeln. Wo ein Produktionsprozeß in verschiedene Abschnitte zerfällt, dirigiert er das Produkt von einem zum andern, um es schließlich als fertige Ware auf den Markt zu bringen. Im Allgemeinen

operiert er bloß mit umlaufendem Kapital. Mit dem stehenden Kapital befaßt er sich dauernd erst, wenn es vorteilhaft wird, vom Verlag zur Fabrik überzugehen. Während aber das Handelskapital auf dem Gebiete der Industrie bloß umgestaltend wirkte, ist es auf dem des Bank-, Transport- und Versicherungswesens selbstschöpferisch thätig gewesen; diese Berufsgebiete sind eigentlich, wenn wir sie von der Seite der Arbeitsteilung betrachten, nur Abzweigungen des Handels.

So haben wir, wie mir scheint, *das Kapital als die organbildende Kraft in der modernen Volkswirtschaft anzuerkennen und die Arbeitsteilung als ihr Mittel*. Sein Träger und Repräsentant ist der Unternehmer. Daß dieser jenes Mittel der Arbeitsteilung mit ganz anderem Erfolge zu gebrauchen verstanden hat, als vor ihm der Hausvater, liegt auf der Hand. Heute bestimmt der Unternehmer, was wir essen und trinken, in den Zeitungen lesen und im Theater sehen, wie wir wohnen und uns kleiden sollen. Das sagt alles. Das Selbstbestimmungsrecht ist uns für einen großen Teil unseres Güterverbrauchs genommen, und da für den Unternehmer die gleichartige Massenproduktion am vorteilhaftesten ist, so findet auf dem Gebiete des *Konsums* eine unablässig zunehmende *Uniformierung* statt.

Im Gegensatze dazu herrscht auf dem Gebiete der *Arbeit* eine fortgesetzt wachsende Differenzierung. Das Arbeitsfeld jedes Einzelnen wird immer enger. Nur wenn die Arbeitsgeschicklichkeiten technisch in ihre Atome aufgelöst sind, können sie bildsamen Baustoff für das Werk des Unternehmers abgeben. Jede Unternehmung ist eine Zusammenfassung verschiedenartiger, durch Arbeitsteilung entstandener Thätigkeitsfragmente zu einem organischen

Ganzen. Sie verbindet wirtschaftlich und technisch unselbständige Arbeiter zu einer *dauernden Produktionsgemeinschaft*. Diese Produktionsgemeinschaft ist aber *nicht mehr zugleich Konsumtionsgemeinschaft*, sondern es gehören ihre Mitglieder besonderen, von allen produktiven Aufgaben entlasteten Haushaltungen an, die unter sich und mit der Haushaltung des Unternehmers in keiner Verbindung stehen.

Bei der Bildung jener Produktionsgemeinschaften schlägt der Unternehmer verschiedene Wege ein, je nachdem er auf dem Gebiete, auf dem er sein Kapital anlegen will, bereits ältere Formen der Arbeitsteilung vorfindet oder nicht.

Im ersten Falle zieht er alle seither wirtschaftlich selbständigen Berufszweige, die bis dahin mit dem zu erzeugenden Produkte zu thun hatten, in seinen Betrieb, spezialisiert hier ihre Arbeiter und läßt sie dauernd neben einander nur Teilarbeiten verrichten, die der Betrieb fordert. Als Beispiel sei die Möbelfabrik genannt, welcher Schreiner, Drechsler, Holzbildhauer, Polsterer, Glaser, Maler und Lackierer zu gemeinsamer Produktion *eingegliedert* werden.

Im zweiten Falle *gliedert* er zunächst die Arbeit mittels der Arbeitszerlegung in dem betreffenden Produktionszweige und stattet den Betrieb mit einem umfänglichen Werkzeugapparat aus.

In beiden Fällen giebt es in dem fertigen Betriebe neben dem Unternehmer nur abhängige, für sich technisch unselbständige Teilarbeiter. In dem ersten entstehen sie aus selbständigen Handwerkern, und die Aufgabe des Unternehmers liegt in ihrer Zusammenfassung zu einer Betriebseinheit; im zweiten ist die Betriebseinheit vorhanden, und ihre Komponenten sind erst zu suchen. Sehr bald sind

die Arbeiter beiderlei Ursprungs nicht mehr von einander zu unterscheiden.

Der alte Handwerksbetrieb gründete sich darauf, daß wenige gleichartig ausgebildete Kräfte, wenn auch auf verschiedenen Stufen der Ausbildung (Lehrlinge, Gesellen, Meister), neben einander wirkten. Die zusammen arbeitenden Gruppen sind von Handwerk zu Handwerk in allen ihren Gliedern durchaus verschieden qualifiziert. Es ist nicht möglich, daß ein Uebergang von einer Berufsart zur andern stattfinde; der Schmied kann nicht Wagner sein. Das Staatsgesetz erkennt dies an durch die scharfen Grenzlinien, welche es zwischen ihnen zieht.

Der moderne Industriebetrieb verbindet verschiedenartig ausgebildete, unter einander ungleiche Arbeitskräfte zum Zusammenwirken in der Unternehmung. Ihre Gruppierung für den Betrieb folgt von Produktionszweig zu Produktionszweig denselben Organisationsprinzipien; es giebt keine scharfen Grenzlinien zwischen den Gewerben. Eine Berufsunterscheidung findet unter den Unternehmern kaum, wohl aber unter den Arbeitern statt. Für die Funktionen des Unternehmers ist es fast einerlei, ob er eine Straßenbahn, ein Eisenwerk oder eine Weberei betreibt. Unter den Arbeitern dagegen giebt es infolge der fortgesetzten Arbeitszerlegung jetzt zahlreiche Spezialisten, die in sehr verschiedenen Produktionszweigen gebraucht werden. Der Schlosser, der Metalldreher, der Gießer, der Hobler, der Fraiser kommen in allen Zweigen der reich entwickelten Metallindustrie, in jeder Sparte von Maschinenbau, in Eisenbahnwerkstätten u. s. w. vor; Heizer und Maschinenmeister werden in jedem Großbetrieb gebraucht, mag er Baumwollgarn oder illustrierte Zeitungen produzieren; Tischler, Klempner, Drechsler, Böttcher können den ver-

schiedenartigsten Unternehmungen ein- oder angegliedert sein, und eine ebenso vielseitige Verwendbarkeit haben Kontorschreiber, Musterzeichner, Ingenieure. Dazu kommt die Masse der unqualifizierten Arbeit, die der Großbetrieb verschlingt. Für viele Unternehmer kommt es fast nur noch darauf an, diese Arbeitselemente in gehöriger Proportion zusammenzufügen und so zu gliedern, daß sie wie ein einheitlicher Mechanismus zusammenwirken.

Dieser flüchtige Ueberblick hat uns gelehrt, wie die Arbeitsteilung zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden auf die Wirtschaft der Völker und das Dasein der Individuen gewirkt hat, je nach den Organisationsprinzipien, welche die einzelnen Wirtschaftsstufen beherrschen.

Auf der Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft herrscht entweder Arbeitsvereinigung in den Händen des Hausvaters und der Hausmutter, oder es hat sich Arbeitsteilung auf Grund der Sklaverei oder Hörigkeit ausgebildet. In beiden Fällen stellt die Familie eine dauernde Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft dar. Es gilt der Grundsatz: wer mit mir arbeitet, soll mit mir essen.

Auf der Stufe der Stadtwirtschaft herrscht Spezialisation und Produktionsteilung vor. Die Teilproduzenten sind persönlich frei; aber Art und Zeit ihrer Produktion bestimmt in der Hauptsache der Konsument ihrer Erzeugnisse, der sie in dazu geeigneten Fällen zu temporären Produktionsgemeinschaften vereinigt. Für diese Zeit gewährt er ihnen oft auch die Kost.

Auf der Stufe der ausgebildeten Volkswirtschaft beherrscht der Unternehmer die arbeitsteilige Gütererzeugung. Die Teilproduzenten sind persönlich freie Arbeiter. Sie werden vom Unternehmer zu dauernden Produktionsgemeinschaften vereinigt. Jede sonstige Lebensgemeinschaft ist

ausgeschlossen, und wenn der Unternehmer etwa bei Gelegenheit eines Geschäftsjubiläums seinen Arbeitern ein Fest giebt, so berichten die Zeitungen darüber, daß er an einem Tische mit ihnen gegessen und getrunken habe und rechnen es ihm als besondere Herablassung an.

Das sind verschiedene ökonomische Welten, die eine tiefe Kluft von einander trennt. Liegt auf der ursprünglichen Arbeitsvereinigung des Hauses und zum Teil auch noch auf der Arbeitsteilung der älteren Zeit ein warmer Hauch sittlicher Lebensgemeinschaft, so durchweht die moderne Arbeitsteilung der kalte, schneidende Wind der Berechnung, des Vertrags- und Vorteilsprinzips. War die ältere Arbeitsteilung die Trägerin der wirtschaftlichen Selbständigkeit, so stößt die moderne Arbeitsteilung immer größere Massen in die Abhängigkeit. In ihren Erwerbsfunktionen werden die Menschen unter dem Druck des Kapitals immer ungleichartiger, als Konsumenten immer uniformer. War in alter Zeit die Güterausstattung des Einzelnen als individuell gestaltetes Werk seiner Hände und seines Kopfes sozusagen ein Stück seines Wesens, das sich vergegenständlicht hatte, so ist das, was uns heute an Gebrauchsgütern umgiebt, ein Werk vieler Hände und Köpfe. Seine Urheber sind uns herzlich gleichgültig, und so ist es auch meist ihr Wert, das wir seinem Vorbesitzer nach seinem Marktwert bezahlt haben. Im engen Kreise des Berufslebens verengert sich der Sinn, oft bis zu völliger Stumpfheit. Sind wir für den Verlust an Lebensfülle und Schaffensfreude in unserm Wirkungskreise genügend entschädigt durch den Reichtum der Konsumtion, der uns dadurch ermöglicht wird, daß tausend Hände für uns arbeiten, tausend Köpfe für uns denken? Oder ist das Leben durch die Arbeitsteilung bloß genußreicher, aber freudenarmer geworden?

IX.

Arbeitsgliederung

und

soziale Klassenbildung.

Die wirtschaftlichen Vorgänge der Arbeitsgliederung[1]) sind Anpassungsvorgänge. Sie entspringen sämtlich, mögen sie sonst in die Kategorie der Arbeitsvereinigung oder in die der Arbeitsgemeinschaft oder in die der Arbeitsteilung fallen, dem Streben, Mißverhältnisse, welche zwischen den jeweiligen Arbeitsaufgaben und der individuellen Arbeitsfähigkeit bestehen können, zu beseitigen, beide mit einander in Uebereinstimmung zu setzen. Demgemäß müssen sie auf das Individuum zurückwirken, indem sie dieses nötigen, geistig und körperlich auf eine bestimmte Arbeitsaufgabe sich einzurichten, ihr sich anzubequemen. Dabei sind zuerst immer gewisse Widerstände der menschlichen Natur zu überwinden; ist dies aber einmal geschehen, so pflegt durch fortgesetzte Uebung an Stelle dieses negativen Elements ein

1) Es wird zum Verständnis dieses und der beiden vorigen Abschnitte beitragen, wenn ich hier die verschiedenen Arten und Unterarten der Gliederung der Arbeit in einem schematischen Ueberblick darstelle:

A. Arbeitsvereinigung.

B. Arbeitsgemeinschaft
- 1. gesellige Arbeit.
- 2. Arbeitshäufung.
  - a. einf. Arbeitshäufung.
  - b. Arbeitsverkettung.
- 3. Arbeitsverbindung.

C. Arbeitsteilung
- 1. Berufsbildung.
- 2. Spezialisation.
- 3. Produktionsteilung.
- 4. Arbeitszerlegung.
- 5. Arbeitsverschiebung.

positives hervorzutreten. Das Individuum gewinnt Verständnis für die besondere Art seiner Arbeit; es bildet sich eine eigene Geschicklichkeit dafür; seine fortgesetzt auf das gleiche Ziel gerichteten Geisteskräfte wachsen sich in einer bestimmten Richtung aus; kurz es wird die Disposition für die Arbeit zu einem Teil seines Wesens, mittels dessen es sich von andern Individuen unterscheidet.

Ist sonach die Art der Arbeit, welcher der Einzelne sich widmet, geeignet, eine besondere Ausprägung des Individuellen im Menschen hervorzurufen, so ist damit von selbst die Frage gegeben, wie weit solche der Arbeit entstammenden individuellen Merkmale auf das gesellschaftliche Dasein der Gattung zurückwirken. Schärfer gefaßt würde die Frage so zu stellen sein: Entspricht einer bestimmten Gliederung der Arbeit auch eine bestimmte Gliederung der Gesellschaft, und wie gestaltet sich die Wirkung der ersteren auf die letztere?

Die Frage ist nicht so einfach, als sie vielleicht auf den ersten Blick hin sich darstellen mag. Nichts scheint z. B. einfacher, als das indische Kastensystem auf das Erblichwerden der Berufe zurückzuführen und seinen Ursprung demgemäß in der Arbeitsteilung zu suchen. Aber wir wissen genau, daß die niederen Kasten anderer Abstammung sind als die höheren, und manche Anzeichen sprechen dafür, daß auch Wohnort und Besitz bei der Entstehung jener erblichen Schichtung der Gesellschaft mitgewirkt haben. Endlich sehen wir, daß das Wesen der Kaste in der Reinheit des Blutes und des Umgangs gefunden wurde. Verschiedenheit der Kaste schloß namentlich die Gemeinschaft der Mahlzeit aus, während sie eine Gleichheit der Beschäftigung nicht gehindert zu haben scheint. Dies alles läßt die Annahme als sehr wohl möglich erscheinen, daß die Scheidung nach

Berufen erst eine Folge der aus Stammesunterschieden hervorgegangenen Kasteneinteilung gewesen sei, nicht ihre Ursache[1]). Ein ähnlicher Entwicklungsgang läßt sich bei den mittelalterlichen Ständen noch nachweisen.

Ueberhaupt ist bei den Beziehungen zwischen Wirtschaft und Gesellschaft nie zu vergessen, daß sie gegenseitig sind und daß dabei nur selten sicher zu erkennen ist, was Wirkung und Rückwirkung ist. Wie eine besondere Art der Arbeitsgliederung, wenn sie das Individuum für seine Lebensdauer ergreift, der Gesellschaft eigenartig differenzierte Menschen liefert, so hat die Gesellschaft hinwiederum in ihren Schichten und Individuen den bildsamen Stoff abzugeben, dessen sich die Arbeitsgliederung bedient. Gewisse Schichtungen der Gesellschaft werden bestimmte Formen der Arbeitsgemeinschaft und der Arbeitsteilung begünstigen, andere sie erschweren. Die Sklaverei z. B. begünstigt die Arbeitsverkettung; das Vorhandensein einer zahlreichen Schicht besitzloser Lohnarbeiter fördert die Arbeitszerlegung. Aber jene sozialen Momente allein sind noch nicht im Stande, diese Wirkungen hervorzurufen; es müssen auch noch Voraussetzungen technischer und allgemein kultureller Natur gegeben sein, bei der Arbeitszerlegung z. B. ein vielfältig differenzierter Apparat von Produktionswerkzeugen.

So sind alle diese Beziehungen außerordentlich verwickelter Natur und wollen mit größter Vorsicht behandelt sein. Meist kann man nur sagen, was sich auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete neben einander findet, und nur selten wird sich entscheiden lassen, wie es sich gegenseitig bedingt. Versuchen wir dem entsprechend die sozialen Beziehungen der verschiedenen Gliederungsformen der Arbeit aufzuzeigen,

1) Vielleicht führt das oben S. 67 ff. über die Stammesgewerbe Bemerkte auf die rechte Spur.

so begeben wir uns auf ein noch sehr wenig durchforschtes Gebiet, auf dem jeder Schritt vom Wege ab in undurchdringliche Wirrnis führt.

Zunächst scheint das älteste System der Arbeitsgliederung, die Arbeitsvereinigung, für die Gesellschaft bedeutungslos zu sein. In ihrem frühesten Auftreten reicht sie zurück bis in die vorwirtschaftliche Periode, wo der Einzelne alle Arbeit zu leisten hat, die zu seiner Erhaltung notwendig ist. Sie findet sich sodann in großer Ausdehnung auf den älteren Stufen der geschlossenen Hauswirtschaft. Die Werkzeuge sind einfach und wenig zahlreich; jedes einzelne von ihnen muß den verschiedenartigsten Zwecken dienen; jeder muß ihre Handhabung kennen. Zu einer Scheidung der Gesellschaft, zu einer Bildung sozialer Abhängigkeitsverhältnisse kann von einer solchen Art der Arbeit offenbar nicht der Anstoß gegeben werden. Die Gesellschaft scheint aus einer unterschiedslosen Masse von Einzelhaushaltungen bestehen zu müssen, und sie wird dies thatsächlich, so lange Gesamteigentum an Grund und Boden herrscht. Innerhalb der Einzelhaushaltungen dagegen kann eine Trennung von Männer- und Frauenarbeit stattfinden. Aber sie überträgt sich nicht auf die Gesellschaft; jede Haushaltung ist in diesem Punkte eine genaue Wiederholung der andern. Finden sich dennoch soziale Unterschiede, so ist ihre Ursache in andern Umständen zu suchen.

Auch auf höheren Stufen der Entwicklung bis zu den höchsten hinauf bewahrt die Arbeitsvereinigung diesen Charakter. Heute findet sie sich fast ausschließlich in den tiefern Regionen des wirtschaftlichen Lebens und in den unteren Schichten der Gesellschaft. Sie entspringt hier in den meisten Fällen dem Drange nach Selbständigkeit; sie ist die Stütze der „kleinen Leute", ihr Halt und ihr Trost.

Ja sie kann hier selbst als Gegenwirkung einer zu weit getriebenen Arbeitsteilung auftreten[1]). Wäre sie allein in der Wirtschaft eines Volkes wirksam, so würde sie zu einer Gesellschaft von tödlicher Einförmigkeit führen, indem das Aufstreben von unten nach oben ausgeschlossen wäre.

Anders die Arbeitsgemeinschaft. Zwar in ihrer losesten Form, der geselligen Arbeit, tritt sie immer nur vorübergehend zwischen Gleichen ein und kann darum kaum auf die Gliederung der Gesellschaft einwirken. Höchstens daß sie dieselbe widerspiegelt. Dagegen werden die beiden Formen der Arbeitshäufung zu einem Mittel der sozialen Gruppenbildung; sie schaffen und erhalten soziale Abhängigkeitsverhältnisse oder befestigen doch ihren Bestand, wo sie sich aus andern Ursachen gebildet haben. Und ähnliches läßt sich, wenn auch nicht mit gleicher Bestimmtheit, von manchen Formen der Arbeitsverbindung sagen. Bei beiden liegt das Zusammenarbeiten Mehrerer in der Größe der Arbeitsaufgaben begründet gegenüber der Unvollkommenheit der Werkzeuge, und wo jene Aufgaben von dauernder Natur sind oder sich doch in einem Wirtschaftsgebiet (z. B. beim Landbau) häufig wiederholen, erfordern sie zu ihrer Sicherstellung dauernde soziale Gruppierungen, die durch irgend eine Herrschaftsgewalt festgehalten werden.

Darauf beruht zum guten Teile die lange Fortdauer der Sklaverei und Leibeigenschaft, obwohl man nicht wird sagen können, daß die Notwendigkeit der Arbeitsgemeinschaft diese Einrichtungen ursprünglich geschaffen habe. Ueberall aber, wo Menscheneigentum und erbliche Abhängigkeit der Arbeiterbevölkerung bestanden hat, bemerken wir, daß in den Anfängen Herr und Knecht sich wenig von einander unter-

1) Vgl. meine Bemerk. im Handwörterbuch d. Staatsw. IV, S. 377.

scheiden, daß beide mit einander die Arbeit verrichten und daß der abhängige Stand an Zahl kaum stärker, oft sogar noch schwächer ist als der herrschende. Aber im Laufe der Zeit ändert sich das; der geknechtete Teil der Bevölkerung wird zahlreicher, weniger durch natürlichen inneren Zuwachs als durch künstliche äußere Vermehrung infolge von Unterwerfungskriegen, Menschenraub, Sklavenhandel, Mißbrauch der Macht gegen schwächere Freie. Und zu gleicher Zeit scheidet sich der Stand der begüterten Freien immer schärfer von dem der Unfreien: die Arbeit wird in den Augen der ersteren eine Schande, während sie für die letzteren zu einer immer drückender werdenden Last sich gestaltet. Eine tiefe Kluft trennt die Gesellschaft, und es giebt kein Mittel, sie zu überbrücken, als die Entlassung aus dem Verhältnisse der Zwangsarbeit. Oft genügt diese nicht einmal, wie z. B. die scharfe Unterscheidung zwischen Freien und Freigelassenen bei den Römern zeigt.

Die Notwendigkeit dieses Stufenganges liegt in den technischen Momenten begründet, durch welche die entwickelten Formen der Arbeitsgemeinschaft bedingt werden. Die Unvollkommenheit der Werkzeuge[1]) bringt es mit sich, daß größere Arbeitserfolge nur durch massenhafte Aufbietung von Menschenkraft erreicht werden können. Jeder Fortschritt der Einzelwirtschaft ist somit an die Voraussetzung geknüpft, daß sie die Zahl ihrer Zwangsarbeiter vermehrt. Jede Steigerung des Wohllebens der herrschenden Klasse ist mit einer für unser Empfinden ungeheuerlichen Verschwendung von Menschenmaterial verbunden. Zum Zwecke wirksamster Arbeitsverwendung muß das letztere

1) Vgl. auch A. Loria, „Die Sklavenwirtschaft im modernen Amerika und im europäischen Altertum“ in der Ztschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte IV, S. 68 ff.

organisiert und diszipliniert werden.

Die Notwendigkeit truppweiser Beschäftigung der Unfreien ist seither immer aus der Unzuverlässigkeit und Faulheit der letzteren hergeleitet worden, welche strenge Beaufsichtigung der Arbeit erforderten, und es ist ja richtig, daß diese Merkmale überall der Unfreiheit anhaften. Aber doch nicht ihr allein; sie sind vielmehr notwendige Begleiterscheinungen der Halbkultur überhaupt und finden sich da auch bei Freien. Ueberdies wendet der Sklavenhalter neben dem System der Arbeitsgemeinschaft auch das der Arbeitsteilung an, wo dieses dazu führen kann, dem einzelnen Arbeiter einen bestimmten Pflichtenkreis zuzuweisen, für dessen Erfüllung er verantwortlich gemacht werden kann[1]). Aber meist ist auf dem Gebiete der Produktion die Ausscheidung besonderer Arbeitsaufgaben für den Einzelnen entweder nicht möglich, oder sie wäre unvorteilhaft, und so sehen wir hier die Arbeitsgemeinschaft in größtem Umfange Platz greifen und zum bei weitem vorherrschenden Organisationsprinzip für die unfreie Arbeit werden.

Schon David Hume[2]) hat bemerkt, daß die Sklaverei zu einer strengen militärischen Disziplin nötige, und eine solche finden wir denn auch regelmäßig mit jenem Arbeitssystem verbunden.

Im alten Aegypten besaß „jede der großen Verwaltungen ihre eigenen Handwerker und Arbeiter, die in Truppen eingeteilt waren. Einer solchen Truppe begegnen wir schon auf den Domänen der Vornehmen des alten Reiches und sehen, wie sie, von ihrem Bannerträger geleitet, vor dem Herrn des Gutes in Parade aufzieht. Eine

1) Es geschieht das sogar mit Vorliebe bei der Hausarbeit und den persönlichen Dienstleistungen. Siehe oben S. 118 f. 351 f.

2) Essays S. 252.

Truppe bilden auch die Ruderknechte jedes größeren Schiffes, und selbst die Dämonen, welche das Sonnenschiff, nachts durch die Unterwelt ziehen, führen diesen Namen. Und ebenso sind die Handwerker der Tempel und der Nekropolen organisiert; der ägyptische Beamte vermag sich diese Leute niederen Standes nur als Menge zu denken; der einzelne Arbeiter existiert für ihn ebensowenig, als der einzelne Soldat für unsere hohen Offiziere existiert . . . Wenn schon diese freien oder halbfreien Arbeiter stets in Trupps auftreten, so sind die eigentlichen Leibeigenen der Tempel und Nekropolen und die leibeigenen Bauern der Güter förmlich militärisch organisiert und gelten geradezu als ein Teil des Heeres“ [1]).

Aehnliches finden wir in den großen römischen Sklavenwirtschaften. Auf den Landgütern sind die unfreien Arbeiter in Abteilungen geteilt, je nach ihrer Beschäftigung; jede Abteilung zerfällt wieder in Arbeiterzüge von nicht mehr als zehn Mann, die einem „Treiber“ unterstellt sind; über alle zusammen kommandiert der Villicus. Ihr Tagewerk vollzieht sich in militärischer Ordnung; in der Nacht sind sie kaserniert. In den reichsten Häusern weist auch die Stadtfamilie derartige Züge auf; im kaiserlichen Hofhalt werden die einzelnen Abteilungen der Sklaven geradezu als Kollegien oder Körperschaften bezeichnet [2]).

1) Erman, Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum, S. 180—186.

2) So werden collegia (corpora) lecticariorum, tabernaclariorum, cocorum, praegustatorum erwähnt, decuriones oder praepositi cubiculariorum, velariorum, tricliniariorum, structorum, ministratorum, balneariorum, unctorum u. s. w. Ueber dies alles vergl. Marquardt, Privatleben der Römer, S. 144 ff. 154. Das im Text Gesagte widerspricht nicht dem oben S. 118 f. über die Arbeitsteilung in der römischen Sklavenfamilie Bemerkten. Diese entsprang

Sehen wir hier, wie die Notwendigkeit der Arbeitsgemeinschaft zu dauernden Organisationen unter den Unfreien führte, so war solches nicht minder der Fall beim spätrömischen Kolonat, bei der mittelalterlichen Fronhofsverfassung und der neueren Gutsunterthänigkeit, durch welche die für die ländliche Großwirtschaft nötigen Arbeitskräfte im Anschluß an das Grundeigentum zu geschlossenen Körperschaften zusammengefaßt wurden, um sie bei dem wechselnden Arbeitsbedürfnis stets für die Zeit der Saat und Ernte bereit zu haben. Man kann geradezu sagen, daß die Hörigkeit, die Schollenpflichtigkeit, die Leibeigenschaft in der Notwendigkeit der Arbeitsgemeinschaft ihren Halt besaßen und daß durch diese ihre große Verbreitung und lange Dauer bedingt war.

Eine Rückwirkung der Arbeitsgemeinschaft auf die Gliederung der Gesellschaft ist damit außer Zweifel gestellt, und die erstere hat sich in letzterer nicht bloß eine eigenartige sozialrechtliche Ausprägung geschaffen, sondern sie hat auch die geistige Disposition der gebundenen Arbeiter wesentlich beeinflußt. Einer der geistvollsten Beobachter norddeutscher agrarischer Zustände[1]) fand als einen hervorstechenden Zug im Charakter der Bauern, „daß sie sehr unter einander zusammenhängen. Sie leben viel gesellschaftlicher unter sich, als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage, bey jeder

der Notwendigkeit, für jede Leistung, deren der große Haushalt bedurfte, eine verantwortliche Person zu haben (nicht der Erkenntnis von der größern Produktivität geteilter Arbeit), während die Arbeitsgemeinschaft in technischen Momenten ihren Grund hatte.

1) Christian Garve, Ueber den Charakter der Bauern und ihr Verhältnis gegen die Gutsherrn und gegen die Regierung, Breslau 1786, S. 14 ff.

Hofarbeit, des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnstube. Sie machen ein Corps aus wie die Soldaten und bekommen auch einen esprit de corps." Aehnliches wird sich von allen Verhältnissen der Unfreiheit sagen lassen: die Gleichartigkeit und die Disziplinierung der Arbeit schafft gleichartige, heerdenähnliche Massen, die in dem Maße mehr stumpf und indolent werden, als ihre Lage hoffnungslos ist.

Darin liegt mit die geringe Ergiebigkeit ihrer Arbeit begründet, und diese führt wieder zu unmenschlicher Härte der Behandlung, welche den arbeitenden Menschen auf die Stufe des Tieres herunterdrückt. Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzen sich mit derselben Arbeit dieselbe Denkweise, dieselben Gefühle und Empfindungen gegen die Unterdrücker in ihnen fort. Die herrschende Klasse unterscheidet sich nunmehr in merklicher Weise, geistig und auch körperlich, von der unterdrückten, wie der frohwüchsige Waldbaum sich vom verkümmerten unterscheidet. Aber Ursachen und Folgen sind bei diesem Entwicklungsvorgang wie in einem wirren Knäuel verschlungen: man erblickt nur ein Labyrinth von Wirkungen und Gegenwirkungen wirtschaftlicher und sozialer Momente und nirgends einen Faden, der das forschende Auge sicher hindurchgeleitete. Es sind enge Beziehungen zwischen beiden Gebieten vorhanden: das ist alles, was wir mit einiger Zuversicht feststellen dürfen.

Ungleich leichter scheint unsere Frage bei der dritten Hauptform der Arbeitsgliederung, der Arbeitsteilung sich zu entscheiden, und es knüpft sich hier an sie für uns auch ein größeres Interesse. Denn von ihr wird jeder Einzelne in der heutigen Welt persönlich berührt; jeder hat sich, wenn er anders nicht ein unnützes Glied der mensch-

lichen Gesellschaft sein will, einer speziellen Arbeitsaufgabe anzupassen, und je vollkommener ihm das gelingt, um so verschiedener werden die Menschen selbst in ihrem ganzen Thun und Denken.

Die deutsche Berufsstatistik von 1895 unterschied im Ganzen 10298 verschiedene Berufsbezeichnungen. Wenn man nun auch annehmen darf, daß für manche Berufe verschiedene Namen in den verschiedenen Teilen des Reiches gebräuchlich sind und daß demnach für Doppel-Zählungen an dieser Zahl ein Abzug zu machen ist, so ist auf der andern Seite nicht zu übersehen, daß namentlich innerhalb des öffentlichen Dienstes und der liberalen Berufsarten sehr verschiedene Arbeitsarten mit den gleichen Namen bezeichnet werden und daß die zahlreichen Sonderarbeiten, welche innerhalb der einzelnen Großbetriebe durch Arbeitszerlegung entstanden und Spezialarbeitern dauernd übertragen sind, von der Statistik nur unvollständig erfaßt werden können. Jene Zahl dürfte also eher zu niedrig als zu hoch sein. Wir hätten somit rund 10000 Arten menschlicher Thätigkeit, von denen jede in unserer modernen Gesellschaft zur Lebensaufgabe werden und die ganze Persönlichkeit sich unterwerfen kann.

Und fortwährend bilden sich neue Berufsspezialitäten[1]). Jedes neue Produktionsverfahren, jeder Fortschritt der Technik und Wissenschaft wird der allgemeinen Arbeitsteilung unterworfen und zwingt denkende und fühlende Menschen in den engen Kreis kleinster und kleinlichster Berufsinteressen. Die Zeit, welche Ferguson kommen sah, wo auch das Denken zu einem besonderen Geschäft wird, ist längst er-

1) Von 1882 bis 1895 hat sich die Zahl der Berufsbezeichnungen in der deutschen Berufsstatistik um 4119 vermehrt. Sie betrug

reicht [1]). Das Bereich des Allgemein-Menschlichen verengert sich in dem Maße, als die Sonderinteressen der zahllosen Lebenssphären auseinandergehen und als der Kampf ums Dasein schwieriger wird.

Die natürliche und kulturelle Verschiedenheit der Menschen kommt zweifellos diesem Auseinandergehen in die verschiedensten Lebensrichtungen zu Hilfe; aber ich glaube doch in viel geringerem Grade, als oft angenommen wird. Freilich wie ein Jockey von einem Lastträger, ein Bierbrauer von einem Schneider, eine Tänzerin von einer Sängerin, ein Poet von einem Kaufmann sich unterscheiden muß, um seinem Berufe gewachsen zu sein, weiß jedermann. Welche Naturanlage aber den einen zum Trichinenschauer, den andern zum Buchbinder, den dritten zum Hühneraugenoperateur, Strumpfwarenfabrikanten oder Zigarrenhändler

für die Berufsabteilungen:	nach der Berufszählung von 1882	1895
A. Landwirtschaft, Gärtnerei, Tierzucht, Forstwirtschaft, Fischerei	352	465
B. Bergbau und Hüttenwesen, Industrie und Bauwesen	2661	5406
C. Handel und Verkehr	1215	2266
D. Häusliche Dienste und Lohnarbeit wechselnder Art	75	82
E. Militär-, Hof-, bürgerlicher und kirchlicher Dienst, freie Berufsarten	1876	2079
Zusammen	6179	10298

Wie weit dieses Wachstum der Ziffern auf eine wirkliche Vermehrung der Berufsarten, wie weit es auf größere Genauigkeit der statistischen Aufnahme zurückzuführen ist, ist nicht zu sagen. Sicher aber kommt ein Teil der Differenz auf Rechnung der zunehmenden Arbeitsteilung.

1) Am offenkundigsten in der Politik, wo die Mehrzahl der Menschen ihre Gedanken fertig aus irgend einer Zeitungsredaktion bezieht. Aber doch auch weithin in der Wissenschaft, wo darum immer der Letzte Recht hat, z. B. der Rezensent oder sonst ein schreibseliger Bekrittler eines Buches vor dem Verfasser.

prädestiniert erscheinen lassen, das dürfte ebenso schwer zu sagen sein, wie sich der Erfolg in irgend einer liberalen Berufsart für das einzelne Individuum voraus bestimmen läßt.

Wenn sonach auch manche Berufsarten eine besondere Naturanlage zur höchsten Entfaltung zu bringen geeignet sind, so wird bei vielen andern das Vorhandensein einer solchen von keiner erkennbaren Bedeutung sein. Alle aber werden durch fortgesetzte Uebung und Gewöhnung eine gewisse Differenzierung der Menschen hervorbringen, die sich ihnen widmen: gewisse Organe werden durch Nichtgebrauch verkümmern, während andere durch steten Gebrauch sich zu großer Vollkommenheit entwickeln; es wird, entsprechend seiner Arbeitsaufgabe, das Individuum körperlich, geistig und sittlich auf einen bestimmten Ton gestimmt; es wird ihm durch den Beruf ein besonderes, oft schon äußerlich erkennbares Gepräge aufgedrückt. Wir alle erkennen das an, wenn wir unwillkürlich Unbekannte, mit denen wir zusammentreffen, im Stillen nach Berufstypen klassifizieren.

Mit dieser persönlichen Differenzierung aber überträgt sich die wirtschaftliche Gliederung auch auf die Gesellschaft. Gleiche Lebensaufgabe und Lebensanschauung, gleiche wirtschaftliche Stellung und Gewöhnung führen zu einer neuen sozialen Gruppenbildung. Sie erzeugen die Berufsstände, und die Interessengemeinschaft, welche diese bis in ihre feinsten Verzweigungen hinein beherrscht, ist stark genug, um die überkommenen Unterschiede der Geburtsstände zu überdecken oder sie bis zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Wir haben es selbst erlebt, wie diese neuen sozialen Massenzusammenhänge über die politischen Grenzen hinausgreifen und wie die auf der Berufsgliederung beruhenden sozialen Interessen und Gemeinschaftsgefühle die auf die Gleichheit des Blutes zurückgehenden nationalen überwuchern.

Unter diesen Umständen durfte die schon durch die neuere Biologie nahegelegte Frage erhoben werden, ob und wie weit in einer Gesellschaft mit freier Berufswahl die durch die Arbeitsteilung hervorgebrachten persönlichen Verschiedenheiten sich unter den Menschen *vererben*, ähnlich wie sich im System der Kasten und Geburtsstände solche Eigentümlichkeiten übertragen. Es handelt sich dabei nicht bloß um beruflich verwertbare natürliche Anlagen, bei denen die Möglichkeit der Vererbung — aber auch nicht mehr — ohne weiteres zuzugeben ist. Es handelt sich um die ganze körperliche und geistige Disposition für einen Beruf, um die durch Anpassung an eine begrenzte Arbeitsaufgabe erworbene Geschicklichkeit, um das durch sie bedingte geistige Niveau, um die durch die Berufsstellung erzeugte Lebensauffassung und Willensrichtung.

Nach der letzteren Seite ist in der Dichtung seit Shakespeares Wintermärchen das Problem oft behandelt worden, gewöhnlich so, daß man Erziehungseinflüsse wirksam werden läßt, die dem Charakter und den Lebensverhältnissen der Eltern entgegengesetzt sind. Die Ansichten über den Ausgang haben im Laufe des letzten Jahrhunderts vielfach gewechselt, und es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe für einen Litterarhistoriker, die Abhängigkeit der Dichtung vom Zeitgeiste und von der Lebensstellung der Dichter an diesem Erziehungs- und Vererbungs-Problem näher zu untersuchen[1]). Während Lindau („Gräfin Lea") die Tochter des Wucherers, trotz der väterlichen Erziehung, zu einem Ausbund von Edelsinn werden läßt, bleibt in einem Roman von Arsène Houssaye (Les trois Duchesses) von drei

1) Die neueste Behandlung desselben findet man in *Ludwig Ganghofer's* Roman „Der Klosterjäger", Stuttgart 1893. Sie ist so gesund und feinsinnig wie kaum eine andere.

gleich nach der Geburt verwechselten Kindern der Sohn der Bäuerin an Verstand und Sinnesart ein Bauer, obwohl er als Prinz erzogen wird; die Tochter der leichtsinnigen Schauspielerin wird zur Courtisane, und die Tochter der Herzogin zeigt auch in niederer Umgebung die angeborene Hoheit der Gesinnung.

Auch in der ernsteren Litteratur ist die Frage vielfach gestreift worden. Noch vor kurzem hat W. H. Riehl in seinen „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen" die „beschränkten Bauernjungen", welche das Gymnasium mit bester Note absolvieren, den „geistig sehr angeregten Söhnen gebildeter Eltern" gegenübergestellt, denen sich Klasse für Klasse eine unüberspringliche Mauer vorschiebe. Die ersteren, meint er, würden auf der Universität mittelmäßige Studenten, die der „gebildete Sohn gebildeter Eltern", wenn er überhaupt zur Universität gekommen wäre, bald überholt haben würde. Zuletzt werde der ehemalige Bauernjunge nur „ein höchst mittelmäßiger, aber immer noch bureaugerechter Beamter". Was aus dem Sohne gebildeter Eltern wird, „dem die mannichfachen Bildungsinteressen schon im Elternhause angeflogen waren", bleibt uns leider verschwiegen.

Mit dem Anspruche streng wissenschaftlicher Behandlung[1]), der hier wohl nicht erhoben wird, hat erst G.

1) Schmoller hat diesen Ausdruck in der Besprechung meines Buches im Jahrbuch f. Gesetzg., Verw. und Volksw. XVII (1893), S. 303 ff. beanstandet; er will seine Ausführungen nur als „eine Art historisch-philosophischen Versuch" betrachtet wissen. Ich vermag in dieser Charakterisierung keinen Gegensatz gegen den von mir gebrauchten Ausdruck zu erblicken. Auch kann ich nicht finden, daß die weiteren Ausführungen Schmollers a. a. O. den Beweis erbracht haben, daß ich ihn in wesentlichen Punkten mißverstanden habe. Ich glaube darum am richtigsten zu handeln, wenn ich das Nachfolgende wörtlich

Schmoller den Gegenstand erörtert und in sehr zuversichtlicher Weise dahin entschieden, „die Anpassung der Individuen an verschiedene Thätigkeiten, in erblicher Weise durch Jahrhunderte und Jahrtausende gesteigert, habe immer individuellere, verschiedenere Menschen erzeugt". Alle höhere Gesellschaftsorganisation beruhe auf fortgesetzter durch die Arbeitsteilung hervorgebrachter Differenzierung. „Die Kasten, die Aristokratien der Priester, der Krieger, der Händler, das Zunftwesen, die ganze heutige Arbeitsverfassung seien nur die zeitlich verschiedenen Formen, welche die Arbeitsteilung und Differenzierung der Gesellschaft aufgeprägt habe, und jeder einzelne sei zu der ihm eigentümlichen Funktion nicht bloß durch individuelles Geschick und Schicksal gekommen, sondern mit durch seine körperliche und geistige Verfassung, seine Nerven, seine Muskeln, welche auf erblicher Veranlagung beruhen, durch eine Kausalkette von vielen Generationen bestimmt sind. Nur eine sekundäre Folge der sozialen Differenzierung sei die Verschiedenheit des sozialen Ranges und Besitzes, der Ehre und des Einkommens"[1]).

Man wird vielleicht erwarten, daß der Beweis für diese überraschenden Sätze auf biologischem Wege zu führen versucht worden sei. Allein abgesehen von einer flüchtigen Berührung biologischer Analogien wird diese Bahn vermieden. Und doch wäre es gewiß ratsam gewesen, sie

wieder so abdrucken lasse, wie es in der 1. Auflage gestanden hat und den Leser auf die Bemerkungen Schmollers dazu am vorerwähnten Orte aufmerksam mache.

1) Vgl. die Aufsätze Schmollers über die Arbeitsteilung in seinem Jahrbuch XIII, S. 1003—1074. XIV, S. 45—105 und eine kurze Zusammenfassung des Ergebnisses in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. LXIX, S. 464.

weiter zu verfolgen, weil sie unausbleiblich zu einem Punkte hätte führen müssen, wo der Begriff der Vererbung definiert und sein Gebiet gegen das der Nachahmung und Erziehung abgegrenzt werden mußte [1]).

Auch wir werden darum diesen Weg zu vermeiden haben und uns auf eine Prüfung des großen historischen und ethnographischen Materials einlassen müssen, das Schmoller für seine Behauptungen anführt.

Es ist eine eigene Sache um solche historische Beweise. Dem Auge des Rückwärtsschauenden verschieben sich die Dinge. Ursache und Wirkung erscheinen ihm zeitlich gleich nahe. Er befindet sich in ähnlicher Lage wie der Mann, der in die räumliche Ferne blickt und einen Kirchturm, welcher weit hinter einer Häusergruppe sich erhebt, unmittelbar über dem vordersten Gebäude emporsteigen sieht.

So fürchte ich, daß auch Schmoller in den ausschlaggebenden Fällen seiner weit ausgreifenden Untersuchungen das Kausalitätsverhältnis der historischen Vorgänge in einer gegen die Wirklichkeit umgekehrten Folge erblickt hat. Soweit jene Vorgänge nicht in Zeiten zurückreichen, die sich der geschichtlichen Forschung entziehen, wie die Entstehung der Kasten, des Priestertums, des ältesten Adels, möchte ich glauben, daß man den auffallenden Schlußsatz Schmollers unbedenklich umkehren und sagen kann: die Ver-

1) Man findet einen derartigen Versuch, der freilich schwächlich genug ausgefallen ist, bei Felix, Entwicklungsgeschichte des Eigentums I, S. 130 ff. — Unter den neueren Biologen ist der hier in Frage kommende Punkt des Vererbungs-Problems wohl kaum mehr streitig; namentlich hat Weismann (Das Keimplasma, Jena 1892) die Vererbung erworbener Eigenschaften entschieden bestritten. Man vergleiche auch: Galton, A Theory of heredity im Journal of the Anthropological Institute V, p. 329 ff. James, The Principles of Psychologie II, 678.

schiedenheit des Besitzes und Einkommens ist nicht die Folge der Arbeitsteilung, sondern ihre Hauptursache.

Für die Vergangenheit, soweit sie unserem Auge offen liegt, läßt sich das mit vollkommener Sicherheit darthun. Die ungleiche Größe und Besitzweise des Grundeigentums bildet bei den alten Griechen und Römern und auch bei unserem Volke vom frühen Mittelalter ab die Grundlage der Ständegliederung. Der Adel, der Bauernstand, der Stand der Hörigen und Unfreien sind zunächst bloße Besitzstände und werden erst mit der Zeit zu einer Art von Berufsständen[1]). Als im Mittelalter mit dem Aufkommen des Handwerkerstandes die eigentliche Berufsbildung einsetzt, geht sie wieder von der Besitzverteilung aus. Die Knechte des Fronhofs, die Hörigen ohne Grundbesitz, welche eine gewerbliche Kunst gelernt haben, beginnen auf eigene Hand ihre Arbeitsgeschicklichkeit zu verwerten. Die Betriebsweise des Gewerbes muß sich ihrer Armut anpassen; sie ist reines Lohnwerk, bei dem der Gewerbetreibende den Rohstoff vom Besteller erhält. Erst später kommt es zur eigentlichen Produktionsteilung zwischen Landwirt und Handwerker. Der Letztere erlangt ein eigenes Betriebskapital. Wie gering dieses aber noch ist, geht daraus am besten hervor, daß in der Regel der Handwerker nur auf Stückbestellung arbeitet und daß der ganze industrielle Umwandlungsprozeß, den ein Rohprodukt durchmachte, gewöhnlich in einer Hand lag[2]).

1) Der „Dienstadel" ist kein Beweis gegen sondern für diese Auffassung. Er wäre undenkbar, wenn nicht der Grundadel ihm vorausgegangen wäre.

2) Je länger der Produktionsprozeß dauert, um so geringer das Betriebskapital, dessen der einzelne Produzent bedarf, um so größer aber auch die Arbeitsmenge, die das vollendete Produkt enthält. Im Mittelalter war, um ein sehr bekanntes Beispiel anzuführen, der Schuster vielfach auch Gerber. Der ganze industrielle Umwandlungsprozeß von

Die Gewerbebetriebe waren ausschließlich Kleinbetriebe. Wo ein Handwerk infolge des großen Umfangs seines Produktionsgebietes größeres Kapital erforderlich machte, da griff man nicht zum Großbetrieb mit Arbeitszerlegung, sondern zur Spezialisation, durch welche das Kapitalerfordernis beschränkt, der Betrieb klein erhalten wurde.

Wie man sieht, ist jeder Schritt, den die mittelalterliche Arbeitsteilung im Gewerbe machte, vom Vermögensbesitz abhängig. Und nicht anders ist es mit dem Handel. Der mittelalterliche Handelsstand entsteht aus dem Stande der städtischen Grundeigentümer, die durch Einführung der Häuserleihe und des Rentkaufs zu Besitzern mobilen Kapitals geworden waren. Aus diesem Stande von städtischen Rentnern und Handelsherren geht seit dem XVII. Jahrhundert der heutige Fabrikantenstand hervor. Dadurch, daß dieselben den Gewerbebetrieb mit ihren Kapitalien befruchten, entstehen die beiden neuen Formen der Arbeitsteilung: Arbeitszerlegung und Arbeitsverschiebung, und die Produktionsteilung gelangt erst jetzt zu ihrer vollen Wirksamkeit. Jetzt erst wandern halbfertige Produkte in Massen von Werkstatt zu Werkstatt; in jedem Betriebe werden sie Kapital, in jedem wird an ihm verdient; von Produktionsabschnitt zu Produktionsabschnitt werden neue Zinsen und Spesen hinzugeschlagen, werden Kapitalprofite an ihnen

der rohen Haut bis zur fertigen Fußbekleidung lag also in einer Hand. Nehmen wir nun an, das Gerben der Haut erforderte die Hälfte der Arbeitszeit, welche zu ihrer Umwandlung in Schuhwerk notwendig war, so würde ein Schuster, der bloß hätte gerben wollen, dreimal so viel Betriebskapital gebraucht haben, als der Gerber, der zugleich Schuhe machte. Hätte er aber bloß bereits gegerbtes Leder zu Schuhen verarbeiten wollen, so hätte sein Betriebskapital das anderthalbfache des früheren zuzüglich des Arbeitslohns und Geschäftsgewinns des Gerbers betragen müssen.

gemacht[1]). Die Arbeitszerlegung setzt einen Stand von besitzlosen Lohnarbeitern voraus. Er geht hervor aus dem durch die kapitalistische Gestaltung der Arbeitsteilung konkurrenzunfähig gewordenen Teile des Handwerkerstandes und aus der landlosen bäuerlichen Bevölkerung.

Gerade beim Gewerbe wird die Abhängigkeit der Arbeitsteilung vom Besitze besonders sichtbar. Im Mittelalter vermehrte jeder Fortschritt der industriellen Arbeitsteilung die Zahl der städtischen „Nahrungen", weil er das Betriebskapital verringerte; in der Gegenwart vermindert der Fortschritt der Arbeitsteilung die Zahl der Selbständigen, weil er das Anlage- oder das Betriebskapital oder beides vermehrt. Im Mittelalter suchte man jedes gewerbliche Produkt möglichst lange in einem Betriebe festzuhalten, um möglichst viel Arbeit darin zu verkörpern; in der Gegenwart wird das Betriebskapital vermöge der Arbeitszerlegung möglichst rasch durch den einzelnen Produktionsabschnitt hindurchgetrieben, um das Verhältnis zwischen ausgelegtem Zins und erzieltem Kapitalprofit möglichst günstig zu gestalten. Im Mittelalter zwang die Kapitalarmut zur Spezialisation; in der Gegenwart treibt der Kapitalreichtum zur Arbeitszerlegung und Arbeitsverschiebung.

So haben die großen Züge unserer sozialen Berufsgliederung sich historisch aus der verschiedenen Verteilung des Eigentums entwickelt, und sie ruhen fortgesetzt auf dieser Grundlage, die durch unsere heutige Wirtschaftsorganisation immer mehr befestigt wird. Das letztere erklärt sich sehr einfach aus folgenden zwei Umständen: 1. jeder

1) Den Zusammenhang des Kapitals mit der Arbeitsteilung hat Rodbertus („Aus dem litter. Nachlaß" II, S. 255 ff.) in meisterhafter Weise dargelegt: aber er hat dabei die verschiedenen Arten der Arbeitsteilung nicht genügend unterschieden.

Beruf wirft unter unserer Wirtschaftsorganisation ein Einkommen ab, und nur der Besitzende ist im Stande, sich die bevorzugten Stellen des Einkommenserwerbs innerhalb der allgemeinen Arbeitsgliederung auszusuchen, während der Besitzlose mit den schlechteren Stellen vorlieb nehmen muß[1]); 2. der Besitz selbst liefert vermöge seiner kapitalistischen Natur auch ohne eigene Arbeit dem Besitzer ein Einkommen und überträgt sich erblich mit dieser Fähigkeit. Soweit unsere Besitzklassen auch soziale Berufsstände sind, sind sie es nicht deshalb, weil der Beruf Besitz schafft, sondern vielmehr deshalb, weil der Besitz die Berufswahl bedingt und weil in der Regel das Einkommen, das der Beruf abwirft, sich in ähnlicher Weise abstuft, wie der Besitz, auf welchen der Beruf sich gründet.

Was ich damit ausspreche, ist durchaus nichts Neues. Ein jeder von uns handelt nach dieser Auffassung, die ihm die tägliche Erfahrung an die Hand giebt, und auch die wissenschaftliche Nationalökonomie hat sie immer anerkannt. Geht doch die ganze Theorie des Arbeitslohns von der Voraussetzung aus, daß der Sohn des Arbeiters nichts anders werden kann als wieder ein Arbeiter, und daß dies eine Folge sei seiner Armut, nicht der ererbten beruflichen Anpassung. Und muß man denn wirklich erst noch beweisen, daß Berufsarten, zu deren Beginn und Betrieb Kapital nötig ist oder deren Erlernung große Auslagen erfordert, dem Besitzlosen so gut als verschlossen sind? Die vielgerühmte „Freiheit der Berufswahl" besteht also nur zwischen

1) Das bedeutet also, „daß diejenigen, die wegen ihrer Armut einen gewinnbringenden Beruf zu erlangen wünschen müssen, durch eben diese Armut gezwungen sind, auf einen solchen Beruf zu verzichten". Lotmar, Die Freiheit der Berufswahl (Leipz. 1898), S. 27.

sehr engen Grenzen. Zu seltenen Ausnahmefällen werden die letzteren wohl einmal überschritten; in der Regel aber wird jedem nicht der spezielle Beruf, wohl aber die soziale Berufsklasse[1]), der er anzugehören hat, durch die Vermögensausstattung des elterlichen Hauses zugewiesen. Der „soziale Rang" aber, welcher der einzelnen Berufsklasse in der Schätzung der Menschen zu Teil wird, läßt sich ohne die entsprechende Vermögensausstattung schwer aufrecht erhalten — ein Beweis, daß auch er in letzter Linie nicht „eine sekundäre Folge der sozialen (auf Arbeitsteilung beruhenden) Differenzierung", sondern ein Kind der Vernunftehe zwischen Besitz und Beruf ist.

Wie viele soziale Berufsklassen man auch unterscheiden mag, in jeder werden immer noch sehr verschiedenartige Berufszweige vertreten sein, und zwischen den Letzteren wird ein fortwährender Austausch von Arbeitskräften stattfinden. Dieser Austausch reicht so weit, als die Berufsarten annähernd die gleiche Vermögensausstattung erfordern und deshalb in dem gleichen „sozialen Rang" stehen. Man könnte auch sagen: als die Menschen unter einander heiraten oder regelmäßig gesellig verkehren, oder als annähernd das gleiche Bildungsniveau vorhanden ist. Alle diese Dinge stehen mit einander in Wechselbeziehung. Es ist eine alltägliche Erscheinung, wenn ein hoher Staatsbeamter seinen Sohn zur Landwirtschaft bestimmt, um ihm später ein Rittergut zu kaufen, wenn der Sohn des Großgrundbesitzers oder Fabrikanten die akademische Laufbahn einschlägt, der Sohn des Pfarrers Ingenieur wird, der Sohn des In-

1) Ueber diesen Begriff, in welchem ich das gegenseitige Bedingtsein von Besitz und Beruf zum Ausdruck zu bringen versuchte, lange ehe ich die Schmoller'sche Arbeit kannte, vergl. meine „Bevölkerung des Kantons Basel-Stadt", S. 70.

genieurs Arzt, der Sohn des Arztes Kaufmann, der Sohn des Kaufmanns Jurist oder Architekt. Und eben so leicht und häufig ist der Uebergang vom Bauern zum Schullehrer oder Bierbrauer, vom Bäcker zum Uhrmacher, vom Schmied zum Buchbinder, vom Bergmann zum Fabrikarbeiter, vom ländlichen Taglöhner zum Bahnwärter oder Droschkenkutscher u. s. w. Wir alle finden diese Uebergänge, trotz der großen Verschiedenheiten der Arbeitstechnik, sozial durchaus angemessen und wirtschaftlich unbedenklich, obwohl es doch kaum verschiedenartiger durch die Arbeitsteilung „differenzierte" Menschen geben kann als einen Staatsminister und einen Landwirt, einen Fabrikanten und einen Professor, einen Kaufmann und einen Architekten und was dergleichen mehr ist. Und wenn der Sohn des Fabrikanten wieder Fabrikant wird, der Sohn des Bauern wieder Bauer, so wissen wir, daß in vielen Fällen der einmal auf diesen Beruf zugeschnittene Vermögensbestand den Beruf diktiert hat, ohne Rücksicht darauf, ob die aufgezwungene Rolle für das betreffende Individuum angemessen ist oder nicht.

Dieser Blick auf das praktische Leben muß uns abhalten, die Schmoller'sche Theorie von der Vererbung der durch die Arbeitsteilung hervorgebrachten persönlichen Differenzierung in allzu engem Sinne aufzufassen. Daß der Sohn des Schusters vermöge ererbter Anpassung besser im Stande sein solle, Schuhe zu produzieren, als etwa Bilderrahmen, daß der Sohn des Pfarrers, auch wenn sein Vater ihm am Tage seiner Geburt entrissen worden wäre, unter allen Berufsarten wieder für den geistlichen Stand die größte, natürliche Anlage aufweisen werde, kann jene Theorie unmöglich besagen wollen, selbst wenn in dem letzterwähnten Falle die Ahnen des Pfarrers von Generation zu Generation seit zwei Jahrhunderten das geist-

liche Amt einander übertragen hätten. Denn wenn wir den biologischen Vererbungsbegriff festhalten, so würde von Geschlecht zu Geschlecht die berufliche Anpassung sich steigern, es würden immer vollkommenere berufliche Leistungen zu Tage treten müssen. Es wird aber im Ernste schwerlich jemand behaupten wollen, daß die zahlreichen Pfarrersfamilien des evangelischen Deutschland, welche in der eben erwähnten Lage sich befinden, heute relativ bessere Kanzelredner und wirksamere Seelsorger lieferten als im XVII. Jahrhundert.

Auf dem Gebiete des zünftigen Handwerks unserer Städte haben sich infolge der engherzigen Abschließung der einzelnen Gewerbe vom XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert die Meisterstellen thatsächlich mit verschwindenden Ausnahmen vom Vater auf den Sohn vererbt. Die Technik hat sich dabei nicht nur nicht vervollkommnet, sondern sie ist kläglich zurückgegangen und verkümmert, wie Schmoller in einer älteren Schrift selbst nachgewiesen hat[1]). Die Söhne haben, weit entfernt die technischen Errungenschaften ihrer Väter zu mehren, die von jenen erreichte Höhe beruflicher Anpassung nicht einmal festzuhalten vermocht.

Wir werden also, wenn wir der neuen Theorie nicht Unrecht thun wollen, sie auf die Vererbung körperlicher und geistiger Eigenschaften unter den Angehörigen der sozialen Berufsklassen beziehen müssen. Da aber diese Berufsklassen in der Regel auch Vermögens- und Einkommensklassen sind, da durch das Vermögen und Einkommen die Höhe der (materiellen und geistigen) Lebenshaltung bedingt wird, so wird man von

1) Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert, S. 14. 667 ff.

dem Urheber jener Theorie fordern müssen, daß er scheide zwischen dem, was Folge der durch den Besitz für jede Berufsklasse ermöglichten Ernährungs- und Erziehungsweise und was ererbter beruflicher Anpassung zu verdanken sei. Wird eine solche Trennung der möglichen und wahrscheinlichen Ursachen nicht vorgenommen, wird unbesehen der Arbeitsteilung zugeschrieben, was mit größerer Wahrscheinlichkeit auf die Vermögensverteilung zurückgeführt werden kann, so wird sich die ganze Theorie bei der unleugbaren Schwäche des „historischen Beweises" gefallen lassen müssen, als eine schiefe Darwinistische Analogie, als eine beweislos aufgestellte These behandelt zu werden.

Daß innerhalb einer ganzen sozialen Berufsklasse eine Uebertragung der „körperlichen und geistigen Verfassung", der „Nerven und Muskeln" von einer Generation auf die andere stattfinde, hat wohl noch niemand bezweifelt. Man mag das immerhin Vererbung nennen, darf aber dabei nicht übersehen, daß jede neue Generation durch Lehre und Erziehung auf das geistige und sittliche Niveau der Eltern gehoben werden muß. Wenn ihr dabei die Bildungselemente nach dem treffenden Ausdruck von Riehl „anfliegen", wenn sie das Beispiel ihrer Umgebung zur Nachahmung reizt, wenn vieles mühelos angeeignet wird, was der unter andern Verhältnissen Aufwachsende erst mit Anstrengung erlernen muß, so handelt es sich trotzdem immer um Erworbenes, nicht um Angeborenes. Das gilt bis zu gewissem Grade sogar von der körperlichen Verfassung, soweit sie auf der Art der Ernährung und Erziehung beruht, von den „Nerven und Muskeln"[1]).

1) Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers II, S. 201 nennt das die physische Seite der Pädagogik. Er sagt: „Die physische Erziehung jeder neuen Generation und die Einschulung in die

Elemente der beruflichen Anpassung können auf den angedeuteten Wegen des „Aufliegens“ und der Nachahmung sich gewiß ebenso gut übertragen wie andere Bildungselemente. Aber dieser Vorgang ist grundverschieden von der Vererbung im biologischen Sinne[1]). Was in diesem Sinne vererblich sein soll, muß auch dann zur Erscheinung kommen, wenn die Nachkommen vom Moment der Geburt ab dem Einflusse ihrer Erzeuger gänzlich entrückt sind.

Ich weiß nicht, ob es Leute giebt, welche die körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten, die das Kulturniveau unserer sechs oder acht sozialen Berufsklassen ausmachen, in dem Sinne für vererblich halten, daß sie bei den Nachkommen jeder Klasse auch dann auftreten müßten, wenn sie innerhalb einer andern Klasse aufgezogen würden. Das praktische Leben bietet immer nur vereinzelte Fälle dieser Art, und noch niemand hat sich die Mühe genommen, sie zu sammeln. Meist handelt es sich dabei um Kinder aus niederen Ständen, welche von Angehörigen einer höheren Berufsklasse erzogen oder förmlich adoptiert werden. Es wird schwerlich jemand so kühn sein, zu behaupten, daß diese künstlich einer höherstehenden sozialen Gruppe angegliederten Personen von den durch Geburt dieser Gruppe Zugehörenden sich später durch geringere berufliche Tüchtigkeit oder ein tieferes Kulturniveau unterschieden.

leiblichen Fertigkeiten der Eltern, bezw. Voreltern kommt als eine gewaltige Arbeit zur geschlechtlichen Fortpflanzungsthätigkeit hinzu. ... In diesem zweiten Akte werden körperliche Anpassungen erlangt, die den eigenen Eltern fremd waren.“

1) Um diese handelt es sich für Schmoller, wie er in den Preuß. Jhb. 69 S. 464 deutlich ausspricht. Der soziologische Begriff der Vererbung, welchen Schäffle a. a. O. II, S. 208 ff. konstruiert hat, kommt für ihn nicht in Frage, obwohl manche seiner Ausführungen an ihn erinnern.

Eine weitere Reihe hierher gehöriger Beobachtungen bieten die Fälle, in welchen Nachkommen einer Berufsklasse sich aus eigener Kraft in eine höhere Berufsklasse emporschwingen. Jeder weiß, welche Schwierigkeiten im Zeitalter der kapitalistischen Produktionsweise einem solchen Versuche entgegenstehen und wie oft er mißlingt. Jeder auch vergegenwärtigt sich leicht das Bild des „Emporkömmlings", dem es bei aller beruflich-technischen Tüchtigkeit nicht gelingt, das geistig-sittliche Niveau seiner neuen Berufsklasse zu erreichen. Darin liegt doch wohl schon die Thatsache eingeschlossen, daß die durch die Arbeitsteilung gebotene Anpassung an den Beruf — die Hauptbedingung einer erfolgreichen Berufsausübung — von jedem individuell und nicht allzuschwer vollzogen wird, während die durch das Kulturniveau der Berufsklasse geforderte sittliche und allgemein geistige Anpassung nur langsam in der geeigneten Umgebung reift und oft erst in der zweiten oder dritten Generation vollständig gelingt.

Ein strikter Beweis *gegen* die Schmoller'sche Vererbungstheorie läßt sich ebensowenig führen, als ein solcher *für* dieselbe geführt worden ist. Man müßte etwa die großen Männer eines Volkes nach dem Berufe ihrer Eltern durchgehen und feststellen, wie viele davon aus niederen Berufsständen hervorgegangen sind; man müßte zugleich für die einzelnen Berufsklassen den Grad der Wahrscheinlichkeit bestimmen können, den ihre Angehörigen haben, zu einer bevorzugten Stellung zu gelangen, in der sie allein hohe Befähigung zur Geltung zu bringen im Stande sind. Und man müßte endlich vergleichen, wie die thatsächliche Quote der aus jedem Berufsstande hervorgegangenen führenden Geister sich zu der durch Wahrscheinlichkeitsrechnung ermittelten verhielte. Es braucht nicht ausgeführt zu wer-

den, daß für eine derartige Untersuchung alle Voraussetzungen fehlen.

Wohl aber darf behauptet werden, daß die neue Theorie der auf der Beobachtung vieler Generationen beruhenden Auffassung der modernen Kulturvölker widerspricht.

Wie oft ist es beklagt worden, daß so manches Talent unter der Ungunst der äußeren Verhältnisse verkümmere! Und wenn diesem Satze der andere entgegengestellt worden ist, daß jedes wahre Talent sich Bahn breche, so mag eine solche Formel wohl dem Selbstgefühle glücklicher Streber schmeicheln; in der Wirklichkeit findet sie nur zu oft keine Bestätigung.

Unsere ganze sozialrechtliche Entwicklung seit der französischen Revolution steht unter der Voraussetzung, daß der Zugang zu jedem freien Berufe und zu allen Staatsämtern, in denen wir doch immer den Höhepunkt der Berufsgliederung erblicken, jedermann offen stehen müsse. Dieser Grundsatz der „freien Berufswahl", dessen Anerkennung nach schweren Kämpfen errungen wurde, wäre ein großer Irrtum, jede Bemühung zu seiner Verwirklichung verlorene Arbeit, wenn seiner Durchführung außer der Ungleichheit der Vermögensverteilung auch noch die Vererblichkeit beruflicher Anpassung im Wege stünde.

Auch manche unserer ältesten akademischen Einrichtungen würden im Lichte dieser Theorie als Verirrungen erscheinen müssen. In wie hohem Maße die Kostspieligkeit der Vorbereitung den Zugang zu den bevorzugten Positionen des Berufslebens verengert, ist bekannt. Von jeher hat man darin aber auch eine große Gefahr für die Leistungsfähigkeit des Beamten- und Gelehrtenstandes erblickt und dieser Gefahr durch Stipendien, Freitische, Stundungen und ähnliche Einrichtungen, die den Unbemittelten das Studium

ermöglichen sollen, vorzubeugen gesucht. Man wird über die praktischen Erfolge dieser Einrichtungen streiten können. Aber bei ihrer Beurteilung sollte man doch nie übersehen, daß das Fortkommen in einer bevorzugten Berufsart nicht allein von der persönlichen Tüchtigkeit, sondern auch von der sozialen Erziehung des Einzelnen, von seiner Befähigung, die eigene Kraft zur Geltung zu bringen, abhängt, daß in dieser unvollkommenen Welt die bescheidene Zurückhaltung des Tüchtigen hinter dem dreisten Vordrängen der Mittelmäßigkeit nur zu leicht zurückstehen muß, daß es demjenigen, der die soziale Stufenleiter von unten an zu erklimmen sucht, schwerer werden muß, ihre Spitze zu erreichen, als demjenigen, der schon aus halber Höhe emporsteigt. Die deutsche Sprache hat für die Auszeichnung in einer beruflichen Laufbahn einen bezeichnenden Ausdruck, mit welchem sie den Anteil des persönlichen Auftretens am Erfolge glücklich charakterisiert. Er heißt: sich hervorthun. So mögen denn auch jene „studierten Bauernsöhne" Riehl's wohl kaum deshalb später nicht in ihrem Berufsleben besonders hervorgetreten sein, weil sie nichts Hervorragendes zu leisten im Stande waren, sondern manche gewiß auch deshalb, weil sie es nicht verstanden haben, sich am rechten Orte „hervorzuthun", ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen.

Bei jeder sozialen Gruppierung, bei welcher der Beruf mitspielt, pflegen innerhalb der einzelnen Klassen sich Gemeinschaftsgefühle zu bilden, welche sich instinktiv gegen den Eindringling kehren und ihn oft, trotz alles Talentes, nicht zur Geltung kommen lassen, während sie andererseits die schwächeren, durch Geburt der betreffenden Gruppe angehörigen Mitglieder stützen und tragen. So spielen auch im Beamtenstande, der noch am meisten die Signatur einer

reinen Berufsklasse an sich trägt, neben der Vermögensausstattung, persönliche und Familienbeziehungen für das Fortkommen eine oft Ausschlag gebende Rolle, und sie können ihm geradezu, wo sie zum Deckmantel des Nepotismus werden, die Charakterzüge eines Geburtsstandes aufprägen. In dem weiten Gebiete der berufsmäßig organisierten Arbeit, das darüber hinaus liegt, wird, so lange die heutige Wirtschaftsordnung dauert, erst recht der Besitz die Grundursache der sozialen Klassenbildung bleiben, und der Arbeitsteilung wird daneben nur accessorische Bedeutung zukommen, genau wie auf den Stufen der unfreien Arbeit der Arbeitsgemeinschaft. Vererbt sich der Beruf, so geschieht es nicht, weil die berufliche Anpassung sich vererbt hat, sondern weil der Besitz erblich ist, von dem die Berufszugehörigkeit bedingt wird.

Jene Vererbungstheorie trägt darum — ihrem Urheber gewiß unbewußt — die unerfreulichen Gesichtszüge einer Sozialphilosophie der beati possidentes. Sie ruft dem Niedriggeborenen, der in sich die Kraft zu verspüren meint, eine höhere Stellung des Berufslebens auszufüllen, zu: „Laß alle Hoffnung schwinden; deine körperliche und geistige Verfassung, deine Nerven, deine Muskeln, die Kausalkette von vielen Generationen hält dich am Boden fest. Deine Vorfahren sind seit Jahrhunderten Leibeigene gewesen; dein Vater und Großvater waren Taglöhner, du bist zu einem ähnlichen Berufe bestimmt." Ich brauche nicht auszuführen, wie sehr die Konsequenzen dieser neuen Lehre unserem sittlichen Bewußtsein, unserem Ideal der sozialen Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen.

In dem Stadium der unbewiesenen Thesis, in welchem sie sich zur Zeit befindet, wird sie meines Erachtens schon durch die doch nicht allzu selten zu machende Beobachtung

hinfällig, daß innerhalb einer einzigen Generation der ganze Weg vom Nullpunkt bis zum Höhepunkt der modernen Kultur, von der untersten bis zur obersten Stufe der Arbeitsteilung, vom Fuße bis zur Spitze der sozialen Leiter zurückgelegt wird und umgekehrt. Man muß sich eigentlich wundern, daß eine solche Lehre in einem Volke entstehen konnte, das unter seinen Geistesheroen einen Luther zählt, den Sohn eines Bergmanns, einen Kant, den Sohn eines Sattlers, einen Fichte, den Sohn eines armen Dorfleinewebers, einen Winckelmann, den Sohn eines Flickschusters, einen Gauß, den Sohn eines Gärtners, um von vielen andern zu geschweigen[1]).

Es giebt eine alte Anekdote von einem Kardinal, dessen Vater die Schweine gehütet hatte und von einem adelsstolzen französischen Gesandten. In einer schwierigen Unterhandlung, in welcher der Kardinal mit Geschick und Hartnäckigkeit die Interessen der Kirche vertrat, ließ sich der Gesandte hinreißen, jenem seinen Ursprung vorzuwerfen. Der Kardinal antwortete: „Es ist richtig, daß mein Vater die Schweine gehütet hat; aber wenn Ihr Vater sie gehütet hätte, so würden Sie sie auch hüten".

Diese kleine Erzählung hat vielleicht besser ausgesprochen, als eine lange Auseinandersetzung es vermöchte, was die

1) Schon Valerius Maximus schrieb ein Kapitel (III, 4) de humili loco natis, qui clari evaserunt, das so beginnt: Saepe evenit, ut et humili loco nati ad summam dignitatem consurgant et generosissimarum imaginum foetus in aliquod revoluti dedecus acceptam a maioribus lucem in tenebras convertant. — In der neuesten erheblich abgemilderten Darstellung seiner Theorie (Grundriß, S. 396 ff.) führt Schmoller die Thatsache, „daß aus allen Klassen einer im Ganzen hochstehenden Gesellschaft Talente und große Männer hervorgehen" auf „die eigentümlichen Einflüsse der Variabilität" zurück. Erklärt ist damit aber nichts.

Beobachtung vieler Generationen bestätigt hat, daß Tugenden, welche die Väter emporbringen, sich nicht in der Regel auf Enkel und Urenkel fortsetzen und daß, wenn der Beruf sich auch forterbt, doch die Fähigkeit zu seiner Ausübung schwindet. Jede Aristokratie, mag sie Besitzes- oder Berufsaristokratie sein, entartet im Laufe der Zeit, wie die Pflanze entartet, die in zu üppigem Boden wächst. Es braucht dabei noch gar nicht einmal an ein sittliches Verkommen gedacht zu werden; es genügt, daß die körperlichen und geistigen Kräfte abnehmen, daß die Prokreation schwächer wird, um die Zuführung unverdorbenen Blutes, das aus den unteren Schichten des Berufslebens in die höheren aufsteigt, als eine Hauptbedingung gesunden sozialen Stoffwechsels erscheinen zu lassen. Gerade darin haben wir ja immer das große Problem dieses Jahrhunderts erblickt, daß ein allmähliches soziales Aufsteigen ermöglicht werde, daß eine fortgesetzte Regeneration der höheren Berufsklassen stattfinde, und in dem Kastenwesen, das die Konsequenz der Vererbungstheorie sein würde, haben wir immer den Anfang, nicht das Ende der Kulturentwicklung gesehen.

Wir wollen uns in dieser Auffassung nicht irre machen lassen. Die Lösung des eben erwähnten Problems ist für die modernen Kulturvölker eine Existenzfrage. Denn wenn die Geschichte etwas eindringlich gelehrt hat, so ist es das: Ein Volk, das aus der frischen Quelle ursprünglicher Körper- und Geisteskraft, die in den unteren Klassen strömt, sich nicht mehr zu erneuern vermag, von dem gilt, was B. G. Niebuhr einst mit Bezug auf England und Holland sagte: das Mark ist ihm ausgenommen, es ist unrettbar dem Verfall geweiht.

X.

Die inneren Wanderungen und das Städtewesen in ihrer entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung.

Alle prähistorische Forschung, soweit sie sich auf die Erscheinungen der belebten Welt bezieht, verliert sich in der Hypothese der Wanderung. Die Verbreitung der Pflanzen, der Tiere, der Menschen über die Erdoberfläche, die verwandtschaftlichen Beziehungen der Sprachen, der religiösen Vorstellungen, der Märchen und Sagen, der Sitten und sozialen Einrichtungen scheinen in dieser einen Annahme ihre gemeinsame Erklärung zu finden.

In der Menschheitsgeschichte ist man freilich heute von der Ansicht zurückgekommen, welche die nomadisierende Lebensweise als eine allgemeine Kulturphase angesehen wissen wollte, die jedes Volk vor der festen Niederlassung einmal durchgemacht haben müsse und die mit der Zähmung der Haustiere den Menschen „naturgemäß" vom Jägerleben zum Ackerbau hinüberleite. Die ethnographische Forschung hat uns genügend darüber aufgeklärt, daß alle Naturvölker, welches auch immer die wirtschaftlichen Grundlagen ihrer Existenz sein mögen, leicht und aus oft sehr geringfügigen Ursachen ihre Sitze wechseln, und daß es bei ihnen außerordentlich viele Zwischenstufen zwischen schweifendem und seßhaftem Leben giebt[1]). Die Nord- und Südränder der bewohnten Erde sind noch heute ganz von Menschen ohne festen Wohnsitz bevölkert, und auch im Innern finden sich

1) Vgl. Z. Dimitroff, Die Geringschätzung des menschlichen Lebens und ihre Ursachen bei den Naturvölkern, Leipzig 1891, S. 33 ff.

weite Länderräume, in denen ein Zustand dauernder Völkerwanderung herrscht. Die meisten Kulturvölker haben Sagen oder geschichtliche Ueberlieferungen eines solchen Zustandes.

Auch in unserer Sprache hat diese längst verflossene Periode allgemeiner Beweglichkeit tiefe Spuren hinterlassen. Gesund heißt ursprünglich wegfertig (von senden = gehen, reisen); Gesinde, was heute die dienenden Hausgenossen bedeutet, ist in der älteren Sprache das Reisegefolge; der Gefährte und die Gefährtin bezeichnen im strengen Wortsinne die Fahrtgenossen. Erfahrung ist, was man auf der Fahrt erlangt hat und bewandert ist derjenige, welcher viel auf der Wanderschaft war. Die Liste solcher Ausdrücke ist noch lange nicht erschöpft: in der allgemeinen Bedeutung, deren sie sich heute erfreuen, drückt sich die Allgemeinheit des konkreten Anschauungs- und Beobachtungskreises aus, dem sie zuerst entsprungen sind.

Es ist ein nahe liegender Schluß, daß jener Zustand der allgemeinen Wanderbewegung mit seinen eingewurzelten Wandersitten nicht plötzlich zur Ruhe gekommen sein könne, daß vielmehr der ganze Gang der Weiterentwicklung bis auf den heutigen Tag ein Prozeß allmählichen Seßhaftwerdens und eines immer engeren Anschlusses an das Fleckchen Erde gewesen sei, an dem der Mensch ins Leben tritt.

Mancherlei Anzeichen sprechen für diese Auffassung. Das Haus wird bei unsern Vorfahren zur Fahrhabe gerechnet, und nachweisbar haben viele Ortschaften in historischer Zeit ihre Stellen gewechselt. Trotz des Mangels an Kunststraßen und bequemen Verkehrsmitteln erscheint noch im Mittelalter der Einzelne viel beweglicher als in der späteren Zeit. Dafür sprechen die zahlreichen Wallfahrten, die sich bis St. Jago in Spanien erstreckten, die

Kreuzzüge, die großen Scharen der fahrenden Leute, das Wanderleben des Königs und seines Hofes, das Gästerecht der Markweistümer, das ausgebildete Geleitswesen.

Jeder neue Fortschritt in der Kultur hebt sozusagen wieder mit einer neuen Wanderperiode an. Der älteste Ackerbau ist ein nomadischer mit jährlichem Wechsel der Feldflur; der älteste Handel ist Wanderhandel; die ersten Gewerbe, welche sich als berufsmäßige Thätigkeit Einzelner von der Hauswirtschaft ablösen, werden im Umherziehen betrieben. Die großen Religionsstifter, die ältesten Dichter und Philosophen, die Musiker und darstellenden Künstler der früheren Perioden sind überall große Wanderer. Und zieht nicht noch heute der Erfinder, der Prediger einer neuen Lehre, der Virtuose von Ort zu Ort, um Anhänger und Bewunderer zu suchen — trotz der gewaltigen Entwicklung des modernen Nachrichtenverkehrs?

Aeltere Gesittung ist seßhaft. Der Grieche war seßhafter als der Phönizier, der Römer seßhafter als der Grieche, weil Einer immer der Kulturerbe des Andern war. Noch heute bemerken wir Aehnliches. Der Germane ist beweglicher als der Romane, der Slave beweglicher als der Germane. Der Franzose klebt an der heimatlichen Scholle; der Russe verläßt sie leichten Gemüts, um an anderen Stellen seines weiten Vaterlandes bessere Erwerbsgelegenheiten zu suchen. Selbst der Fabrikarbeiter ist dort nur ein periodisch wandernder Bauer.

Zu allem, was sich aus der Erfahrung für den Satz anführen läßt, daß die Menschheit im Laufe ihrer Geschichte immer seßhafter geworden sei, kommt noch eine allgemeine Erwägung doppelter Art. Fürs Erste wächst mit fortschreitender Kultur der Umfang der Kapitalfixierungen: der Produzent wird unbeweglich mit seinen Pro-

duktionsmitteln. Der wandernde Schmied der südslavischen Länder und das westfälische Eisenwerk, die Saumpferde des mittelalterlichen Kaufmannes und das Großmagazin unserer Städte, der Thespiskarren und das stehende Theater bezeichnen Anfangs- und Endpunkte dieser Entwicklung. Und fürs Zweite haben die modernen Verkehrsmittel den Gütertransport in höherem Grade erleichtert als den Personentransport. Die örtlich gegebene Verteilung der Arbeitskräfte erlangt dadurch größere Wichtigkeit als die natürliche Verbreitung der Produktionsmittel; die letzteren ziehen vielfach den ersteren nach, wo früher der umgekehrte Fall stattfand.

Dem Gesagten widerstreiten freilich einige andere Erwägungen und Thatsachen. Zunächst die rechtliche Gebundenheit des Menschen an die Scholle in der älteren agrarischen Periode, die Verdinglichung aller wirtschaftsrechtlichen Beziehungen im Gegensatz zu der modernen Freiheit der Person und des Eigentums. Sodann und damit zusammenhängend die Entstehung zahlreicher Existenzen in der neueren Zeit, welche bloß auf das bewegliche Kapital oder die persönliche Arbeitsgeschicklichkeit sich gründen. Ferner die zunehmende Mobilisierung des Grundbesitzes, welche heute dem Bauern erlaubt, Haus und Hof zu Geld zu machen, um jenseits des Ozeans sich eine neue Existenz zu gründen, während der mittelalterliche Landwirt höchstens als Pfahlbürger sich einer benachbarten Stadt anschließen konnte, von der aus er seine Wirtschaft auf dem Dorfe entweder selbst weiter betrieb oder sie in irgend einer Form gegen eine jährliche Naturalrente einem andern überließ. Endlich die Beobachtung eines wachsenden Zustroms der Landbevölkerung nach den Städten, die sich seit einem halben Jahrhundert in außerordentlich rascher Be-

völkerungszunahme der letzteren und in stellenweisem Stillstand oder gar Rückgang der Landbevölkerung kund giebt. Mit Rücksicht auf alle diese Umstände halten sich manche für berechtigt, von einer stets steigenden Mobilisierung der Gesellschaft zu reden.

Wie sind diese beiden Erscheinungsreihen mit einander zu vereinbaren? Handelt es sich um zwei einander entgegengesetzte Entwicklungsprinzipien? Oder sind vielleicht die modernen Wanderungen von ganz anderer Art als diejenigen früherer Jahrhunderte?

Fast möchte man letzteres glauben. Die Wanderungen, welche am Anfang der Geschichte der europäischen Menschheit stehen, sind Völkerwanderungen: ein Jahrhunderte langes Schieben und Drängen kollektiver Gesamtheiten von Osten nach Westen. Die Wanderungen des Mittelalters ergreifen immer nur einzelne Stände: die Ritter in den Kreuzzügen, die Kaufleute, die Lohnhandwerker, die Handwerksgesellen, die Gaukler und Spielleute, die Hörigen, welche Schutz hinter den städtischen Mauern suchen. Die modernen Wanderungen sind dagegen in der Regel eine Sache der Individuen, die sich dabei von den verschiedenartigsten Beweggründen leiten lassen. Sie sind fast immer unorganisiert, und der täglich tausendfach sich wiederholende Vorgang wird nur durch das eine Merkmal zusammengehalten, daß es sich überall um Ortsveränderung von Personen handelt, welche günstigere Lebensbedingungen aufsuchen.

Dennoch würde eine solche Unterscheidung dem Wesen der modernen und auch der mittelalterlichen Wanderungen nicht ganz gerecht werden. Wollen wir ihre wahre entwicklungsgeschichtliche Bedeutung erfassen, so müssen wir erst Lichtung bringen in das wirre Dickicht trüber Tages-

meinungen, welches den ganzen Gegenstand noch immer umgiebt, trotz aller Bemühungen der Statistik und der Nationalökonomie.

Unter allen Massenerscheinungen des sozialen Lebens, welche der Statistik zugänglich sind, giebt es gewiß kaum eine, welche von vornherein so sehr unter das allgemeine Gesetz der Kausalität zu fallen scheint als die Wanderungen, kaum eine aber auch, über deren nächste Verursachung so unklare Vorstellungen herrschen als diese.

Spricht man doch nicht bloß in den Kreisen des großen Publikums und in der Presse, sondern sogar in wissenschaftlichen Werken vom Wandertriebe und stellt damit jene Bewegungen der Menschen von Ort zu Ort außerhalb des Bereiches bewußten Handelns. Ja ein Statistiker hat einen in der Zeitschrift des preußischen statistischen Bureaus von 1873 erschienenen Aufsatz überschrieben: „Heimatsinn und Wandertrieb der preußischen Bevölkerung" — gleich als ob das Verharren in der Heimat auf bloßer Naturanlage, das Verlassen derselben auf einem unwiderstehlichen instinktiven Drange beruhte, der dem einen Stamme mehr, dem andern weniger zukomme.

Damit steht es denn freilich in seltsamem Widerspruche, daß, während die große Masse der amtlichen statistischen Arbeiten in weiteren Kreisen unbeachtet bleibt, die öffentliche Meinung auf die Publikation der Auswanderungsziffern meist sehr lebhaft sich äußert. An ihr Steigen und Fallen knüpfen sich Furcht und Hoffnung, Beifall und Mißfallen, Leitartikel und Parlamentsreden. Da ist dann natürlich von Wandertrieb und Heimatsinn weniger zu vernehmen; man hat ein dunkles Gefühl, daß hinter jenen Schwankungserscheinungen sehr konkrete Ursachen stehen. Wie wenig man aber über die Natur der letzteren im Klaren

ist, mag beispielsweise daraus ersehen werden, daß vor einigen Jahren im deutschen Reichstage allen Ernstes darüber gestritten wurde, ob die Leute auswanderten, weil es ihnen gut gehe oder weil es ihnen schlecht gehe.

Man wird nicht sagen können, daß die Statistik bis jetzt dahin gelangt sei, aus den trüben Wogen verwirrter Tagesmeinungen sich zu den sicheren Ergebnissen exakter Beobachtungen emporzuschwingen. Für sie ist ja allerdings von vorn herein das Wandern eine wirtschaftlich und sozial bedingte Massenerscheinung; aber sie hat es m. E. zu früh aufgegeben, ihre Ursachen mit den ihr eigentümlichen Mitteln aufzudecken und zur Enquête gegriffen, ehe sie die Mittel der numerischen Methode erschöpft hatte.

Wenn man die dürftigen Bemerkungen liest, mit welchen Quetelet[1]) das Phänomen der Auswanderung begleitet, so überzeugt man sich leicht, daß seine Erklärung desselben sich kaum über die verbreitetsten Gemeinplätze erhebt. Mustert man dann aber die amtlichen Publikationen der neuesten Zeit, so begegnet man zwar nicht selten ausführlichen Frageschematen über die „Ursachen" oder „Gründe" der Auswanderung, bei denen auch die Armen am Geiste unter den zur Beantwortung aufgerufenen Gemeindebeamten nicht in Verlegenheit geraten können; aber man sagt sich sofort, daß mit derartigen Suggestivfragen eine Reihe subjektiver Voraussetzungen die Stelle objektiver Forschungsresultate okkupiert.

Bevor man aber zu einem solchen Auskunftsmittel greift, das nur in die Zahlen hineindeutelt, was nicht von selbst aus ihnen hervorgeht, wäre doch wohl die Aufgabe gewesen, die Wanderungserscheinungen selbst in ihren ver-

1) Du Système social et des lois qui le régissent, p. 186—190.

schiedenen Arten nach ihrer numerischen Gesetzmäßigkeit festzustellen, sie mit andern der Statistik zugänglichen örtlichen und zeitlichen Massenerscheinungen (z. B. der Dichtigkeit der Bevölkerung, ihrer Berufsgliederung, der Verteilung des Grundeigentums, der Höhe des Arbeitslohnes, der Preisbewegung der Lebensmittel) in Beziehung zu setzen — also das statistische Experiment der Parallelisierung isolierter Zahlenreihen vorzunehmen.

Von diesen ersten Schritten auf dem Wege eines exakten Verfahrens sind wir aber noch weit entfernt. Das gesamte Gebiet der Wanderungen ist noch nirgends planmäßig der statistischen Beobachtungsarbeit unterworfen worden; immer waren es nur auffallende einzelne Erscheinungen derselben, denen ausschließliche Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Selbst an einer sozialwissenschaftlich rationellen Klassifikation der Wanderungen fehlt es zur Stunde noch.

Dieselbe hätte auszugehen von dem *populationistischen Resultat* der Wanderungen. Darnach würden letztere in *drei* Gruppen zerfallen:

1. Wanderungen *mit steter Ortsveränderung*,
2. Wanderungen *mit temporärer Umsiedelung*,
3. Wanderungen *mit dauernder Umsiedelung*.

Zur *ersten* Gruppe gehört das Zigeunerleben, der Betrieb von Wanderhandel und Wandergewerben, das Vagantentum.

Zur *zweiten*: das Wandern der Handwerksgesellen, der Dienstboten, der Gewerbetreibenden, welche die günstigste Stelle zu temporären Unternehmungen aufsuchen; der Beamten, welchen eine bestimmte Stellung auf Zeit übertragen wird; der Schüler, die fremde Lehranstalten beziehen u. ä.

Zur *dritten*: die Umzüge von Ort zu Ort innerhalb desselben Landes (Staates) und nach dem Auslande,

namentlich über See.

Eine Zwischenstufe zwischen der ersten und zweiten Gruppe nehmen die periodischen Wanderungen ein. Dahin gehören die Wanderungen der ländlichen Arbeiter zur Zeit der Ernte, der Zuckerarbeiter zur Zeit der Campagne, der oberitalienischen und ticinesischen Maurer, Erdarbeiter, Kaminfeger, Kastanienbrater ꝛc., welche sich in bestimmten Jahreszeiten wiederholen.

Bei dieser Einteilung ist allerdings von dem Einflusse der natürlichen und politischen Abgrenzung der Ländergebiete abgesehen. Es soll damit nicht verkannt werden, daß die staatliche Zugehörigkeit für das Ziel der Wanderungen in dem Zeitalter des Nationalitätsprinzips und des Schutzes der nationalen Arbeit eine gewisse Bedeutung hat. Wir wollen ihr vielmehr gerecht werden durch eine zweite Einteilung, bei welcher wir das politisch-geographische Erstreckungsgebiet der Wanderungen zur Grundlage nehmen. Darnach zerfallen sie in innere und äußere Wanderungen.

Innere Wanderungen sind solche, deren Anfangs- und Endpunkte innerhalb desselben Staatsgebietes liegen; äußere solche, die sich darüber hinaus erstrecken. Die letzteren sind wieder entweder internationaleuropäische oder außereuropäische (gewöhnlich als überseeische) bezeichnet. Man kann aber auch sämtliche Wanderungen, welche den Boden des Erdteils nicht verlassen, im weiteren Sinne als innere Wanderungen bezeichnen und ihnen als eigentliche Auswanderung die Uebersiedelung nach fremden Erdteilen gegenüberstellen.

Von allen diesen mannigfach verschiedenen Arten des Wanderns ist bisher nur die überseeische Auswanderung regelmäßig Gegenstand der amtlichen Statistik gewesen, und

auch diese ist von ihr, was keinem Kundigen fremd sein dürfte, bisher nur unvollkommen erfaßt worden. Gelegentlich hat man auch die periodischen Arbeiterwanderungen und das Hausierwesen zum Gegenstande einer Erhebung gemacht — meist mit dem Nebenzwecke einer beschränkenden Gesetzgebung. Nur die italienische Regierung bestrebt sich seit längerer Zeit, die periodischen Wanderungen eines Teiles der Bevölkerung nach dem europäischen Auslande durch Lokalerhebungen, Zählkartentausch und Konsularberichte aufzuhellen.

Die Wanderungen mit dauernder und temporärer Umsiedelung zwischen den verschiedenen Staaten Europas werden nur sehr unvollkommen durch die Gebürtigkeits- und Staatsangehörigkeitsangaben der Volkszählungs-Publikationen berücksichtigt; die inneren Wanderungen sind nur ganz vereinzelt einmal ernstlich beachtet worden.

Und doch sind diese Wanderungen von Ort zu Ort innerhalb desselben Staatsgebietes ungleich zahlreicher und in ihren Erfolgen ungleich bedeutsamer als alle anderen Arten der Wanderung zusammengenommen[1]).

Von der gesamten Bevölkerung des Königreichs Belgien waren nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. Dezember 1880 nicht weniger als 32.8 Prozent außerhalb der Gemeinde geboren, in welcher sie ihren zeitigen Wohnsitz hatten[2]), von der Bevölkerung Oesterreichs (1890) 34.8 Prozent. Von der ortsanwesenden Bevölkerung Preußens waren am 1. Dezember 1880

geboren	Personen	Prozent
1. in der Zählungsgemeinde	15 721 588	57.6

1) Vgl. jetzt auch G. von Mayr, Statistik und Gesellschaftslehre II, S. 116 ff. 354 ff.

2) Annuaire statistique de la Belgique XVI (1885), p. 76.

geboren	Personen	Prozent
2. sonst im Zählungskreise	4 599 664	16.9
3. „ in der Zählungsprovinz	4 556 124	16.7
4. „ im preußischen Staate	1 658 187	6.1
5. „ im Deutschen Reiche	526 037	1.9
6. „ im Reichsauslande	212 021	0.8

Von 27 279 111 Personen waren 11 552 033 oder 42.4 Prozent außerhalb der Gemeinde geboren, in der sie ihren Wohnsitz hatten[1]). Ueber zwei Fünftel der Bevölkerung hatten wenigstens einmal während ihres Lebens die Wohngemeinde gewechselt! Von der Bevölkerung der Schweiz waren am 1. Dezember 1888 geboren: in der Wohngemeinde 56.4, in einer anderen Gemeinde des Wohnkantons 25.7, in anderen Kantonen 11.5, im Auslande 6.4 Prozent[2]). Und dabei bezeichnet die Gemeinde schon eine administrative Einheit, welche in manchen Teilen des Staates mehrere Wohnplätze umfaßt. Die mitgeteilten Ziffern schließen also eine zahlreiche Art von Wanderungen, diejenigen von Ort zu Ort innerhalb der Zählungsgemeinde, vollständig aus.

Diese letztere Art von inneren Wanderungen sind m. W. nur einmal Gegenstand der Ermittlung gewesen: in der bayerischen Gebürtigkeitsstatistik von 1871[3]). Darnach waren von der gesamten ortsanwesenden Bevölkerung Bayerns

---

1) Zeitschrift des k. preuß. statist. Bureaus XXI (1881), Beilage I, S. 46 f.

2) Statist. Jahrbuch d. Schweiz II (1892), S. 57.

3) Die bayerische Bevölkerung nach der Gebürtigkeit. Bearbeitet von Dr. G. Mayr (XXXII. Heft der Beiträge zur Statistik des Königr. Bayern), S. 10.

geboren	Personen	Prozent
1. am Zählungsorte	2 975 146	61.2
2. sonst in der Zählungsgemeinde	143 186	3.0
3. „ im Zählungsamte	677 752	13.9
4. „ in Bayern	944 101	19.4
5. „ im Deutschen Reiche	78 241	1.6
6. „ im Auslande	44 150	0.9

Die bayerische Bevölkerung von 1871 erscheint danach etwas seßhafter als die preußische von 1880 und die schweizerische von 1888, was vielleicht von dem früheren Jahre der Zählung herrührt. Aber auch hier waren fast $^2/_5$ der Einwohner (1888000 von 4863000) nicht an dem Orte geboren, an dem sie wohnten, also zu irgend einer Zeit dahin eingewandert. In den unmittelbaren Städten betrug die Zahl der Fremdbürtigen gar 54.5 Prozent, in den kleinen Landstädten 43.2 Prozent; selbst in den Gemeinden des platten Landes sank sie bloß auf 35.6 Prozent.

Wir haben es also mit kolossalen Massenbewegungen zu thun, und wenn es erlaubt ist, eine Schätzung zu wagen, deren thatsächliche Anhaltspunkte hier nicht im Einzelnen mitgeteilt werden können, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß die Zahl der Bewohner Europas, welche ihren zeitigen Wohnort nicht der Geburt, sondern der Wanderung verdanken, weit über hundert Millionen beträgt. Wie winzig erscheinen daneben die vielberufenen Ziffern der überseeischen Auswanderung[1])!

Daß so gewaltige Bewegungen der Bevölkerung tiefgreifende Folgen nach sich ziehen müssen, liegt auf der

1) In den 70 Jahren von 1821—1890 haben die Vereinigten Staaten von Amerika aus sämtlichen europäischen Staaten 13692576 Einwanderer empfangen. v. Mayr a. a. O., S. 344.

Hand. Diese Folgen sind hauptsächlich wirtschaftliche und soziale.

Der wirtschaftliche Erfolg aller Arten von Wanderungen ist die Herbeiführung eines lokalen Austausches von Arbeitskräften und vielfach auch, da die Menschen von ihrer ökonomischen Ausstattung nicht zu trennen sind, die Uebertragung von Kapitalien, oder, da wir auch in diesen Dingen Zweckmäßigkeit voraussetzen müssen: sie bewirken eine zweckmäßigere Arbeits- und Kapital-Verteilung und -Zusammenfassung auf der ganzen bewohnten Erde, sei es nun, daß die Arbeit dem Kapital oder den Naturgaben nachzieht, sei es, daß das Kapital beschäftigungslose Hände aufsucht.

Ihr sozialer Erfolg sind große Verschiebungen der Bevölkerung, die sich durch nie ruhende Wellenbewegung ins Gleichgewicht zu setzen sucht mit den vorhandenen Erwerbsvorteilen. Sie halten das Anwachsen der Menschenzahl an den einen Stellen auf, beschleunigen es an anderen. Die örtliche Verteilung der Bevölkerung, wie sie durch ihr natürliches organisches Wachstum infolge des Geburtenüberschusses gegeben erscheint, wird durchbrochen.

Allein gerade in dieser Hinsicht ist für den einzelnen Staat ein bedeutender Unterschied zwischen den inneren Wanderungen und der Auswanderung.

Die unmittelbaren Wirkungen der Auswanderung auf das Mutterland sind einseitige: sie lichten die Bevölkerung; sie schaffen für die Zurückbleibenden Ellenbogenraum. Daß sie zugleich die Bevölkerung und Ausnutzung menschenarmer Kolonialländer beschleunigen, wird für die Heimat nur indirekt spürbar, wenn sie dazu helfen, durch den Betrieb der Landwirtschaft auf jungfräulichem Boden der heimischen Agrarproduktion eine gefährliche Konkurrenz zu bereiten

oder durch Uebertragung industrieller Geschicklichkeit und Produktionsmittel ins Ausland der vaterländischen Industrie den Absatz abzuschneiden.

Die Wirkungen der inneren Wanderungen dagegen sind immer zweiseitige: solche, die an ihren Ausgangspunkten und solche, welche an ihren Endpunkten fühlbar werden. Dort lockern sie die Bevölkerung auf, hier verdichten sie dieselbe. Sie erzeugen so gleichsam eine Scheidung der Wohnplätze und Landesteile in menschenproduzierende und menschenkonsumierende. Die menschenproduzierenden Wohnplätze sind bei uns gewöhnlich die Landorte und kleinen Städte, die menschenkonsumierenden die großen Städte und Industriebezirke. Die letzteren nehmen an Bevölkerung über das natürliche Maß des Geburtenüberschusses zu; die ersteren bleiben dahinter erheblich zurück. Im Jahresdurchschnitt des achtzehnjährigen Zeitraums von 1867—85 hat die Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches um 0.86 % der mittleren Bevölkerung zugenommen[1]). Aber es betrug die durchschnittliche jährliche Zunahme speziell in den

Großstädten	(über 100 000 Einw.)	2.6 %
Mittelstädten	(20 000—100 000 Einw.)	2.4 „
Kleinstädten	(5000—20 000 Einw.)	1.8 „
Landstädten	(2000—5000 Einw.)	1.0 „
Dörfern	(unter 2000 Einw.)	0.2 „

Freilich so einfach und durchsichtig, wie diese Ziffernreihe die Erscheinung der inneren Wanderungen darstellt, ist sie in Wirklichkeit nicht. Sie beleuchtet gewiß in drastischer Weise das Schlagwort vom „Zug nach den Städten“; aber dieses Schlagwort giebt nur die halbe Wahrheit. Es übersieht die große Zahl innerer Wander-

1) Nach Schumann in Mayr's Allg. statist. Archiv, I (1890), S. 518.

ungen, welche sich gegenseitig decken, also in einer Veränderung der Einwohnerzahl der Wohnplätze keinen Ausdruck finden können.

Fassen wir sämtliche inneren Wanderungen eines *größeren Landes*, ohne Rücksicht auf die durch sie bewirkte Verteilung der Einwohner über die Bodenfläche ins Auge, so erscheinen uns ihre Zugsrichtungen wie ein dichtes buntgemustertes Gewebe, in welchem die Fäden in vielfältigem Wechsel hinüber- und herüberschießen. Durch den ziemlich einfachen Zettel, der von den Landorten und kleinen Städten nach den großen Städten und Industriebezirken gespannt ist, legt sich ein vielfarbiger Einschlag, dessen Fäden zwischen den kleineren Wohnplätzen hin und her laufen. Oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, es ist nicht bloß die breite mächtig wogende Oberströmung vorhanden, welche wir allein bemerken: unter derselben treiben zahlreiche kleine Wellen ihr eigenes Spiel.

Diese letzteren sind bis jetzt kaum beachtet, jedenfalls nicht nach Gebühr gewürdigt worden, auch wo sie ausnahmsweise einmal statistisch festgestellt waren. Von der bayerischen Bevölkerung von 1871 waren

in den	am Zählungsorte geboren	zugewandert	zusammen
unmittelbaren Städten	301 494	361 899	663 393
übrigen Städten mit über 2000 Einw.	205 887	157 000	362 887
Zusammen	507 381	518 899	1 026 280
in den Landgemeinden	2 467 765	1 357 981	3 825 746
Ueberhaupt	2 975 146	1 876 880	4 852 026

Woraus sich deutlich ergiebt, daß die Zahl der während des letzten Menschenalters in den Landgemeinden Eingewanderten absolut weit mehr als doppelt so groß

war als diejenige der städtischen Zuzügler. Und das gleiche Verhältnis wird sich in allen größeren Staaten wiederholen.

Allein nicht darin liegt das Bedeutsame, daß die ländlichen Wohnplätze sich in Bezug auf den Bevölkerungsaustausch ebensowohl nehmend als gebend verhalten, sondern in zwei anderen Momenten. Das Eine drückt sich darin aus, daß sie mehr Bevölkerung abgeben, als sie empfangen, das Andere darin, daß ihr Zuzug sich vorzugsweise aus den nächsten ländlichen Gemeinden rekrutiert, während ihr Abzug sich zum Teil nach den entfernteren Städten wendet. Der Ueberschuß des Abzugs über den Zuzug kommt also örtlichen Gemeinschaften höherer Ordnung zu Gute; er rückt in eine andere wirtschaftlich-soziale Lebenssphäre ein.

Nennen wir die gesamte Bevölkerung, welche an einem Orte geboren ist und sich innerhalb des Landes irgendwo aufhält, seine Geburtsbevölkerung, so wird nach den eben angegebenen Austauschverhältnissen der Bevölkerung die Geburtsbevölkerung der Landorte größer sein als ihre Zählbevölkerung (ortsanwesende Bev.), in den Städten kleiner. So betrug nach der Zählung von 1871 in den bayerischen Bezirksämtern (Landdistrikten) die Geburtsbevölkerung 103,5 Prozent der Zählbevölkerung, in den unmittelbaren Städten nur 61 Prozent[1]). Im Großherzogtum Oldenburg[2]) erreichte nach der Zählung vom 1. Dez. 1880

	in den Städten Personen:	auf dem Lande Personen:
der Zuzug aus anderen Orten	25 370	57 366
der Abzug nach anderen Orten	10 208	72 528

Die Bilanz der inneren Wanderungen ergiebt somit

1) Mayr, a. a. O. S. 53 f. der Einleitung.

2) Vgl. Statistische Nachrichten über das Großh. Oldenburg, Heft XIX, S. 64.

für die Städte einen Ueberschuß, für die Landgemeinden einen Fehlbetrag von 15 162 Personen. Beide ergänzen einander in ihrem Bevölkerungshaushalte wie die Wirtschaften zweier ungleichen Brüder, von denen der Eine regelmäßig aufbraucht, was der Andere sparsam erübrigt hat. Insoweit ist es also völlig begründet, wenn wir die Städte als menschenkonsumierende, die Landgemeinden als menschenproduzierende Sozialgebilde bezeichneten.

Allein die gesamte übrige Menschen-Ausgabe der Landgemeinden überragt den an die Städte abgelieferten Ueberschuß selbst in dem eben angeführten Beispiele eines kleinen Staates fast um das Vierfache. Und ebenso hoch beläuft sich die Einnahme, welche sie von einander empfangen. So groß dieser gegenseitige Bevölkerungsaustausch der Landorte auch erscheinen mag, so knüpft sich an ihn doch ein verhältnismäßig nur beschränktes wissenschaftliches Interesse. Denn wir haben es hier mit einer Art von Wanderungen zu thun, welche der sozialen Beschränktheit der ländlichen Wohnplätze entspringt und die darum um so mehr Bedeutung gewinnt, je kleiner die Gemeinden sind. Im ganzen Großherzogtum Oldenburg betrug die Zahl der nicht in der Aufenthaltsgemeinde Geborenen (Zugewanderten):

in den Gemeinden	unter	500	Einw.	55.0	%
„ „ „	mit	500—1000	„	37.4	„
„ „ „	„	1000—1500	„	41.7	„
„ „ „	„	1500—2000	„	40.4	„
„ „ „	„	2000—3000	„	28.7	„
„ „ „	„	3000—4000	„	22.2	„
„ „ „	„	4000—5000	„	20.6	„
„ „ „	über	5000	„	29.4	„

Es ergiebt sich daraus, daß in den kleineren Gemeinden (bis 4000 Einw.) mit der wachsenden Größe der Ge-

meinden der auswärtige Zuzug gegenüber den Eingeborenen relativ abnimmt, während er in den größeren wächst.

Dasselbe hat Mayr für Bayern nachgewiesen. Dort betrug 1871 in den größeren ländlichen Gemeinden (mit 2000 und mehr Einwohnern) die Zahl der Ortsgebürtigen 66.9 Prozent, in den kleineren Gemeinden aber nur 64.4 Prozent[1]), während sich in den Städten genau der umgekehrte Fall ergab. In den unmittelbaren Städten wurden nämlich 45.5 Prozent als am Zählungsorte geboren ermittelt, in den übrigen (kleineren) Städten 56.8 Prozent. Mayr stellt darnach den Satz auf, daß in den Städten die Ortsgebürtigkeit der Bevölkerung mit deren Größe abnimmt, in den ländlichen Gemeinden dagegen zunimmt[2]).

Die Erklärung dieser Erscheinung für das Land liegt sehr nahe. Wo wegen der geringen Einwohnerzahl seines Wohnorts der Bauer in der Auswahl seiner Dienstboten am Orte allzu beschränkt ist, müssen einander die benachbarten Gemeinden ergänzen. Und ebenso werden die Angehörigen der kleinen Orte häufiger unter einander heiraten als an größeren Orten, wo sich unter den Einheimischen reichere Auswahl findet. Damit ist der Anlaß zu sehr zahlreichen Wanderungen auf geringe Entfernungen hin gegeben. Diese Wanderungen bewirken aber bloß einen

1) Die bayer. Bevölkerung nach der Gebürtigkeit, Einleitung, S. 15.

2) Dieser Satz ist durch die österreichische Volkszählung von 1890 bestätigt worden. Nach der vortrefflichen Bearbeitung von H. Mauchberg, Die Bevölkerung Oesterreichs auf Grund der Ergebnisse der Volksz. v. 31. Dez. 1890 (Wien 1895), S. 105 waren von je 100 Personen in der Aufenthaltsgemeinde geboren in Ortschaften

bis zu 500 Einw.	65.7	von 5000—10000 Einw.	55.6
von 500—2000 „	73.5	„ 10000—20000 „	46.4
„ 2000—5000 „	69.9	„ über 20000 „	43.1.

lokalen Austausch sozial verwandter Elemente.

Dies wird wieder durch die mehrfach erwähnte Arbeit über die Gebürtigkeit der oldenburgischen Bevölkerung erwiesen. In ihr wird die Herkunft der fremdbürtigen Bevölkerung dreier beliebig herausgegriffenen Gemeinden, Waddewarden, Holle und Cappeln, nach Entfernungszonen ihrer Geburtsorte dargestellt [1]). Es betrug in

		Waddewarden	Holle	Cappeln
die Gesamtzahl der Einw.		861	1298	1423
Davon waren Zugezogene		270	445	388
Von letzteren waren aus Gemeinden bis zu 2 Meilen Entfernung	absolut	258	267	324
	Prozent	*95.6*	*60.1*	*83.5*
aus größerer Entfernung	absolut	12	178	64
	Prozent	*4.4*	*39.9*	*16.5*
die Zahl der Fortgezogenen		400	544	387
Davon in eine Entfernung bis zu 2 Meilen	absolut	332	490	332
	Prozent	*83.0*	*90.0*	*85.9*
in weitere Entfernung	absolut	68	54	55
	Prozent	*17.0*	*10.0*	*14.1*

Wie ganz anders gestalten sich in dieser Hinsicht die Verhältnisse der Hauptstadt Oldenburg, die mit ihren 20575 Einwohnern doch auch nur als kleine Stadt bezeichnet werden kann! Von ihrer gesamten fremdbürtigen Bevölkerung (13364 Personen oder 64,9 %) stammten

aus einer Entfernung	Personen	Prozent
von unter 2 Meilen	2916	21.8
von 2—10 Meilen	5625	42.1
von über 10 Meilen	4823	36.1

1) A. a. O. S. 65.

Hier ist der größte Teil der Zuwanderung Fernwanderung: hier bedeutet der Eintritt des Fremdbürtigen in ein neues Gemeinwesen zugleich den Eintritt in neue soziale Verhältnisse und eine veränderte Wirtschaftsweise. Und jenes städtische Gemeinwesen giebt nicht etwa ebenso viel von seiner Geburtsbevölkerung an andere Gegenden ab, als es von ihnen empfängt[1]). Es saugt vielmehr aus einem weiten Umkreise den Ueberschuß der Auswanderung über die Einwanderung auf, um ihn nur zu einem sehr kleinen Teile wieder zurückzugeben.

Das ist die Signatur der modernen Städte, und wenn wir zunächst die Verhältnisse dieser sowie der in Bezug auf die Wanderungen ihnen ungefähr gleichstehenden Fabrikbezirke in den Vordergrund der Betrachtung stellen, so darf dies wohl genügend durch den Umstand gerechtfertigt erscheinen, daß an dieser Gruppe von Niederlassungen das Ergebnis der inneren Bevölkerungsverschiebungen am klarsten zum Ausdrucke gelangt. Hier, wo die eingewanderten Elemente am zahlreichsten sind, entwickelt sich zwischen ihnen und den Eingeborenen ein sozialer Kampf — ein Kampf um die besten Erwerbsbedingungen oder, wenn man will, ums Dasein, der mit der Anpassung des einen an den andern Teil, vielleicht auch mit der schließlichen Ueberwindung des einen durch den andern endet. So hatte nach Schliemann[2]) die Stadt Smyrna im Jahre 1846 80000 türkische und 8000 griechische Einwohner; im Jahre 1881 dagegen gab es nur noch 23000 Türken, aber 76000 Griechen. Die türkische Bevölkerung hatte also in 35 Jahren

1) Die Stadt Oldenburg hatte 1880 aus anderen Gemeinden des Landes 8725 Bewohner empfangen und nur 1925 an sie abgegeben: a. a. O., S. 212.

2) Reise in der Troas im Mai 1881, S. 29 ff.

um 71 Prozent abgenommen, während zugleich die griechische sich verneunfacht hatte.

Nicht überall werden freilich diese Kämpfe sich zu einem derartigen allgemeinen Verdrängungsprozeß gestalten; aber im Einzelnen wird sich unzähligemal innerhalb eines Landes der Fall wiederholen, daß das stärkere, besser ausgerüstete Element das schwächere, schlecht ausgerüstete zum Weichen bringt.

So lebten 1871 in München rund 86 000 Bayern, welche nicht daselbst geboren waren, während gleichzeitig etwa 18 000 geborene Münchener an andern Orten Bayerns gefunden wurden. Im Jahre 1890 hatten die 26 größten Städte Deutschlands 55.3 Prozent fremdbürtiger Bevölkerung, während 22.3 Prozent ihrer Geburtsbevölkerung in anderen Teilen des Reiches ermittelt wurden[1]). Noch auffallender ist die aus dem englischen Census von 1881 sich ergebende Thatsache, daß in England und Wales ungefähr halb so viele Personen lebten, die in London geboren waren, als England und Wales selbst an London abgegeben hatten[2]).

1) Vgl. von Mayr, Statistik und Gesellschaftslehre II, S. 122 ff.

2) London hatte 1881 3816483 Einwohner. Von diesen waren geboren

	Personen	Prozent der Bevölkerung
in London	2401955	62.9
in der nächsten Umgebung	384871	10.1
in andern Teilen von England und Wales	787699	20.6
in Schottland	49554	1.3
in Irland	80778	2.1
in andern Ländern	111626	2.9

Andernteils wurden 584700 in London geborene Personen in anderen Teilen von England und Wales gezählt. Für je 100 Personen,

Wir haben hier also einen Vorgang, wie er sich in der Natur so häufig vollzieht: auf demselben Boden, wo eine höher organisierte Pflanze oder ein Tier nicht mehr Nahrungsspielraum genug hat, siedeln sich andere, genügsamere an und finden fröhliches Gedeihen. Ja die Ansiedlung dieser ist nicht selten gerade die Ursache, weshalb jene verschwinden und sich auf günstigere Standorte zurückziehen.

Dieser Vorgang muß aber in der Sozialwelt nicht gerade ein Verdrängungsprozeß sein, nicht eine Folge von schwächerer Ausrüstung der heimischen und Ueberlegenheit der fremden Elemente.

Der umgekehrte Fall wird vielleicht ebenso häufig vorkommen und ist wahrscheinlich in den angeführten Beispielen der gewöhnliche. Bei der unendlichen Differenzierung der Arbeitskräfte in der modernen Volkswirtschaft finden manchmal gerade die qualifizierten Arbeiter da am schwersten eine angemessene Verwendung und Vergütung ihrer Leistungen, wo sie entstanden und ausgebildet worden sind, weil hier auch die Konkurrenz am größten ist. Sie wandern aus und suchen günstigere Erwerbsbedingungen, bessere Konkurrenzverhältnisse, während gleichzeitig an demselben Orte die minder qualifizierte Arbeitskraft gesucht sein kann, und durch äußeren Zuzug beschafft werden muß. Diese letztere kann aber in ihrer eigenen Heimat selbst wieder das stärkere, besser ausgerüstete Element ausmachen; sie kann hier ebenfalls des Spielraums zu nutzbringender Verwertung

---

welche sich aus diesem Gebiete in London ansäßig gemacht, hatten also 51 in London Geborene der Riesenstadt den Rücken gekehrt. Nach der Ztschr. des preuß. statist. Bureaus XXVI (1886), Statistische Korrespondenz S. XVIII.

entbehren; sie kann aber auch eine Lücke lassen, welche durch nichts ausgefüllt zu werden vermag.

So ist vielleicht niemals die Auswanderung höher gebildeter technischer Kräfte aus den Städten bedeutender gewesen als in der Zeit des sogenannten wirtschaftlichen Aufschwungs in den ersten 70er Jahren. Zu gleicher Zeit aber nahmen dieselben Städte eine massenhafte Arbeiterbevölkerung vom Lande auf, und der Abzug der letzteren wieder bewirkte in den Gegenden des Großgrundbesitzes einen empfindlichen Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern, ein Steigen der Arbeitslöhne und stellenweise eine wirkliche Notlage der Landwirtschaft.

Ueberall waren hier die relativ Stärkeren gewandert, die relativ Schwächeren zurückgeblieben; von einer gegenseitigen Verdrängung konnte nicht die Rede sein.

Noch viel weniger wird eine solche Betrachtungsweise Platz greifen dürfen bei denjenigen inneren Wanderungen, welche nicht dem Streben nach einem besseren Erwerbsort, sondern dem Aufsuchen günstiger Konsumtionsbedingungen ihre Entstehung verdanken. Der pensionierte Beamte und Militär, welcher die teure Großstadt verläßt, um das Land oder eine billige Kleinstadt aufzusuchen, der mühelos reich gewordene Spekulant, welcher die flüchtigen Börsenwerte mit einem soliden Landgut vertauscht, der Pariser Kleinhändler, welcher sein etwas mühsamer erworbenes Vermögen in der Ruhe seines bescheidenen Landhäuschens verzehrt, wie auch umgekehrt der wohlhabend gewordene jüdische Viehhändler, welcher die Stadt aufsucht, um an der Börse zu spekulieren, der von Fritz Reuter so trefflich geschilderte mecklenburgische „Fetthammel", d. h. der reiche Bauer, welcher nach der Gutsübergabe die Stadtfreuden genießen will, die arme Pfarrerswitwe, welche in die Stadt zieht,

um ihren Kindern einen besseren Unterricht und ihrer kärglichen Pension durch Halten von Pensionären eine Aufbesserung zuteil werden zu lassen: sie alle treten an ihren neuen Wohnorten nicht als gefährliche Mitbewerber der eingeborenen Arbeiterbevölkerung auf.

Und doch spielen sich an den Zielpunkten der Wanderung auch in solchen Fällen, wo keine Verdrängungsgefahr in Frage kommen kann, zahllose Kämpfe und Reibungen ab, welche alle auf den sozialen Amalgamierungsprozeß zurückzuführen sind, der hier immer zwischen eingeborener und eingewanderter Bevölkerung stattfindet. Der Fremde hat sich den Lebensbedingungen, der eigentümlichen örtlichen Wirtschaftsweise, der Sitte, der Mundart, den politischen, kirchlichen, sozialen Einrichtungen seines neuen Wohnortes anzupassen. Und die Bevölkerung des letzteren selbst wieder, so gefestigt und eigenartig sie in sich dastehen mag, kann sich den fremden Einflüssen, welche auf sie einstürmen, nicht vollständig entziehen. Bedeutet für sie diese Einwirkung manchmal eine Steigerung der Arbeitsenergie, eine Erweiterung des Gesichtskreises, einen frischen Luftzug in verrottete örtliche Zustände, so wird vielleicht noch viel häufiger ein Verlust an guter alter Sitte, an solider Wirtschaftlichkeit, an bürgerlichem Gemeinsinn, vor allem und immer aber an sozialer Eigenart die Folge sein.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß diese wechselseitigen Anpassungskämpfe in ihrer Gestaltung und ihrem Verlaufe sehr verschieden ausfallen werden, je nachdem sie unter einander ähnlichen oder von einander verschiedenen Elementen sich vollziehen, und gerade aus diesem Grunde reicht der von der Städtestatistik zur Kennzeichnung dieser Verhältnisse benutzte Unterschied zwischen ortsgebürtiger und ortsanwesender Bevölkerung für feinere sozial-

statistische Untersuchungen nicht aus.

Denn wenn man z. B. von der Stadt München ermittelt hat, daß 1890 die Zahl der Ortsgebürtigen 36 Prozent betrug und von Hamburg, daß sie 47.5 Prozent ausmachte, so ist mit der bloßen Thatsache, daß dort 11.5 Prozent Fremdbürtige mehr in der Bevölkerung enthalten sind, noch nicht bewiesen, daß die Münchener Bevölkerung um so viel ungleichartiger ist als die Hamburger und daß dort der Prozeß der gegenseitigen sozialen Anpassung mit heftigeren Reibungen und Kämpfen verbunden sein muß als hier. Und ebenso ist damit, daß zwei Städte (z. B. Dresden und Frankfurt a. M.) das gleiche Verhältnis der Fremdbürtigen zu den Ortsgebürtigen aufweisen, noch nicht gesagt, daß in beiden dieser Prozeß den gleichen Verlauf nehmen wird. Es ist recht wohl denkbar, daß die Fremden in der einen Stadt unter sich und mit der eingeborenen Bevölkerung eine größere Gleichartigkeit der Sitte und Mundart, der wirtschaftlichen Energie und der sozialen Gewohnheit zeigen, weil sie aus einer näheren stammverwandten Umgebung kommen, während in der anderen Stadt heterogene Elemente aus entfernteren Gegenden sich mischen.

Im ersten Falle wird das schließliche Ergebnis der wechselseitigen Anpassung fremd- und heimbürtiger Bevölkerung ein ganz anderes sein als in dem letzten. Während dort Einzelne und Gruppen von annähernd gleicher ökonomischer Ausrüstung und ähnlichem sozialem Charakter sich friedlich in die vorhandenen Erwerbsbedingungen teilen, überwindet hier vielleicht der lebenskräftigere, energischere, genügsamere Stamm den abgelebten, schwächeren, anspruchsvolleren in seinen ererbten Sitzen oder verdrängt ihn doch aus den zur Zeit günstigsten Gebieten des Erwerbs. Namentlich kann eine niedrigere Stufe der Lebenshaltung dem

eingewanderten Arbeiter über den eingeborenen eine Ueberlegenheit im Konkurrenzkampfe sichern, die für letzteren die beklagenswertesten Folgen hat. Die Einwanderung der polnischen Arbeiter in den westlichen Provinzen, der Italiener in der Schweiz und Süddeutschland, der Chinesen in den Städten der nordamerikanischen Union sind dafür bekannte Beispiele.

Aber auch wo die wirtschaftliche und soziale Assimilation sich ohne ernstere Kämpfe vollzieht, können zwischen Eingewanderten und Eingeborenen Unterschiede bestehen bleiben, welche schlechterdings unausgleichbar sind und welche die frühere Geschlossenheit der Bevölkerung eines Gemeinwesens in störender Weise durchbrechen. Ich denke hier namentlich an Unterschiede der Konfession, der Muttersprache und der politischen Zugehörigkeit. Die beiden größten schweizerischen Städte, Genf und Basel, die man beide als Hochburgen des Protestantismus zu betrachten gewohnt ist, haben heute infolge der Zuwanderung in ihrer Bevölkerung über ein Drittel Ausländer. In Genf haben dazu etwa 20% der Bevölkerung eine andere Muttersprache als das Französische. Endlich sind in Basel seit 1837 die Katholiken von 15 auf 30 Prozent der Bevölkerung gestiegen, und in Genf haben sie 42 Prozent erreicht. Auch wer die innere Geschichte dieser kleinen Gemeinwesen nicht genauer kennt, wird sich sagen müssen, daß solche Gegensätze nicht ungefährlich sind.

Haben uns diese Darlegungen gezeigt, daß keineswegs die Mehrzahl der inneren Wanderungen in den Städten ihren Ruhepunkt findet, so hat sich aus ihnen doch auch ergeben, daß der Zug nach den großen Bevölkerungsmittelpunkten allein eine größere soziale und wirtschaftliche Bedeutung in Anspruch nehmen kann. Er bringt eine ver-

änderte Verteilung der Bevölkerung auf dem Staatsgebiet hervor und erzeugt an seinen Ausgangs- und Zielpunkten Schwierigkeiten, um deren Ueberwindung Gesetzgebung und Verwaltung bis jetzt mit meist sehr mäßigem Erfolge sich bemüht haben. Er versetzt zahlreiche Menschen fast plötzlich aus einer vorzugsweise naturalwirtschaftlichen in die geld- und kreditwirtschaftliche Lebenssphäre und führt dadurch Folgen für die Lebenshaltung und die sozialen Gewohnheiten der handarbeitenden Klassen herbei, welche den Menschenfreund mit schweren Sorgen erfüllen müssen.

Viele halten diesen massenhaften Zustrom der Landbevölkerung nach den Städten und das allgemeine rasche Wachstum der letzteren für eine durchaus neue Erscheinung. Und sie haben in gewissem Sinne Recht. Das vorige Jahrhundert kennt ihn noch nicht, wenigstens nicht in Deutschland. Dem großen Begründer der Bevölkerungsstatistik, J. P. Süßmilch ist es nicht gelungen, eine durchgehende Gesetzmäßigkeit der Bevölkerungsbewegung in den Städten zu finden. Er meint, daß sie nach dem Willen des Herrn in ihrer Menschenzahl bald steigen und bald wieder fallen[1]). Auch J. H. G. v. Justi hält es kaum für möglich, eine Stadt zu vergrößern, wenn nicht den neuen Ansiedlern besondere Vorteile zugestanden würden[2]). Damit stimmt was wir an Bevölkerungszahlen[3]) von der zweiten Hälfte des

1) „So leiht der große Regierer der Welt den Ländern und Städten, Macht, Reichtum und Herrlichkeit. Er nimmt sie auch wieder und giebt sie andern nach seinem Rat. Er stürzet die Gewaltigen vom Thron und erhebet die Niedrigen". Göttliche Ordnung, II § 546 (2. Aufl. S. 477 f.).

2) Grundsätze der Polizeiwissenschaft, § 54. Vgl. auch Gesammelte politische und Finanzschriften III, S. 449 ff.

3) Manches dahin gehörige ist zusammengestellt von Inama-

XVII. Jahrhunderts bis etwa 1820 für einzelne Städte auftreiben können: sie zeigen bald Rückgang, bald Wachstum in regellosem Wechsel. In Frankreich dagegen scheint die moderne Bewegung schon um etwa 150 Jahre früher eingesetzt zu haben; dort spricht man schon im XVIII. Jahrhundert in schlagwortartiger Weise von der „Entvölkerung des platten Landes“ [1]).

Gehen wir dagegen weiter in der Geschichte der europäischen Menschheit zurück, so finden wir zwei Perioden, welche in großer Ausdehnung die gleiche Erscheinung aufweisen: das Altertum, insbesondere die römische Kaiserzeit und das spätere Mittelalter, namentlich das XIV. und XV. Jahrhundert. Dazwischen liegen große Zeiträume des Rückgangs und Verfalls oder doch des Stillstandes.

Wie sind nun jene früheren Perioden der städtischen Zuwanderung entwicklungsgeschichtlich aufzufassen? Sind sie verfrühte Anläufe, ein Ziel zu erreichen, das erst unserer Zeit mit ihren vervollkommneten Verkehrsmitteln vorbehalten war? Oder folgten sie andern Antrieben als die entsprechende Bewegung in der Gegenwart und lieferten darum auch andere Ergebnisse? Vor allem war ihr populationistisches Resultat und ihr wirtschaftlicher Charakter der gleiche?

Für das Altertum scheint trotz der Unsicherheit der überlieferten Bevölkerungsziffern als Ergebnis des Zustroms der Landbevölkerung ein unverhältnismäßiges Anwachsen der Städte angenommen werden zu müssen [2]). Allein es

---

Sternegg im Handwörterbuch d. Staatsw. II, S. 433 ff.

1) Zeugnisse gesammelt bei Legoyt, Du Progrès des Agglomérations urbaines et l'Émigration rurale. Marseille 1870, S. 8 ff.

2) Ueber das Folgende vgl. besonders R. Pöhlmann, Die Uebervölkerung der antiken Großstädte im Zusammenhange mit der

darf nicht übersehen werden, daß nur ein Teil jener Zuwanderer eigener Entschließung folgte: nämlich die freien Leute. Der andere, weit größere Teil, die Sklaven, wurden von ihren Herren in den Städten zusammengezogen oder durch den Menschenhandel dahin geliefert.

Wo die Freien das Land verließen, thaten sie es gewöhnlich nicht deshalb, weil ihnen in den Städten ein besseres wirtschaftliches Fortkommen winkte, sondern weil sie durch das Vordringen der großen Sklavenwirtschaft ihres Grundbesitzes enteignet waren. Zwar fanden sie auch in den Städten alle lohnenden Erwerbsgebiete in den Händen von Sklaven und Freigelassenen; aber sie brauchten hier weniger das Verhungern zu fürchten, weil die städtischen Proletariermassen, in die sie einrückten, durch öffentliche und private Spenden erhalten wurden.

Die großen Städte des Altertums sind wesentlich Konsumtionsgemeinschaften. Sie verdanken ihre Größe der politischen Zentralisation, welche die Ueberschüsse der Privatwirtschaften weiter Ländergebiete auf dem einen Punkte zusammenzog, wo die herrschende Klasse ihren Wohnsitz hatte. Sie sind Reichs- oder wenigstens Provinzialhauptstädte. Sie entstehen darum zuerst in der Diadochenzeit und erreichen den Höhepunkt in der römischen Kaiserzeit. Die Hauptstadt Rom selbst begründet ihre Verproviantierung auf die Naturalsteuern der Provinzen und ebenso später Konstantinopel [1]). Es ist ein kommunistisch-imperia-

Gesamtentwicklung städtischer Civilisation. Leipzig 1884. Außerdem Roscher, System der Volksw. III zu Anfang und Bücher, Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—129 v. Chr. Frankf. a. M. 1874.

1) Krakauer, Das Verpflegungswesen der Stadt Rom in der späteren Kaiserzeit, Leipzig 1874 und E. Gebhardt, Studien über das Verpflegungswesen von Rom und Konstantinopel in der späteren Kaiserzeit, Dorpat 1881. Dazu Rodbertus, Zur Gesch.

listisches Versorgungssystem, wie es die Welt nicht zum zweiten Male gesehen hat: die Erpressungen der Beamten, die Steuerpachtungen, die Wuchergeschäfte, der große durch Sklaven bewirtschaftete Grundbesitz der reichen Privaten, die staatlich anerkannte Verpflichtung zu Brot-, Fleisch- und Weinspenden an die große Masse stellten die produktive Arbeit einer halben Welt in den Dienst der Hauptstadt und ließen dort höchstens das Gebiet der persönlichen Dienstleistungen dem privaten Erwerb offen. Was wir von den größeren Provinzialstädten wissen, läßt dort auf ähnliche Verhältnisse schließen[1]).

Ein günstiger Markt für freie Arbeit, eine Stätte qualifizierter Massenproduktion für den Export war die antike Großstadt nicht[2]). Was von fabrikähnlicher Industrie vorkommt, beruht, wie der landwirtschaftliche Großbetrieb, auf Sklavenarbeit. Unter den Motiven, welche die alten Schriftsteller für den Drang der freien ländlichen Bevölkerung nach den Städten anführen, spielt darum gerade das keine Rolle, welches jetzt das gewöhnliche ist: die Aussicht auf bessere Arbeitslöhne. „Betrachte doch diese Menschenmenge", schreibt Seneca[3]) an seine Mutter, „kaum reichen die Häuser der unermeßlichen Stadt für sie aus. Aus Municipien und Kolonien, ja aus dem ganzen Erdkreise sind sie zusammengeströmt. Einige hat der Ehrgeiz herge-

der röm. Tributsteuern in den Jhb. für N.-Oe. und Stat. VIII, bes. S. 400 ff.

1) E. Kuhn, Die städtische und bürgerliche Verfassung des Römischen Reichs I, S. 46 ff. läßt auf eine ähnliche Organisation der cura annonae wie in der Hauptstadt schließen.

2) Für die griechischen Städte jetzt sicher nachgewiesen durch Francotte, L'Industrie dans la Grèce ancienne I besonders S. 149—158.

3) Cons. ad. Helviam, 6.

führt, andere der Zwang eines öffentlichen Amtes, andere eine ihnen auferlegte Gesandtschaft, andere die Schwelgerei, die einen glänzenden, für die Laster bequemen Tummelplatz sucht, andere das Studium der Wissenschaften, andere die Schauspiele; einige hat die Freundschaft herbeigezogen, andere die Betriebsamkeit, welche hier ausgedehnte Gelegenheit findet, persönliche Vorzüge zur Geltung zu bringen[1]; einige bieten ihre Schönheit feil, andere ihre Beredsamkeit. Da ist keine Art von Menschen, die nicht in der Stadt zusammenströmte, wo Tugenden und Lastern hohe Preise ausgesetzt sind."

Ganz anders die städtische Zuwanderung des Mittelalters. Sie ist, im Ganzen genommen, vielleicht nicht weniger massenhaft als diejenige der römischen Kaiserzeit; aber ihr Ergebnis waren nicht wenige Zentralpunkte der Konsumtion, sondern eine große Zahl ziemlich gleichmäßig über das Land verteilter fester Orte, welche alle nicht an den Boden gebundene Berufsthätigkeit hinter ihren Mauern vereinigten. Die mittelalterlichen Städte sind ursprünglich nichts weiter als Zufluchtsorte für die umwohnende Landbevölkerung[2]. Alles andere: der Markt, der Gewerbebetrieb, der Geldverkehr, die persönliche Freiheit der Stadtbewohner, ihr ausgesonderter Gerichtsstand sind erst die späteren Folgen jener vorörtlich-militärischen Stellung. Aus dem landschaftlichen Schutzverband wurde im Laufe der Zeit ein territorial begrenzter Wirtschaftsverband, für welchen die Stadt das Verkehrszentrum und der Sitz aller berufsmäßig entwickelten Arbeit war.

1) Quosdam industria latam ostendendae virtuti nacta materiam. Es ist das Strebertum gemeint, nicht die „Industrie", wie Pöhlmann a. a. O. S. 17 unbegreiflicher Weise übersetzt.

2) Vgl. oben S. 137 ff.

Dementsprechend weisen die mittelalterlichen Städte[1]) unter einander eine große Gleichartigkeit in der sozialen und wirtschaftlichen Gliederung ihrer Bevölkerung und, soweit wir sehen können, nur geringe Unterschiede in der Einwohnerzahl auf. Die Zuwanderung der Landbevölkerung scheint bei der ersten Gründung vielfach keine freiwillige gewesen zu sein; sie zog späterhin ihre Hauptnahrung aus der größeren Sicherheit für Person und Eigentum und aus der reicheren Erwerbsgelegenheit, welche die Städte für landlose Freie und Hörige boten. Die ganze Entwicklung aber war wirtschaftlich und populationistisch in dem Momente abgeschlossen, wo in den Städten alle Handwerke, die das beschränkte Absatzgebiet zu ernähren vermochte, vertreten und mit der genügenden Meisterzahl besetzt waren. Bis dahin herrschte auf Seiten der Städte volle Freizügigkeit und fast ungehinderter Zugang zum Zunft- und Bürgerrecht, wogegen die Grundherren auf dem Lande sich durch Abzugsbeschränkungen gegen den Verlust ihrer Hörigen zu sichern suchten. Als die Städte aus dem inneren Zuwachs ihrer Bevölkerung alle Erwerbsgebiete zu füllen im Stande waren, entstand auch bei ihnen das Bestreben nach Hemmung des Zuzugs von außen, und so schufen sie jene zahlreichen Erschwerungen der Niederlassung und des Zugangs zum Gewerbebetrieb, welche bis auf die neuere Zeit fortgedauert haben. Es bildete sich eine scharfe Trennung von Stadt und Land. Ab- und Zuwanderung

1) Das heißt: soweit sie diesen Namen wirklich verdienen. Es ist eine eigentümliche methodische Verirrung, wenn man heute das Wesen der mittelalterlichen Stadt vorzugsweise an solchen Orten zu demonstrieren sucht, die es nie zu einer wahren städtischen Existenz gebracht haben und die keinen andern Anspruch auf den Namen Stadt geltend zu machen vermögen als die Verleihung des Stadtrechtes.

fand wohl auch ferner noch statt; aber sie beschränkte sich in der Hauptsache auf den Austausch von Arbeitskräften unter den Städten selbst. Die städtische Entwicklung war in eine Art von Erstarrung verfallen, aus der sie erst durch den Uebergang zu einer neuen Wirtschaftsordnung erlöst werden konnte.

Wir sind in der Lage, das Gesagte an einigen Punkten statistisch zu beweisen. Es sind eingehende Untersuchungen über die Herkunft der Bevölkerung von Frankfurt a. M.[1]) und neuerdings auch solche über einzelne Teile der Kölner Bevölkerung[2]) im Mittelalter angestellt worden. Aus diesen hat sich ergeben, daß die Mehrzahl der in beiden Städten während des XIV. und XV. Jahrhunderts zu Bürgern aufgenommenen Personen vom Lande zugewandert war. Von je 100 Neubürgern stammten nämlich

in den Städten:	Periode:	aus Städten:	aus Dörfern und Flecken:
Köln	1356—1479	37.4	62.6
Frankfurt	1311—1400	28.2	71.8
„	1401—1500	43.9	56.1

Es ergiebt sich daraus, daß in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters die Bewegung der Bevölkerung vom Lande nach den Städten zwar noch fortdauerte, daß sie aber in der Abnahme begriffen war, während die Beimischung städtischer Elemente unter den Neubürgern sich verstärkte. Im XV. Jahrhundert ergänzten sich einzelne

1) In meiner „Bevölkerung von Fr." S. 163 ff. 304 ff. 422 ff. 521 ff. 591 ff. 627.

2) A. Doren, Untersuchungen zur Gesch. der Kaufmannsgilden des Mittelalters (in Schmollers Forschungen XII, 2), Anhang I, und jetzt auch H. Bungers, Beiträge zur mittelalterlichen Topographie, Rechtsgeschichte und Sozialstatistik der Stadt Köln. Leipzig 1896. III. Abschnitt.

Schichten der Bevölkerung Frankfurts schon vorzugsweise aus städtischen Zuwanderern. Von den zugezogenen Juden z. B. stammten 90 Prozent und von den Mitgliedern einer Gesellenbrüderschaft der Metallhandwerker 79.3 Prozent aus Städten. Das Material, aus welchen die letzte Verhältnisziffer gewonnen ist, umfaßt freilich noch das erste Viertel des XVI. Jahrhunderts.

Leider liegen weitere Zahlen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert nicht vor. Dagegen kann ich für die Zeit vom Anfang des XVIII. bis über die Mitte dieses Jahrhunderts einige Ziffern mitteilen, aus denen hervorgeht, daß es eine Periode gab, wo das städtische Handwerk seine Arbeiter fast nur noch aus anderen Städten empfing. Das Frankfurter Stadtarchiv besitzt nämlich eine Anzahl von Herbergsbüchern der Buchbinder, in welche alle Gesellen dieses Handwerks, die von 1712—1867 in Frankfurt zugereist waren (zusammen 14342), ihre Namen und ihre Herkunftsorte eingetragen haben. Ich habe vor Jahren dieses außerordentlich wertvolle Material statistisch bearbeitet und gefunden, daß von je 100 zugereisten Buchbindergesellen stammten

Perioden:	aus Städten:	aus Dörfern und Flecken:
1712—1750	97.5	2.5
1751—1800	94.3	5.7
1801—1835	89.2	10.8
1836—1850	86.0	14.0
1851—1867	81.2	18.8

Wir sehen hier, wie sich in einem spezifisch städtischen Gewerbe innerhalb eines Zeitraums von reichlich anderthalb Jahrhunderten die Beimischung ländlicher Arbeitskräfte fortgesetzt vermehrt hat. Hätte die Untersuchung bis auf die Gegenwart fortgeführt werden können, so würde sich

für die Zeit nach 1867 ohne Zweifel ein noch stärkeres Hervortreten der aus Dörfern stammenden Gesellen ergeben haben.

In der städtischen Zuwanderung der Gegenwart scheint wieder eine ähnliche Mischung von Stadt und Land Platz gegriffen zu haben, wie wir sie für das XV. Jahrhundert festgestellt haben[1]). Von je 100 Personen der auswärts geborenen Bevölkerung hatten

Städte:	Zählungsjahr:	städtische Geburtsorte:	ländliche Geburtsorte:
Leipzig	1885	50.6	49.4
Basel	1888	23.5	76.5

Und ähnlich wie im Mittelalter nimmt das städtische Element mit der Entfernung der Geburtsorte von dem Ziel der Wanderung relativ zu und das ländliche in gleichem Maße ab. Die verschiedenen Bevölkerungsklassen weisen in dieser Hinsicht nur geringe Unterschiede auf. Im allgemeinen haben die Berufsarten, welche eine besondere Ausbildung erfordern, eine stärkere Beimischung städtischer Elemente als die Gebiete der gemeinen Handarbeit.

Es ist sehr zu bedauern, daß ähnliche statistische Untersuchungen nicht für eine größere Zahl moderner Städte durchgeführt worden sind. Aus dem, was bis jetzt vorliegt, scheint der Schluß gezogen werden zu müssen, daß die Zahl der Zuwanderer städtischer Herkunft in den Groß-

1) Es können hier nur die einfachsten Resultate dieser Untersuchungen gegeben werden. Das Nähere wolle man in meiner „Bevölkerung des Kantons Basel-Stadt am 1. Dez. 1888", S. 62 ff. nachlesen. Außerdem sei auf Hasse's „Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dez. 1885 in d. Stadt Leipzig," II. Teil, S. 7 ff. verwiesen. Die höhere Ziffer der ländlichen Zuwanderung für Basel erklärt sich daraus, daß bei der betr. Aufstellung die Grenze zwischen Stadt und Land erst bei 3000 Einwohnern gezogen worden ist.

städten relativ größer ist als in den Mittel- und Kleinstädten[1]). Die Erklärung dieser Erscheinung liegt nahe. Eine Großstadt übt auf die Bevölkerung der kleineren Städte dieselbe Anziehungskraft aus wie die letzteren auf die Bevölkerung des platten Landes. So gestalten sich die Uebergänge aus einem Sozial- und Wirtschaftskreise in den andern weniger schroff, und es vollzieht sich eine allmähliche Hebung der wandernden Massen und eine von Generation zu Generation fortschreitende Vorbereitung für die Anforderungen des großstädtischen Lebens, welche im Bereiche des letzteren die unvermeidlichen Anpassungskämpfe mildern muß.

Wenn die Städte nach dem Gesagten heute einen ähnlichen Neuverteilungsprozeß der Bevölkerung zum Ausdruck bringen, wie er sich bereits einmal im Mittelalter vollzogen hat, so ist die Aehnlichkeit zwischen beiden Vorgängen doch nur eine äußerliche. Handelte es sich im XIV. und XV. Jahrhundert um die letzten Stadien einer Entwickelung, deren Endziel die Ausbildung zahlreicher kleiner autonomer Wirtschaftsgebiete war, von denen eines dem andern in harmonischer Ausgestaltung der Produktion durchaus ähnlich war, so handelt es sich im XIX. Jahrhundert um eine steigende Differenzierung der einzelnen Wohnplätze, entsprechend den Zwecken eines größeren Ganzen: der staatlich geordneten Volkswirtschaft.

Dieser Prozeß beginnt mit der Ausbildung des modernen Staates und der modernen Staatsverwaltung.

1) Außer der vorhin erwähnten Arbeit für Leipzig liefert eine später erschienene eingehende Darstellung der Zu- und Abwanderung von Frankfurt a. M. i. J. 1891, welche Dr. Bleicher in den „Beitr. zur Statistik der St. Frkf." II, S. 29 ff. veröffentlicht hat, für diese Thatsache interessante Aufschlüsse.

Während bis dahin jede Stadt alle Zweige des städtischen Lebens in sich ausgebildet hatte, soweit sie nicht von der natürlichen Lage abhängig waren, wird jetzt die eine Stadt zur stehenden Residenz des Fürsten, andere werden zu Sitzen von Bezirks- und Provinzialverwaltungen, von Gefängnissen, höheren Unterrichtsanstalten und allerlei Spezialverwaltungen, andere zu Garnisonstädten, Grenzfestungen, Meßplätzen, Badeorten, Knotenpunkten des Verkehrs u. s. w. Sie übernehmen bestimmte Funktionen für das ganze Land und für alle anderen Orte; aber diese Funktionen sind nicht immer spezifisch städtischer Natur. Sie können auch an ländliche Wohnplätze sich anknüpfen. Namentlich tritt dies hervor seit der Ausbildung der modernen Großindustrie und seit der außerordentlichen Vermehrung und Vervollkommnung der Verkehrsmittel. Von da ab sucht die gesamte nationale Produktion sich über das Wirtschaftsgebiet so zu verteilen, daß jeder Zweig derselben den für ihn günstigsten Standort gewinnt. Es entstehen Fabrik- und Hausindustriebezirke, indem einzelne Thäler und ganze Gegenden ein halb städtisches Wesen annehmen. Einzelne Städte bringen spezielle Industrie- und Handelszweige zu einer das örtliche, ja oft das nationale Bedürfnis weit überragenden Entfaltung. In anderen wieder verkümmert alle Industrie- und Handelsthätigkeit; sie sinken auf das Niveau von Dörfern herunter, und das historische Stadtrecht, das sich an ihre Namen knüpft, tritt in schneidenden Widerspruch zu ihrem Nahrungsstand, ihrer Bevölkerungszahl. Die Unterschiede zwischen Stadt und Land verwischen sich: in der Nähe der aufblühenden Industrie-Städte durch die Hinausschiebung der Gewerbeanlagen und Arbeiterwohnungen in die Vor- und Außenorte, in der Nähe der sinkenden „Ackerstädte" durch Annäherung der letzteren an

die umliegenden Landorte und durch das Aufkommen volkreicher Industriedörfer. Im Ganzen aber ist heute die Zahl der Bevölkerungszentren und der Zielpunkte für die inneren Wanderungen relativ weit geringer als in der zweiten Hälfte des Mittelalters[1]).

Aber noch in einem anderen Punkte unterscheidet sich die durch die inneren Wanderungen der Gegenwart hervorgebrachte Neuverteilung der Bevölkerung von derjenigen, welche unsere Vorfahren vom X. bis zum XV. Jahrhundert erlebten. In Folge der größeren Sicherheit des Lebensunterhaltes und einer umfassenden Fürsorge für die Gesundheit der Menschen ist die Volksvermehrung heute eine raschere und stetigere als im Mittelalter. Sie bleibt bewahrt vor jenen Rückschlägen, welche Mißernten, Seuchen,

1) Das Deutsche Reich hatte 1890 im Ganzen 2285 „Städte". Darunter waren 26 mit mehr als 100000 E., 22 mit 50—100000 E., 104 mit 20—50000 E. und 169 mit 10—20000 E. Außerdem gab es aber 56 Dörfer und vorörtliche Gemeinden mit 10—50000 E., darunter 11 mit mehr als 20000 E. — In Preußen gab es damals 46 „Städte" mit weniger als 1000 E.; davon 14 in der Prov. Posen, 12 in Schlesien, 10 in Hessen-Nassau, 3 in Brandenburg, je 2 in Westpreußen und Westfalen, je eine in Sachsen, Hannover und Rheinland (Schleiden mit 515 E.). Diesen Zwergstädten standen 37 Landgemeinden mit mehr als 10000 E. gegenüber. — Wie tief die alten Städte zum Teil heruntergekommen sind, zeigen folgende Notizen über das Großherzogtum Baden. Dort zählte man 1885: 114 „Städte", darunter nur 63 mit mehr als 2000 und 9 mit über 10000 Einw. Von den übrigen 51 „Städten" hatten 42: 1—2000 E., 4: 500 bis 1000 und 5: unter 500 E. (darunter Kleinlaufenburg 441, Neufreistett 427, Blumenfeld 349, Fürstenberg 341, Hanenstein 157). Auf eine Stadt entfielen im Durchschnitt 14 Dörfer. Dagegen hatten im Ganzen 129 Gemeinden mehr als 2000 Einwohner, und es waren darunter 66 Dörfer. Von den alten Städten entsprechen somit nur noch 55% dem modernen Stadtbegriff, und von den Dörfern sind 4% statistisch zu den Städten zu rechnen.

Fehden damals so häufig hervorbrachten. Die Wanderungen nach den großen Städten und Industriebezirken saugen darum vielfach nur einen Bevölkerungsüberschuß auf, der an den Orten, wo er entstanden ist, nicht Nahrungsspielraum genug finden würde. Sie verlangsamen an diesen Stellen die Verdichtung der Bevölkerung oder hindern sie vollständig, während auf der anderen Seite in den Agglomerationspunkten ihrer fortgesetzten raschen Vermehrung wirtschaftliche Hindernisse nicht entgegentreten.

Im Mittelalter dagegen verteilte sich die Zuwanderung auf eine außerordentlich große Zahl über das ganze Land in gewissen Abständen zerstreuter ummauerter Wohnplätze. Sie dauerte überall nur so lange, bis eine Stadt voll war. Hatte sie so viel Einwohner, als sie zur Besetzung ihrer Mauern und Türme und zur Füllung aller Nahrungszweige brauchte, so konnten andere nicht mehr Platz finden. Stadterweiterungen sind allerdings auch im Mittelalter vielfach vorgekommen; sie hängen mit der zunehmenden Berufsbildung und Berufsspaltung zusammen; aber Großstädte hat das Mittelalter nicht ausgebildet und bei seiner Wirtschafts- und Verkehrsordnung nicht ausbilden können. Es hat dem Lande oftmals die Bevölkerung entzogen, die es zur Bebauung des Bodens bedurfte, um dann doch bei den häufigen großen Bevölkerungsverlusten die Einwohnerzahl der Städte nur stabil zu erhalten.

Nach dem Gesagten muß es zwar ungewiß bleiben, ob die inneren Wanderungen, welche die Ausbildung der mittelalterlichen Stadtwirtschaft begleiteten, verhältnismäßig zahlreicher gewesen sind als die entsprechenden räumlichen Bewegungen und Verschiebungen der Bevölkerung, welche heute die volkswirtschaftliche Gestaltung des Niederlassungs-

wesens hervorruft. Dagegen steht außer Zweifel, daß die Anziehungskraft, welche die modernen Großstädte auf die Bevölkerung der kleinen Städte und des Landes ausüben, räumlich in weiteren Kreisen zu verspüren ist, als die Anziehungskraft der mittelalterlichen Städte auf ihre Umgebung. Man wird jedoch nicht behaupten dürfen, daß das Rekrutierungsgebiet der Bevölkerung einer Stadt seit dem Beginn der neuen Zeit sich in geradem Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl weiter ausgedehnt hat. Im Gegenteile muß es unser Staunen erregen, wie wenig die Vervollkommnung der Verkehrsmittel und die Einführung der Freizügigkeit auf das Erstreckungsgebiet der regelmäßigen inneren Wanderungen Einfluß geübt hat.

Einige Zahlen werden das veranschaulichen. Von je 100 der zugewanderten Bevölkerung waren gekommen aus einer Entfernung von

Städte:	Bevölkerungsgruppe	Zeit:	0–2 Meilen:	2–10 Meilen:	über 10 Meilen:
Frankfurt	Neubürger	XIV. Jhrh.	46.7	39.3	14.0
„	„	XV. „	23.1	52.7	24.2
„	Metallarb.	XV. u. XVI. Jahrh.	2.7	45.0	52.3
Oldenburg	auswärts geborene Einw.	1880	21.8	42.1	36.1
Basel		1888	16.7	50.2	33.1
„	Handwksgef.	„	13.9	40.0	46.1
„	Fabrikarb.	„	17.1	59.6	23.3

Von den hier unterschiedenen drei Zonen der Zuwanderung hat bei der Gesamtbevölkerung die äußerste in der Gegenwart ein größeres, die innerste ein geringeres Gewicht als im Mittelalter. Es beruht dies jedoch vermutlich allein auf dem Umstande, daß gegenwärtig die Bevölkerung der näheren Umgebung einer Stadt

von den Vorteilen des städtischen Arbeitsmarktes Nutzen zieht, ohne in der Stadt Wohnsitz zu nehmen, sei es, daß sie mit Arbeiterzügen oder andern bequemen Verkehrsgelegenheiten sich täglich nach den städtischen Arbeitsstellen begiebt, sei es, daß die städtische Großindustrie in den Nachbarorten ihre Betriebsstätten aufschlägt. Das Zuwanderungsgebiet der Handwerksgesellen hat sich gegen das Mittelalter eher verengert, was damit zusammenhängt, daß diese Arbeiterklasse sich jetzt zu drei Vierteln vom Lande rekrutiert, während am Ende des Mittelalters noch nicht ein Viertel derselben aus Dörfern und Flecken stammte. Von den Gesellen der Frankfurter Metallhandwerker im XV. und XVI. Jahrhundert hatten nur 20.7 % ihre Heimat auf dem Lande; von den Basler Bäckern und Metzgern dagegen hatten 1888: 78.7 %, von den übrigen Handwerksgesellen 75.2 % ländliche Geburtsorte. Immerhin wandern die Handwerksgesellen auch jetzt noch in weit größerer Zahl und auf weit größere Entfernungen als die typische Arbeiterkategorie der Gegenwart, die Fabrikarbeiter. Von den Basler Fabrikarbeitern waren 1888: 25.8 %, von den Handwerksgesellen nur 16.3 % in der Stadt selbst geboren. Wie viele von ihnen in der nächsten Umgebung geboren und ansäßig waren, ist leider nicht ermittelt worden. Aber die ganze neuere Industrieentwicklung läuft darauf hinaus, einen festen Arbeiterstand heranzuziehen, der schon jetzt wegen der frühzeitigen Verheiratung viel weniger beweglich ist als die Gesellen des alten Handwerks und der in Zukunft zweifellos ebenso fest an der Fabrik haften wird, wie der hörige Arbeiterstand des mittelalterlichen Großgrundbesitzes an der Scholle haftete [1]). Wenn wir

1) Der Bau von Arbeiterwohnungen durch die großen Unternehmungen, mögen sie in das Eigentum der Arbeiter übergehen oder

gegenwärtig dies weniger bemerken, so rührt das daher, daß bis jetzt die meisten Großindustrien das Ziel ihres Wachstums noch nicht erreicht haben und daß sie, so lange sie ihre Anlagen noch ausdehnen, den Mehrbedarf an Arbeitern durch weitere Heranziehung des Bevölkerungsüberschusses aus den Landbezirken decken müssen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß von einer steigenden Mobilisierung der Gesellschaft als Folge der Verdichtung des Verkehrsnetzes und der Erfindung vollkommener Verkehrsmittel nicht die Rede sein kann. Wir befinden uns vielmehr in einer Uebergangsperiode, in welcher die noch nicht vollendete Umwandlung der städtischen und territorialen Wirtschaftsordnung in eine nationale fortgesetzte Verschiebungen der Grenzen der Arbeitsteilung und der Standorte der Produktionszweige nach sich zieht und damit auch Verschiebungen der arbeitenden Bevölkerung.

Nach einer jahrhundertelangen Periode wirtschaftlicher und sozialer Verknöcherung, in der Abzugs- und Niederlassungsbeschränkungen jeder Art die Bevölkerung an den von den Vorfahren eingenommenen Sitzen festhielten, haben die territorialen Massenbewegungen der Gegenwart für Viele etwas Beängstigendes. Sie erscheinen leicht als Rückfall in die Urzeit der allgemeinen Wanderung. Aber man übersieht dabei, daß nur ein Teil der Bevölkerung beweglicher geworden ist: die Landbewohner, von denen eine große Zahl bis in den Beginn dieses Jahrhunderts an die Scholle gefesselt war. Der Kaufmann, der Hand-

an sie vermietet werden, erzeugt schon jetzt eine Art Fabrikhörigkeit, die mit der alten Grundhörigkeit eine verzweifelte Aehnlichkeit hat. Vgl. meinen Aufsatz über die belgische Sozialgesetzgebung in Brauns Archiv f. soz. Gesetzg. und Stat. IV, S. 484 f.

werker, der Gelehrte ist heute weniger beweglich als etwa in der Reformationszeit, und die Industriearbeiter wandern heute verhältnismäßig seltener und auf kürzere Entfernungen als noch im vorigen Jahrhundert. Nur ihre Zahl ist viel größer geworden; sie ist fortwährend noch in der Vermehrung begriffen, und dieses Wachstum der Industrie rückt die Landarbeiter zum Teil von ihrer gewohnten Stelle, an der sie nichts festhält als das Interesse derjenigen, welche von ihrer Hilflosigkeit Nutzen ziehen. Aus dem ferneren Verlauf dieser Bewegung dürfte sich vielleicht schon nach wenigen Jahrzehnten ergeben, daß die Menschheit im Ganzen doch im Laufe ihrer Entwickelung seßhafter geworden ist.

Wir dürfen darum abschließend sagen: In dem massenhaften Zudrang zu den Städten und ihren Vororten erleben wir heute wieder, was unsere Vorfahren in der zweiten Hälfte des Mittelalters schon einmal erlebt haben, den Uebergang zu einer neuen Wirtschafts-, Sozial- und Niederlassungsordnung. Leitete damals jene Bewegung die Periode der Stadtwirtschaft und der scharfen Trennung von Stadt und Land ein, so ist auch diejenige Bewegung, in der wir uns jetzt befinden, das äußere Zeichen, daß wir in eine neue Entwickelungsperiode eingetreten sind: die Periode organischer Gestaltung des Niederlassungswesens, die Periode der nationalen Arbeitsteilung und volkswirtschaftlichen Güterversorgung, in welcher die Unterschiede zwischen städtischen und ländlichen Wohnplätzen durch zahlreiche Uebergangsbildungen ausgeglichen werden. Die Statistik hat dies längst anerkannt, indem sie den historisch-rechtlichen Stadtbegriff fallen gelassen und einen statistischen an die Stelle gesetzt hat, der die Wohnplätze nur noch nach der Einwohnerzahl unterscheidet.

Jedes Uebergangszeitalter führt seine Unbequemlichkeiten und Schmerzen mit sich. Aber auch die moderne Bewegung der Bevölkerung, soweit sie sich in dem Zudrang zu den Städten ausprägt, wird, wie die mittelalterliche, ihr Ziel erreichen und dann zur Ruhe kommen. Dieses Ziel aber kann kein anderes sein als das: jeder einzelnen Kraft und jeder örtlichen Gruppe von Menschen diejenige Stelle und diejenige Rolle in dem Ganzen des nationalen Lebens anzuweisen, wo sie nach ihrer Veranlagung und unter den veränderten technischen Bedingungen der Wirtschaft am meisten beitragen kann zum allgemeinen Besten.

So dürfen wir aus der Betrachtung der inneren Wanderungen, trotz ihrer vielfach unerfreulichen Begleiterscheinungen, die Gewißheit schöpfen, daß auch sie im großen Ganzen einen Fortschritt bedeuten zu höheren, besseren Formen des sozialen Daseins, und zwar ebensowohl für den Einzelnen als auch für die Gesamtheit.

Anhang.

„Noch möchte ich zweier Angriffe gedenken, die von Historikern gegen einige Teile des III. und IV. Vortrags gerichtet worden sind. Ich bin wirklich unschuldig daran, wenn die Herren nicht gemerkt haben, daß in diesem Buche Wirtschaftstheorie und nicht Wirtschaftsgeschichte getrieben wird. Wer in dem Umriß einer sich über Jahrtausende erstreckenden Entwicklungsstufe die bis in alle Einzelheiten genaue Darstellung der konkreten Verhältnisse eines bestimmten Volkes und Jahrhunderts sucht, der darf sich nicht beklagen, wenn er enttäuscht wird. In der ersten Auflage bereits hatte ich mich über die logische Natur der Wirtschaftsstufen, wie ich glaube, deutlich genug ausgesprochen. Ich habe nun aber doch Veranlassung genommen, in der neuen Auflage die betreffenden Stellen so zu fassen, daß sie künftig bei gutem Willen nicht mehr sollten mißverstanden werden können. Mehr kann ich einstweilen nicht thun. Ich bin nicht mehr jung genug, um meine Zeit und Kraft mit litterarischen Streitigkeiten vergeuden zu dürfen. Ueberdies ist es für den Kern meiner Entwicklungstheorie völlig gleichgiltig, ob ich die Wirtschaft der Griechen und Römer in jeder Einzelheit richtig charakterisiert habe oder nicht und ob das Zunfthandwerk des Mittelalters mehr Lohnwerk oder mehr Preiswerk gewesen ist."

Mit diesen Worten, die sich gegen die Herren Proff. Ed. Meyer in Halle und G. v. Below in Marburg richteten, schloß ich s. Z. das Vorwort der 2. Auflage dieses Buches. Ich könnte mich auch diesmal damit begnügen, sie wieder abdrucken zu lassen, da das Erscheinen einer dritten Auflage so kurze Zeit schon nach der (übrigens in anderthalbfacher Stärke der ersten gedruckten) 2. Auflage den Beweis zu liefern scheint, daß jene Angriffe dem Buche nichts geschadet haben. Aber freilich heute, wo die Bücher schon in der dritten Auf-

lage auf die Welt kommen — ähnlich den Fürstenkindern, denen von einem hohen Pathen ein Orden in die Wiege gelegt wird — beweist das doch vielleicht für manche nichts. Insbesondere werden diejenigen, welche die von ihnen benutzten Schriftsteller nur nennen, wenn sie ihnen etwas Unfreundliches zu sagen haben, fortgesetzt aus den angeblichen Widerlegungen meiner Ansichten durch M. und B. Kapital schlagen. Ueberdies hatte ich gegen den ersteren bereits zwei größere Anmerkungen in der 2. Aufl. drucken lassen, die ihres großen Umfangs wegen vielleicht einen oder den anderen Leser verdrossen haben. So habe ich denn die erste derselben an diese Stelle verwiesen und verbinde damit ein paar weitere Bemerkungen, auch gegen Below und zwei andere inzwischen hervorgetretene Autoren. Mögen sie die Kürze, mit der ich dabei verfahren muß, nicht als ein Zeichen ansehen, daß ich sie unterschätze oder daß ich nichts weiter gegen sie zu sagen hätte.

Ich hatte zu S. 65 der 2. (S. 116 der 3.) Aufl. bemerkt: „Für nationalökonomisch gebildete Leser brauche ich wohl kaum zu sagen, daß es sich im folgenden nicht darum handelt, einen Abriß der antiken Wirtschaftsgeschichte zu geben, sondern, wie der Zusammenhang ergiebt, lediglich um ein Paradigma der höchstentwickelten Hauswirtschaft, wie sie sich beim Sklavenbetrieb der Alten findet. Dennoch läßt Ed. Meyer in einem auf der III. Vers. deutscher Historiker gehaltenen Vortrag, den er in den Jhb. f. NOe. u. Stat. III. F. Bd. IX, S. 696 ff. und in einer Sonderausgabe u. d. T. „Die wirtschaftliche Entwickelung des Altertums" veröffentlicht hat, mich die Ungereimtheit begehen, hier eine vollständige Schilderung der Wirtschaftszustände des Altertums geben zu wollen. Alles, was ich oben (S. 108 ff.) in rein schematischer Darstellung über die geschlossene Hauswirtschaft gesagt habe, soll ich wörtlich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Altertums angewendet, ich soll den Handel, die Industrie, die Existenz jeglicher freien Arbeit bei Griechen und Römern geleugnet haben. Und nun wird weiter über ein halb hundert Seiten hin gegen diese von Herrn Meyer konstruierte Windmühle gekämpft. Freilich gegen diese nicht allein. Meyer liebt es, sonderbare Sätze aufzustellen, von denen er behauptet, daß sie weit verbreitete Meinungen enthielten (z. B. S. 5 f., S. 15 Anm. 1, S. 41, Anm. 2, S. 70), um dann gegen sie entrüstet loszupoltern. So soll unter Nationalökonomen und Historikern der „Wahnglaube" weit verbreitet sein, „daß die Entwicklung der Geschichte der Mittelmeervölker kontinuierlich fortschreitend in aufsteigender Linie verlaufen sei". Es wird dann weitläufig auseinandergesetzt, daß

es sich um eine zuerst auf- und dann wieder absteigende Entwicklung handle. „Der Untergang des Altertums vollzieht sich durch die innere Zersetzung einer völlig durchgebildeten Kultur.“ Wem meint Herr M. damit etwas Neues zu sagen? Hat nicht schon der alte Florus im ersten Kapitel seines Grundrisses der röm. Geschichte das Gleiche behauptet? Ist nicht bei Roscher an zahllosen Stellen dieselbe Anschauung vertreten? Und bilden nicht seit Gibbon die Ausdrücke „Wachstum, Blüte und Verfall“, Gemeinplätze aller Schulbücher? Daß die Wirtschaft des Altertums *vor* dem Aufkommen des großen Sklavenbetriebs der freien Arbeit, der Berufsbildung und dem Güteraustausche größeren Spielraum gewährte, habe ich schon vor mehr als zwanzig Jahren auseinandergesetzt („Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—129 v. Chr.“, Frankfurt a. M. 1874). Wie weit ein selbständiges Gewerbe zur Ausbildung gelangt war, habe ich im Artikel „Gewerbe“ des Handwörterbuchs der Staatsw. III, S. 926 f. 929—931 dargelegt, und was den Handel betrifft, so habe ich in meinen Aufsätzen über die Diokletianische Taxordnung (Ztschr. f. d. ges. Staatsw. 1894, S. 200 f.) versucht, die Stellung, welche ihm im System der geschlossenen Hauswirtschaft der röm. Kaiserzeit zukam, zu präzisieren. Wozu also der ganze Lärm? Freilich Meyer will nachweisen, daß die antiken Völker eine Wirtschaft nach modernem Zuschnitt, eine *Volkswirtschaft* im prägnanten Sinne gehabt hätten. Er verfährt dabei mit souveräner Verachtung der einfachsten ökonomischen Begriffe, und man müßte ein dickes Buch schreiben, um alle seine Mißverständnisse und schiefen Auslegungen richtig zu stellen. Dazu habe ich weder Zeit noch Lust, zumal M. an vielen Stellen nur abgeleitetes Material benutzt, indem er das, was *Hermann*, *Büchsenschütz*, *Blümner* ꝛc. gesammelt, aus dem Zuständlichen ins Evolutionistisch-Historische übersetzt. Ohne eindringende Analyse der Quellenbelege lassen sich derartige Dinge aber gar nicht wissenschaftlich behandeln. Die neuere Altertumskunde ist an alle wirtschaftlichen Erscheinungen mit modernen Begriffen herangetreten; sie hat die Vorstellung von der kulturfördernden Macht des Handels ins Ungeheuerliche übertrieben und seine Wirksamkeit überall da angenommen, wo Stilformen und Erzeugnisse des einen Landes sich in einem andern nachweisen lassen; sie bevölkert die antiken Seestädte und selbst die Binnenplätze der Mittelmeerländer mit Großkaufleuten, Fabrikanten, Bankiers, und *Meyer* übertrumpft alle, indem er selbst die Pharaonen und Achämeniden Handelspolitik im modernen Stile treiben läßt. Neu ist an diesem aufgewärmten

Gerichte nur die pikante Brühe, in der es serviert wird und der mit absolut unzulänglichen Mitteln unternommene Versuch einer historischen Konstruktion. Wie eine solche ungefähr aussehen könnte, wenn sie mit ökonomischem Verständnis versucht wird, hat neulich M. Weber in seinem Vortrage: „Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur“ (abgedr. in der von Chr. Schrempf herausgegebenen Ztschr. „Die Wahrheit“ Bd. VI, No. 3) gezeigt, freilich auch nur in dürftigen Umrissen.

Meine zweite Bemerkung bezog sich auf die Auslegung der oben S. 117 angeführten Stelle des Petron. Meyer behandelt letztere im Zusammenhang mit einigen anderen Stellen, namentlich aus Ackerbauschriftstellern, in denen dem römischen Landwirte geraten wird, nicht zu kaufen, was auf dem Gute erzeugt und von den Hausleuten fabriziert werden könne. „Aber dieser Satz“, fügt M. hinzu, „hat zu allen Zeiten im Altertum wie gegenwärtig für jede Bauernwirtschaft, ja im Grunde für jede sparsame Wirtschaft gegolten“ (S. 4). Nun schrieb schon Adam Smith (Buch IV, Kap. 2): It is the maxim of every prudent master of a family, never to attempt to make at home what it will cost him more to make than to buy: „Es ist der Grundsatz jedes klugen Familienvaters, niemals zu Hause anzufertigen, was er billiger fertig kaufen kann.“ Um gar keinen Zweifel über die Tragweite dieses Satzes aufkommen zu lassen, erläutert ihn Smith an den Beispielen des Schneiders, des Schusters und — des Landwirts. Nun weiß ich freilich nicht, ob vielleicht Ed. Meyer seine Strümpfe selber strickt, oder seine Kleider von seinen „Hausleuten“ fabrizieren läßt. Wir andern thun es jedenfalls nicht, und wenn er 105 Jahre nach A. Smith's Tode das Fundamentalprinzip der modernen Wirtschaft leugnet, und behauptet, es sei gar kein Unterschied zwischen dieser und der antiken Wirtschaft, so wird er sich nicht wundern dürfen, wenn man ihn nicht ernst nimmt.

Ich werde demnächst Gelegenheit haben, an einem Beispiele zu zeigen, wie es sich mit der quellenmäßigen Begründung der Meyer'schen Streitschrift verhält. Dort werde ich auch Beloch antworten, der als Meyers Eideshelfer in den Jhb. f. NOe. u. Stat. III. F. Bd. XVIII, S. 628 ff. die „Großartigkeit des antiken Welthandels“ mit Ziffern zu erweisen unternommen hat.

G. v. Below gehört zu jenen streitbaren Gelehrten, die nicht leben können, wenn sie nicht alle Jahre mindestens einen Schriftsteller

abgeschlachtet haben. So habe ich mich denn nicht wundern dürfen, als nach manchen andern auch ich schließlich an die Reihe kam. Es geschah dies in zwei Aufsätzen: „Die Entstehung des Handwerks in Deutschland", die 1897 in der Zeitschr. für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte V, S. 124—164 und 225—247 erschienen und von denen der Verfasser den letzten für wert gehalten hat, in seinem dieses Jahr herausgekommenen Buche „Territorium und Staat" wieder abgedruckt zu werden. G. v. Below verfügt über ein erheblich größeres ökonomisches Verständnis als Ed. Meyer; er hat sich seine Aufgabe als Forscher auch bei weitem nicht so leicht gemacht wie dieser, und so ist denn auch bei seiner Arbeit manches herausgekommen, was ich mit Nutzen und Vergnügen gelesen habe. Aber drei Viertel von dem, was er gegen mich ins Feld führt, habe ich nie bestritten, und fast der ganze Rest geht auf die unbegreiflichsten Mißverständnisse zurück.

Wenn ich von dem Streit um die größere oder geringere Ausdehnung gewerblicher Thätigkeit in den grundherrlichen Eigenbetrieben, dem v. B. selbst keine entscheidende Bedeutung beilegt, hier absehe, so richtet sich sein Widerspruch hauptsächlich gegen meine Annahme, daß bis ins XIV. Jahrhundert hinein die städtischen Handwerker zum allergrößten Teile Lohnwerker gewesen seien und daß man in dem mittelalterlichen Handwerkerstande im Wesentlichen einen gewerblichen Arbeiterstand zu erblicken habe. Der Gegenbeweis wird dadurch geliefert, daß Stellen aus Zunft-, Markt- und Zollordnungen angeführt werden, aus welchen erschlossen werden kann, daß ein Verkauf gewerblicher Produkte schon im XII. Jahrhundert stattgefunden habe. Als ob ich das je geleugnet hätte! Nur das bestreite ich, daß, wenn einmal vom Verkaufe der Erzeugnisse eines Zunftgewerbes auf dem Markte die Rede ist, daraus geschlossen werden darf, dieses Gewerbe sei ausschließlich oder vorzugsweise handwerksmäßig ausgeübt worden. Markt- und Zollordnungen aber, die bloß von *Waren* reden, ohne ihrer Verfertiger zu gedenken, können sich ebensowohl auf *Hans*werksprodukte als auf Handwerkserzeugnisse beziehen.

Allerdings kann v. B. nicht leugnen, daß auch das Lohnwerk im XII. Jahrhundert vorkommt. Aber er sucht die einschlägigen Zeugnisse in einer Weise abzuschwächen, welche die bei solchen Streitfragen nötige wissenschaftliche Unbefangenheit nur zu sehr vermissen läßt. Ich führe hier nur die bekannten Bestimmungen des ältesten Straßburger Stadtrechts an, durch welche die Arbeitsleistungen festgesetzt werden, die eine Reihe gewerblicher Verbände dem Bischof schuldig sind. In

allen Fällen, wo aus diesen Bestimmungen über die Betriebsweise etwas zu ersehen ist, wird ausdrücklich angegeben, daß der Bischof den Rohstoff und die Kost zu liefern hat. So bei Kürschnern, Schmieden, Schustern, Handschuhmachern, Sattlern, Becherern, Küfern, Zimmerleuten; sie alle arbeiten data eis materia et ministrata interim vivendi expensa oder de sumptibus et expensis episcopi. Nur ein Teil der Schmiede- und Schusterarbeit scheint davon ausgenommen. Mir ist dieses umfassende Zeugnis immer als der schlagendste Beweis für das Vorherrschen des Lohnwerks im 12. Jahrhundert erschienen. Werden doch sogar die Pelze für die Arbeiten der Kürschner von dem Obermeister derselben de argento episcopi in Mainz oder Köln gekauft. v. Below erklärt uns trotzdem, jene Gewerbetreibenden seien „nicht als eigentliche Lohnwerker zu bezeichnen", da Arbeitslohn nicht erwähnt werde. Als ob Naturallohn (Beköstigung) kein Lohn wäre! „Volkswirtschaftlich betrachtet ist das Wesentliche an dem Betriebssystem des Lohnwerks, daß es kein Betriebskapital giebt" (oben S. 195, und so schon in der 1. Aufl.). Sodann soll aus der Thatsache, daß der Bischof das Material lieferte, nicht folgen, daß auch andere Bewohner Straßburgs so verfuhren. Gewiß folgt das daraus nicht; aber doch auch nicht das Gegenteil! Und dasselbe gilt doch wohl auch von den wenigen Beispielen, wo v. B. handwerksmäßige Produktion schon im XII. Jahrh. nachgewiesen hat. Sie beweisen nicht, daß die betr. Gewerbe ausschließlich oder vorzugsweise handwerksmäßig betrieben wurden.

Man sieht, zu dem Triumphgesang, welchen v. B. am Schlusse seiner Untersuchung anstimmt, ist nicht der mindeste Grund vorhanden. Meine Ueberzeugung von dem Vorherrschen des Lohnwerks in der älteren Stadtwirtschaft gründet sich auf ein umfassendes Thatsachenmaterial, das ich aus dem Studium der Stadtrechnungen gewonnen habe; v. Belows Behauptungen stützen sich auf Verallgemeinerung des Zustandes, den er aus juristischer Interpretation einzelner Bestimmungen von Ordnungen, Privilegien u. dgl. erschließen zu können meint. Daß und warum in diesen das Preiswerk öfter genannt wird als das Lohnwerk, habe ich aber schon im Artikel „Gewerbe" des Handwörterbuchs der Stw. (§ 10, jetzt § 11) auseinandergesetzt. Dort findet sich auch (§ 12, bz. 14) der von Prof. v. Below mit dem Anspruch eigner Entdeckung vorgetragene Satz, daß, wo gewisse Gewerbe Lohn- und Preiswerk neben einander ausübten, das erste den wohlhabenden, das letzte den ärmeren Kunden gegenüber zur Anwendung kam.

Aber freilich v. Below scheint, wie Ed. Meyer, nur diejenigen Stellen meiner Arbeiten gelesen zu haben, welche er bekämpfen wollte. Er könnte sonst unmöglich übersehen haben, daß ich dem Lohnwerk ein anderes gewerbliches Betriebssystem vorausgehen lasse, das Hauswerk; unmöglich könnte er die gewerblichen Abgaben der Hörigen (oben S. 124), ja sogar die vestis, welche der altgermanische colonus (nach Tac. Germ. 25) von der Spindel und dem Webstuhl seines Weibes dem dominus liefert, als Handwerksprodukte betrachten; unmöglich könnte er auch den Kampf der Zünfte gegen die Störer und dessen Bedeutung für die Geschichte des Lohnwerks völlig außer Acht gelassen haben. Unmöglich könnte er endlich so aus meinen Arbeiten citieren, wie er es thut. In der Anmerkung zu S. 336 von „Terr. und Stadt" schreibt v. Below: „Kurpfälzische Ordnungen von 1559 führt Bücher zum Beweise dafür an, daß damals noch Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer 2c. „im Taglohn auf der Stör zu arbeiten pflegten". Ja ist es denn mit diesen später anders geworden? . . . Auch hier nimmt, wie man sieht, Bücher eine Entwicklung an, die thatsächlich gar nicht oder fast gar nicht stattgefunden hat". An der hier angezogenen Stelle (im Handwörterbuch § 11, bz. 13) stehen aber nicht bloß die drei von v. B. genannten Gewerbe, sondern noch elf andere Repräsentanten des Lohnwerks, darunter Schreiner, Küfer, Schneider, Schuhmacher, Gerber, Goldschmiede, Hufschmiede, Glaser, und ausdrücklich wird von mir konstatiert, daß bei den Baugewerben das Lohnwerk sich erhalten habe. Wozu also dieser Tadel? Ich meine, wenn G. v. Below sich bemühen wollte, seine Gegner besser zu verstehen, daß diese auch mit ihm sich leichter verständigen würden. Es kann doch in der Wissenschaft nicht darauf ankommen, den Schein des Rechthabens zu erwecken, sondern nur darauf, die Wahrheit an das Licht zu bringen.

Ungern gehe ich an dieser Stelle noch mit einigen Worten auf zwei Aufsätze ein, die Prof. Werner Sombart in Breslau im „Archiv für soc. Gesetzg. und Statistik XIV (1899), S. 1—52 und S. 310—405 veröffentlicht hat. Wenn das nicht schon längst geschehen ist, so lag es daran, daß diese Arbeiten sich als Teile eines größeren Werkes präsentieren und daß am Schlusse derselben auf noch „folgende Studien" verwiesen wird. Ich lasse die Leute gern ausreden, ehe ich antworte. Nun ist aber mehr als ein Jahr verflossen, ohne daß Weiteres erschienen wäre, und ich darf nicht länger schweigen, ohne mich dem Vorwurfe auszusetzen, daß ich auf die An-

griffe Sombarts nichts zu sagen habe — wenigstens bei denjenigen, auf welche solche Dinge um so mehr Eindruck machen, je anspruchsvoller sie auftreten.

Freilich soweit diese Angriffe sich auf meine Darstellung der gewerblichen Betriebssysteme beziehen, lasse ich sie herzlich gern auf sich beruhen. Daß meine Stufenfolge (Haus-, Lohn-, Handwerk, Verlag, Fabrik) in ihren beiden letzten Gliedern einen logischen Schönheitsfehler habe, wußte ich, ehe der Stern Werner Sombarts am Himmel unserer Wissenschaft aufgegangen war. Wenn ich trotzdem auch jetzt wieder meine Arbeit unverändert abdrucken ließ, so geschah es darum, weil ich auch nach Sombart nichts besseres an die Stelle zu setzen weiß. Seine dogmengeschichtliche Darstellung der Entwicklung der ganzen Lehre von den gew. Betriebssystemen darf ich ebenso dem Urteile der Fachgenossen überlassen, wie das von ihm aufgestellte neue Schema dieser Systeme.

Anders steht es mit Sombarts Angriffen auf meine Einteilung der Wirtschaftsstufen. Er erklärt diese für geradezu falsch und meint sie damit über den Haufen werfen zu können, daß er einige Beispiele anführt, in welchen nach seiner Meinung Warenzirkulation schon im Mittelalter, Kundenproduktion aber noch in der Gegenwart, und zwar bei fabrikmäßigem Betrieb, vorkommt. Aber habe ich denn dergleichen je geleugnet? Habe ich nicht schon in der ersten Auflage dieses Buches und so immer wieder (vgl. oben S. 104, 108, 171 f.) selbst auf jene Erscheinungen hingewiesen und davor gewarnt, die Wirtschaftsstufen als Zustände aufzufassen, die einander in allen Einzelerscheinungen ausschließen? Habe ich nicht immer betont, daß sie nur das in jeder Epoche Normale bezeichnen wollen? Und obendrein sind jene Beispiele Sombarts zum großen Teile unrichtig konstruiert. „Der Weg des Rockes", schreibt er, „der Stiefeln 2c. aus dem modernen kapitalistischen Maßgeschäft in die Wirtschaft des Konsumenten ist nicht einen Schritt länger als ihr Weg im Mittelalter. Reine und echte Kundenproduzenten sind Krupp und ähnliche für den Staat oder die Gemeinde liefernde Geschäfte; jede moderne Waggonmanufaktur, jede Lokomotivenfabrik liefert reinste Kundenarbeit . . . Das Brot hat einen gleich langen Weg zurückzulegen vom Handwerker, aus der kapitalistischen Brotfabrik, aus der Bäckerei des Konsumvereins und aus der Militärbrotbäckerei, um in die Wirtschaft des Konsumenten zu gelangen". Gewiß vom letzten Produzenten zum Konsumenten ist in dem ersten und letzten dieser Beispiele der Weg

nicht länger als in der mittelalterlichen Stadt. Darauf kommt es aber auch gar nicht an, sondern darauf, wie das Produkt vom *ersten* Produzenten zum Konsumenten gelangt. Vom Woll- und Häuteproduzenten bis zum Konsumenten ist allerdings der Weg des Rocks und Stiefels ein erheblich längerer als im Mittelalter; der werdende Rock passiert die Wirtschaften des Wollhändlers, der Wollwäscherei und Kämmerei, der Spinnerei, Weberei, Färberei, des Tuchhändlers u. s. w., ehe er zum Schneider gelangt, auf jeder Etappe mit Einschluckung von Profiten: das ist der Zirkulationsprozeß des Kapitals. Und Krupp, die Waggon- und Lokomotivenfabrik — produzieren sie denn für *Konsumenten*? Sind nicht ihre Erzeugnisse Vorprodukte, stehende Produktionsmittel? Seit wann wird denn der Verbrauch von Produktionsmitteln zu weiterer Produktion in unserer Wissenschaft als Konsum behandelt? Wie man sieht, zerfallen diese Widerlegungsbeispiele zu Staub, sowie man sie schärfer anpackt. Gewiß — und darin will ich Sombart eine Konzession machen — unterscheiden sich meine drei Wirtschaftsstufen nicht bloß durch die Länge des Weges, den die Güter vom Produzenten zum Konsumenten zurücklegen. Ich habe aber diese Formel ihrer Einfachheit und Faßlichkeit wegen gewählt, weil ich für meinen Leserkreis verständlich bleiben wollte. Daß jedoch meine Stufenreihe alles das leistet, was S. selbst S. 387 unter Nr. 3 von einer solchen verlangt und noch einiges mehr, bezeugen, wie ich glaube, die oben S. 165—171 wieder abgedruckten vergleichenden Ausführungen. Allerdings hat sie nach Sombart noch einen Fehler: sie nimmt auf die sozialistische Zukunftswirtschaft keine Rücksicht, läßt sich in diese hinein nicht fortsetzen. Mein geehrter Gegner möge mir das verzeihen; ich gehöre noch zu den altmodischen Leuten, für welche die Wissenschaft es bloß mit dem, was *ist* und was *war*, zu thun hat.

Weiter, als es zur Abwehr nötig ist, mag ich auf die anderthalb hundert Seiten der Sombartschen Arbeit nicht eingehen. Ich will hoffen, daß ihr Verfasser sich mit derselben Gewissenhaftigkeit darüber Rechenschaft gibt, woher seine eigenen Gedanken stammen, wie er seine Leser darüber aufklären zu können meint, woher andere die ihren haben. Gegen den Gebrauch, welchen er von den in meinen Arbeiten zuerst aufgestellten Kunstausdrücken Arbeitszerlegung, Spezialisation, Bedarfs- und Erwerbsproduktion macht, hätte ich Grund mich zu verwahren. Doch habeat sibi! Der freundliche Leser darf mir glauben, daß ich mit innerem Widerstreben jene Aufsätze wieder zur Hand ge-

nommen habe, in denen ein Mann wie Bruno Hildebrand der „denkbar größten Oberflächlichkeit“ und „Unkenntnis des modernen Geschäftsverkehrs“ beschuldigt und der alternde Rodbertus als „senile Demens“ tituliert wird — ganz abgesehen von Ausdrücken wie „mystisches Blech“, „unverfrorene Abschreiberei“, mit denen ungenannte Autoren in den Anmerkungen bedacht werden. Man läßt sich nicht gern zum zweiten Male daran erinnern, daß es auch in den heißen Regionen des akademischen Hochgefühls einen Tropenkoller giebt. Mir imponiert dergleichen nicht. Wenn ich solches gelesen habe, pfeife ich mir ein lustiges Stückchen, stelle das Buch auf das Brett zu den übrigen und denke an den Menschen, der es in hundert Jahren lesen und daraus erfahren wird, welch ein berühmter Mann der Jetztzeit es geschrieben.

Register.

Angefertigt von stud. cam. **Paul Hacker.**

Abgaben 94.
Abgrenzung d. Gewerbe 364.
Absatzvorrechte 143, 219.
Absolutismus 158, 161.
Abzugsbeschränkungen 434.
Ackerbau 54, 184; Entstehung 14, 51; Ackerbauvölker 50.
Acta diurna 256; Acta senatus 256.
Adoption 18.
Aegypten 375.
Aeta 8.
Agenturen, telegraphische 278.
Agglomeration 441.
Aitzing, Michael von 275.
Akka 85.
Alleinbetrieb 221, 242, 301.
Alpenländer 192.
Alte, Verlassen derselben 19.
Altertum 254, 430, 448.
Amalgamierungsprozeß, sozialer 426.
Amtscharakter des Handwerks 144.
Anbringungsgewerbe 235, 240.
Anfangsstadien der Produktion 233, 317.
Angliederung 236.
Annoncenwesen 269, 277, 280.
Anpassung 325, 340, 349, 369, 384, 393, 422; sittliche und allgemein geistige 395; von Arbeitsprodukten 235, 240; Anpassungskämpfe 426.
Arbeit des Naturmenschen 23, 24, 32, 64; in der geschlossenen Hauswirtschaft 167; automatische 349; gesellige 373; geistige 354; taktmäßige 319; Ergiebigkeit der Arbeit 378.
Arbeitsfähigkeit 293.
Arbeitsgemeinschaft 59, 294, 306, 373; temporäre 114.
Arbeitsgliederung 118, 369.
Arbeitshäufung 313, 373; einfache 319.
Arbeitslohn 133, 209.
Arbeitsplätze, öffentliche 307.
Arbeitspolizei 311.
Arbeitsteilung 132, 168, 286, 287, 289, 293, 332, 354, 378, 384; Begriff 339; Ursachen und Ursprung 346, 351, 352; wirtschaftliche Folgen 354; verkehrschaffend 355; Vererbung bei ders. 382; häusliche 188, 341; interlokale 84; internationale 165.
Arbeitsverbindung 324, 373.
Arbeitsvereinigung 285, 288, 293, 294, 295, 372; Umfang ders. 302.
Arbeitsverkettung 319, 371.
Arbeitsverschiebung 169, 342, 387.

Arbeitsverteilung nach d. Geschlechtern 15, 36, 39, 42, 53, 58, 64, 65, 295.
Arbeitszerlegung 168, 204, 298, 334, 336, 371, 387.
Arbeiten, öffentliche 322; komplementäre 324.
Arbeiter 207; Arbeiterwanderungen 424, 436; Arbeitervereinigung 294.
Aristokratie 400.
Aufsteigen, soziales 397, 400.
Aussetzung 18.
Austausch, direkter 108, 135, 150.
Australier 8, 17, 30, 33, 60, 74, 92.
Auswahl von Waren 239.
Auswanderung 411, 415.
Autonomie, politische 156; der Hauswirtschaft 115, 117; der Stadtwirtschaft 142, 148.
Avisen 259, 274; Avisenschreiber 269, 281.

Backofen 194.
Bande 324.
Bannmeile 148.
Bargeschäft 151.
Basel 154, 428, 437.
Batna 8, 85.
Baumwohnungen 6.
Bayern 413, 417, 520.
Bedarfsdeckung 109; Bedarfskonzentration 225, 241, 353; Bedarfsproduktion 132, 189; Bedarfstausch 360; Bedarfsverschiebung 237; Bedarfswirtschaft 109, 130, 183.
Begabung 349, 380.
Belgien 412.
Berichterstatter 255.
Berufsarbeiter 64; Berufszweige, neue 210, 342; Berufsarten, Zahl 379; Berufsbezeichnungen 211, 379; Berufsbildung 66, 149, 168, 210, 340, 386; Berufsgliederung 150, 158, 388; Berufsklassen, soziale 390, 398; Berufsspaltung 168, 337; Berufsstände 132, 248, 381, 386; Berufsthätigkeit 67; Berufstypen 381; Berufsvereinigung 302; Berufswahl 389, 396.
Besitzstände 386.
Besteuerung 154, 155, s. a. Abgaben, Steuern, Zölle.
Betrieb 180; Betriebsanlage 194.
Betriebsformen (=Systeme) des Gewerbes 169, 179, 182, 454; des Handels 169, 300; des Zeitungswesens 281; rückständige 213; Kampf derselben 209, 246.
Betriebskapital 191, 195.
Bettelhaftigkeit 96, Betteln 132.
Bevölkerungsaustausch zw. Landorten 417, 419; zw. Städten 435.
Beweise, historische 385.
Bittarbeit 114, 194, 314, 316, 323.
Boden 109, 135.
Bönhase 198.
Boten 169, 258; Botenanstalten 258, 267.
Brauhäuser 194.
Brautkauf 84.
Brief 253, 258.
Buchdruckerkunst 272, 276.
Bukowina 185, 186.
Bürger 140.
Burgrecht 137.
Buschmänner 8, 30, 33.

Caesar 254.
Colbert 159.

Daseinskampf, kollektiver 9; sozialer 422.
Degeneration 400.
Diebstahl 97; Feld- u. Viehdiebstahl 132.
Differenzierung der Individuen 350, 362, 381, 384, 391, 424; der Stämme 67, 76, 84; der Wohnplätze 438.

Dorfgewerbe 68.
Dualismus 65.

Egoismus d. Wilden 18, 26.
Eigenproduktion 108.
Eigentum 21, 27; Gesamteigentum 58, 113.
Eingliederung des Handwerks 232, 363.
Einkommen 133, 154, 168; Einkommenserwerb 389; Einkommensverteilung 133, 384.
Elektrotechnik 211, 243.
Emporkömmling 395.
Engels, F. 7.
England 272, 276.
Entfernungszonen der Wanderung 441.
Entwicklungsstufen 103.
Erbleihe 151.
Ernährung 14.
Erscheinungskreis der Hauswirtschaft 132; der Stadtwirtschaft 149.
Erwerbstausch 360; Erwerbswirtschaft 109.
Erziehung 393; Erziehungseinflüsse 382, 385.
Ethnographie 46.
Exemtion 140.
Existenzsorge 19.
Experimentiertrieb 32.

Fabrik 161, 169, 201, 203, 218, 230, 362, 432; Fabrikarbeiter 443; Fabrikantenstand 387; Fabrikationsanstalt 227; Fabrikbezirke 422.
Fahrrad-Industrie 210.
familia rustica 118; familia urbana 119.
Familienverfassung 13, 58.
Feldwechsel 55; Feldschutz 55.
Ferguson, Adam 332, 379.
Fernsprecheinrichtungen 92, 93.
Festungen 137, 171.
Feuergebrauch 6, 31; Feuerzeichen 94.
Feuerländer 8.
Fischervölker 50; Fischfang 15, 58, 59; Fischnomaden 59.
Fleischnahrung 12, 40, 52, 58.
Forstwirtschaft 298.
Frankfurt 435.
Frankreich 276, 430.
Frau 10, 14; Frauenarbeit 36, 39, 42, 55, 57, 187, 295; Frauensprache 43.
Freigelassene 255.
Freizügigkeit 434.
Fronarbeit 322 f.; gewerbliche 189; Fronhöfe 188, 357, 377; Fronhofsordnung 149; Fronwirtschaft 121 f.
Fruchtbäume, tropische 55.
Fruchtfolge 55.
Fugger-Zeitungen 268.
Funktionsteilung s. Arbeitsverteilung.

Galizien 185, 190.
Gastfreundschaft 73, 132; Gastgeschenk 189.
gazetta 263, gazettanti 264.
Gebrauchsleihe 127; Gebrauchsteilung d. Werkzeuge 353; Gebrauchsvermögen 183; Gebrauchswert 130.
Gebürtigkeitsstatistik 413.
Geburtsbevölkerung 418; Geburtsstände 248, 381.
Gebundenheit 406.
Gegenleistung (Tausch) 79.
Geistesleben d. Wilden 17.
Geld 80, 129, 134, 150, 167; Geldarten 82, 130; Geldgebrauch 130; primitives Geld 82.
Gemeinschaftsgefühle 381, 397; Gemeinschaftshäuser 38, 43, 307, 309.
Genf 428.
Gesang 33, 314, 322.
Geschenk 72, 73, 74, 95, 132, 189; Gegengeschenk 74; Geschenksitten 78.

Geschlechtsfunktionen s. Arbeitsverteilung.
Gesellen, Zuwanderung 443; Gesellenzahl 220, 223, 241, 242.
Gesellschaftsarbeit 306; Gesellschaftshäuser s. Gemeinschaftshäuser.
Gesetzgebung, soziale 164.
Gewandschneider 147.
Gewerbe 15, 62, 138, 184, 298, 387; als Amt 144, 169; Entstehung 68, 178; Gewerbefreiheit 222, 229, 299; Gewerbegeschichte 180; Gewerbepolizei 144; Gewerbezweige, neue 143, 159.
Gleichtakt 319, 320.
Gliederung der Arbeit 369; der Gesellschaft 370.
Grab, Mitgabe in das 27.
Grabstock 10, 55.
Grenzstreitigkeiten der Zünfte 298, 364.
Griechen 188, 189.
Großbetrieb 205; Großhandel 147, 148, 160, 268; Großmagazine 301.
Grundherrschaft 123, 156.
Grundrente 133, 154, 155, 168.
Gruppenakkord 325.
Gültkauf 151.
Gütergemeinschaft 72.
Güteraustausch 158; Güterumlauf 108, 133, 150, 183; Güterverkehr 92, 406; Güterversorgung 166; Güterwelt 210.
Gut 166.
Gutsunterthänigkeit 377.

Hackbau 55, 57.
Hängematte 7.
Halbfabrikate 360; Halbfabrikation 233, 234.
Halbjahrszeitung 275.
Handarbeit 224.
Handel 70, 71, 95, 129, 136, 142, 146, 154, 161, 169, 234, 238, 240, 264, 300, 361, 387; Handelsbilanztheorie 160; Handelsreisen 70, 76; Handelsflotte 161; Handelskapital 362; Handelsvölker 87 f.
Handfertigkeits-Unterricht 183.
Handwerk 143, 150, 169, 177, 179, 197, 199, 201, 212, 217, 281, 298, 338, 392; Handwerksgesellen 443; Handwerkslohn 154; Handwerkssklaven 117; Handwerker 66, 299, 359, 363, 386; Bildung ders. 245.
Hauptberuf 303.
Hausbau 15, 44, 57; Hausfleiß 182; Haushalt 21, 109, 167, 228, 363; öffentlicher 91, 94, 155; Hausindustrie 201, 202, 300, 311, 312; Hausleinwand 190; Hausvater, als Leiter der Produktion 358; Hauswerk 169, 183, 281, II. Stufe desselben 190: Hauswirtschaft, geschlossene 108, 207, 316, 359, 365, Autonomie 115, 117, ihr Erscheinungskreis 132.
Heimarbeiter 238.
Heimwerk 192, 194.
Herkunft 435.
Herzenshärtigkeit d. Wilden 18.
Hildebrand, B. 104.
Hilfeleistung, gegenseitige 313.
Hirtenvölker 50.
Historische Schule 103, 172, 180.
Hochschottland 185.
Hocken 147.
Hörige und Hörigkeit 115, 121, 188, 352, 357.

Immobiliarerwerbskredit 170.
Indianer 21, 23, 27, 33, 38, 54, 60, 70, 74, 76, 92, 184, 308.
Individualismus, wirtschaftl. 44
Industrie s. Gewerbe; Industriebezirke 80; Industrieländer

164; Industrieplätze 70; Industrievölker 87.
Interesselosigkeit d. Wilden 16.
Island 185.
Jägervölker 31, 50, 85, 89.
Jagd 11, 14, 58; Jagdgründe 22, 31.
Japan 190.
Journalismus 251.
Juden 152.

Kanjoka 88.
Kapital 133, 150, 160, 167, 183, 203, 208, 387; stehendes 206; umlaufendes 133; Kapitalerfordernis 200, 205; Kapitalfixierung 405; Kapitalisation 168.
Kasten 86, 370.
Kategorien, wirtschaftl. 103.
Kauf 151; Kaufleute 136, 139, 147; Kaufrecht, ausschließliches 145.
Kind 13, 43; Verhalten zu den Gütern 4; Kindestötung 18.
Kioko 88.
Kleinbetrieb 200, 213; Kleinfamilie 113; Kleinhandel 146, 148; Kleinkapital 240; Kleinkraftmaschinen 243, 244.
Klosterboten 258.
Knollengewächse, trop. 55.
Köln 435.
Kolonat 377.
Kombination 293, 299, 302.
Konfession 428.
Konföderation d. produktiven Kräfte 288.
Konsument 358, 455; als Leiter der Produktion 196, 228.
Konsumtion, gesonderte nach Geschlechtern 40; Konsumtionsbedingungen 425; Konsumtionsgemeinschaft 150, 166, 357, 359, 363, 431; Konsumtionsverbote 60.
Kosumtivkredit 134, 170.
Konzentration d. Bedarfs u. d. Produktion 229.
Kooperation 289, 292.
Korea 110.
Korrespondenten 255.
Korrespondenz 266; Korrespondenzbureaux 265, 278, 280.
Kostenersparnis 353, 355.
Krämer 147.
Kraftübertragung, elektrische 243.
Kranke 19.
Kredit 170; Kreditgeschäfte 151, 155; Kreditwesen 152, 160, griechisches 153.
Kriegsbeute 72, 189.
Kubu 8.
Kulturmensch 49; Kulturvölker 102.
Kundenkreise 229; Kundenproduktion 108, 199, 245.
Kunstindustrie 34, 243.

Ladengeschäft 231, 239, 241, 299.
Landbevölkerung 406; Landorte 416.
Landesfürsten 156; Landesordnungen 157.
Landhandwerk 241.
Landwirtschaft 137, 298, 317.
Lebensfürsorge 15, 97; Lebenshaltung 427, 429.
Lehrlinge 220, 223, 237.
Leibeigenschaft 327, 373.
Leibrenten 155.
Leichenbräuche als Hindernis wirtsch. Fortschrittes 27, 28, 29.
Leihen 72, 127, 132.
Leipzig 220, 226, 437.
Leitung d. Produktion 358.
Leiturgien 135.
Liberalismus 162.
Lippert 7, 12.
List, Friedrich 104, 287.
Lohn 154; Lohnarbeiter 371, 388; Lohnschneiderei 244; Lohntheorie 389; Lohnwerk 144, 149 f., 169, 191, 241, 347, 358, 386, 451.

London 423.
Lubbock, John 6.
Lustigkeit 24.

Magazin 229, 238, 240, 301; Magazinhörigkeit 240.
Mahlzeit 23; getrennte 37, 40.
Malaien 54, 60, 66, 70, 314.
Mange 195.
Männerarbeit 14, 36, 39, 42, 58, 187, 295.
Manufakturen u. Fabriken 161, 201, 218.
Markgenossenschaft 125.
Markt 69, 79, 85, 129, 136; Marktarbeit 199; Marktfrieden 138; Marktgebühren 95; Markthandel 169; Marktrecht 142; Marktverkehr 356.
Marx, K. 84.
Maschine 204, 244, 343, 353.
Maß und Gewicht 125, 146, 148, 159.
Massenbewegungen 415; Massenproduktion 232, 362, im Altertum 432.
Meinung, öffentliche 279.
Melanchthon 260.
Melanesier 54.
Merkantilsystem 159, 161.
Messen 161, 277; Meßhandel 147; Meßrelationen 275.
Messer und Wäger 145.
Metalle, Bearbeitung 10, 63.
Methodisches 45, 102, 173.
Mietpreise 238.
Mikronesier 38.
Milchgenuß 61.
Mincopie 8, 18.
Mischformen 193.
Mittelalter 257, 387, 388, 430, 433.
Mittelstand 300.
Mobilisierung des Grundbesitzes 406.
Modenwechsel 227.
Möser, Justus 299.
Mühlen 194, 195.
München 423.
Münzrecht 148, 157.
Musikbegleitung 33, 323.
Mutterliebe 19.

Nachahmung 32, 385.
Nachrichtenbureau 264. 271; Nachrichtendienst 267; Nachrichtenpublikation 253, 278; Nachrichtensammlung 277; Nachrichtenverkehr 92.
„Nahrung" 298, 388; bürgerliche 357.
Nahrungsbedürfnis 34, 53; Nahrungsgewinnung 50; Nahrungssorge 20; Nahrungssuche, individuelle 10, 31, 32, 34, 35.
Nationalitätsprinzip 163.
Nationalökonomie 106.
Nationalwirtschaft i. Volksw.
Natur, wirtschaftliche 3; Naturanlage 380; Naturgaben 67; Naturmensch 24, 45, 97; Naturvölker 8, 49, 180, 403, ihr Untergang 98.
Naturalzinsen 124.
Nebenberuf 241, 300, 301, 302, 303; Nebenbetrieb 236.
Neger 17. 23 f., 29 f., 50 ff., 54, 56 f., 60, 63, 66, 79, 85, 87, 90, 93, 189, 308, 315, 322, 356.
Negrito 6, 10.
Nenigkeitenfabrik 281.
„Newe Zeitung" 273.
News Letters 270, 272.
Nicht-Arbeit 9, 34.
Nicht-Wirtschaft 34.
Niederlassungen 57; Niederlassungsort 445.
Nomaden 51; Nomadenleben 403.
Normale Wirtschaftsart 172, 177, 179.
Norweger 185.
Nouvelles à la main 270, 271.
Nouvellistes 271; novellanti 264; Novellisten 269.
Nürnberg 262, 269.

Oikenwirtschaft 116.
Oldenburg 418, 419.
Ordinari 267.
Ortsgebürtigkeit 420.
Osaka 87.
Ostafrikaner 17.

Paris 270.
Paß 324.
pater familias 116.
Personenverkehr 92.
Peschel, O. 6, 8, 16.
Pfandkauf 152.
Pflanzenkost 12, 50, 52, 60.
Pflug 54; Pflugarbeit 326.
Pfundzoll 154.
Physiokraten 162.
Plakat 256.
Polynesier 38, 54, 60, 66.
Post 161, 169, 277 f.; Postmeister 267; Postreuter 275.
Preis 133; Preiswerk 199.
Presse 252.
Preußen 412.
Prinzip, ökonomisches 3, 31, 35.
Produktionsanstalt 232; Produktionsaufgaben, gewerbl. 225; Produktionsgemeinschaft 150, 166, 357, dauernde 363, temporäre 358; Produktionsmethoden 235; Produktionsmittel, deren Verbreitung 406; Produktionsstatistik 305; Produktionstechnik 71; Produktionsteilung 149, 168, 335, 336, 387; Produktionsvorteil 136.
Produktivität 354; Produktivkredit 134, 170.
Proletarier 117, 122.
Provinzialkorrespondenten 256.

Quetelet 409

Rang, sozialer 384, 390.
Rau, K. H. 292.
Raub 72, 132.
Rechtsschutz 170.
Redaktion 279.
Reihenarbeit 322; Reihenbacken und Reihenschlachten 220.
Rekrutierungsgebiet 442.
Rentenkauf 151.
Reparaturarbeit 242; Reparaturgewerbe 231.
Reuleaux, F. 243.
Rhythmus 33, 319.
Ricardo, D. 105, 106.
Riehl, W. H. 383.
Rind 60.
Risiko des Konsumenten 196.
Robinsonade 5.
Rodbertus 116, 173.
Römer 118, 188, 254, 357, 377.
Rohproduktionsländer 164.
Rohstoffe, neue 235.
Roscher, W. 286.
Rotte 324.
Rumänien 185, 190.
Rußland 191, 312; Russen 201.

Salz 53.
Sammelpunkte für Nachrichten 261
Sammler 13.
Satzung 151.
Schäffle, A. 393 f.
Schiffbau 91.
Schmälerung d. Produktionsgebiets 232.
Schmiede 63, 86, 88, 195.
Schmoller, G. 383.
Schweden 190.
Schweiz 413.
Seelenstimmung d. Wilden 24.
Seßhaftigkeit 404.
Siemens, W. 243.
Sippe 188; Sippenverfassung 111.
Sklaven 89, 115, 118, 121, 188, 189, 255, 327, 351, 357, 371, 373, 375, 431; Sklavenarbeit 322; Sklavenverleihung 127.
Smith, Adam 105, 106, 162, 178, 332, 346, 354.
Sonderwirtschaften, partielle 125.
Sorge 25; Sorglosigkeit 21.

Spencer, H. 16.
Spezialisation 124, 298, 299, 337, 351, 387; der Arbeiter 364.
Spiel 32, 33; Spielgewinn 72.
Spinnerei 205; Spinnstube 308, 309.
Sjwetjolka 312.
Staatsanstalten 159; Staatskredit 170; Staatssklaven 121; Staatsthätigkeit, erzieherische 162; Staatswirtschaft 160.
Stadthandwerk 241; Stadtrecht 141; Stadtstaaten 156; Stadtwirtschaft 108, 135, 359, 365, 445; Autonomie ders. 142, 148; ihr Erscheinungskreis 149.
Städte 406, 416, 422; antike 430, 432; mittelalterliche 433; moderne 437; Wachstum der Städte 429; Städtewesen 201; Städtezwang 219.
Stände 149; Ständegliederung 386; Ständewanderungen 407. s. a. Berufsstände, Besitzstände, Geburtsstände, Rang.
Stammgewerbe 67, 68, 76; Stammprodukte 95: Stammverkehr 82
Stapelrecht 145.
Steuern 95, 96, 134, 154.
Stilmuster, volkstümliche 185.
Stipendien 396.
Stör 144, 191, 194, 197, 360: Störer 198.
Stoffumwandlung 39, 62, 66, 67, 110.
Stückbestellung 199, 239, 386; Stücklohn 326.
Sudan 66, 75.
Südseeinsulaner 66, 70, 314.
Südslaven 185, 190, 313.

Tagesblätter 277.
Taktarbeiten 319, 322; Taktschall 321.
Tausch 109, 356, 360, seine Entstehung 71, 74, 78, 128; tauschlose Wirtschaft 108; Tauschmittel 88, 190; Tauschregeln 78; Tauschtrieb 346; Tauschverkehr 40, 60, 69; Tauschware 81; Tauschwert 150.
Taxen 144; Taxordnungen 199.
Technik, Fortschritte der 15, 26; der Naturvölker 63, 64, 98; gewerbliche 184.
Territorialwirtschaft 157, 163.
Thaer, A. 318.
Thünen 106.
Tierzähmung 26, 32, 61.
Töpferei 10, 33, 90.
Tötung der Kinder 18; der Alten 19.
Trägheit 23.
Transportwesen 126, 155, 161, 169, 209, 300, 406.
Trauerbräuche s. Leichenbräuche.
Tribut 72, 96.
Trommel 93; Trommelsprache 94.
Truppe 324.

Ueberschußproduktion 80, 126, 129, 136, 189, 356.
Umlaufsgebiete 82.
Ungarn 185, 190.
Uniformierung 227, 362.
Universität 259; Universitätsboten 258.
Unterkäufer 145 146.
Unternehmer 360, 362; Unternehmergewinn 133, 154, 168.
Unternehmung 132, 150, 166, 207.
Unterrichtswesen 170.
Urgesellschaft 9; Urmensch 5; Urzustand 8, 10, 30.
Ursachen d. Arbeitsteilung 346, 351, 352.
Uten 131.

Vadhmâl 190.
Venedig 263.
Verdinglichung 110.
Verdrängung, soziale 423; des Handwerks 230.

Vereinzelung, wirtschaftliche 43, 45.
Vererbung 385, 394; bei der Arbeitsteilung 382; Vererbungsbegriff 392.
Vergesellschaftung 166.
„Verhältnisse" 153.
Verhandlungen 79.
Verkaufsstellen, öffentliche 144.
Verkehr 72, 361, geschlechtlicher 21; Verkehrsdienste 169; Verkehrserscheinungen 126; Verkehrsgut 153; Verkehrsmittel 229, 252, 406, 444; Verkehrsrecht 132, 151; Verkehrssymbolik 93; Verkehrstheorie 106; Verkehrswege 91; Verkehrswesen 91, 158; Verkehrswirtschaft 172.
Verlag 161, 169, 201, 361; Zeitungsverlag 279.
Vermittlergeschäfte 301.
Vermögen 134, 154, 168; Vermögenssteuer 134, 155; Vermögensstrafe 72; Vermögensverteilung als Ursache der Arbeitsteilung 386.
Verschwendung 22.
Versicherungswesen 161.
Viehgeld 83.
Viehzucht 54, 60.
Vielweiberei 297.
Völkerwanderungen 407.
Volksvermehrung 440.
Volkswirtschaft 101, 105, 107, 108, 157, 161, 365, 445.
Vorausbezahlung 78.
Vorkauf 145.
Vororte 443.
Vorräte 21, 49, 57, 96, 134, 168.
Vorwirtschaftliches 9, 31, 34.

Wadâi 23.
Währung 82.
Wandergewerbe 193; Wanderhandel 147, 169; Wandertrieb 405, 408.
Wanderungen 403; äußere 411; innere 411, 415, 416; periodische 411; Klassifikation ders. 410; ihre Ursachen 408.
Ware 133; gebrauchsfertige 240; Warenkapital 203; Warenproduktion 108.
Waschanstalten 195.
Wasserverkehr 91.
Wechseltakt 319, 320.
Wedda 8, 30, 86.
Weltwirtschaft 164, 165.
Werkfortsetzung 290.
Werklohn 191, 358.
Werkzeug 55, 63, 326, 353, 374.
Wertvorstellungen 25.
Wiederkauf 151 f.
Wirt, Wirtin 35.
Wirtschaft 21, 35; Trennung nach Geschlechtern 40; arbeitsteilige 355; kapitalistische 360.
Wirtschaftlichkeit 3, 313, 340, 349, der Berufsvereinigung 302.
Wirtschaftsgebiet, städtisches 141, 148.
Wirtschaftsgeschichte 102, 104.
Wirtschaftsstufen 50, 103, 108, 171, 454.
Wirtschaftstheorie 104.
Wochenmärkte 190, 356.
Wochenzeitungen 275.
Wohnplätze 438.

Zeit 290, 296, 302, 313, 318; Zeitgebrauch 23, 30, 297, 300.
Zeitung 161; Begriff 252, 258; briefliche 258; geschriebene 272.
Zeitungen 269.
Zentralisation, politische 157, 158.
Zins 133, 155; Zinsverbot, kanonisches 134.
Zirkular 253.
Zirkulationsprozeß 167.

Zoll 95, 159; Zollfreiheit 138.
Zug nach den Städten 416.
Zugtiere 54.
Zugabe 79.
Zunftwesen 218, 222, 247, 298, 364.
Zwergbetrieb 223.
Zwischenwerte 131.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig.

An der Wende des Jahrhunderts.

Versuch einer Kulturphilosophie.

Von

Dr. **Ludwig Stein,**
o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Bern.

Gr. 8. 1899. M. 7.50. Gebunden M. 9.—.

Abhandlungen, Volkswirtschaftliche, der badischen Hochschulen.

Herausgegeben von den Professoren der politischen Oekonomie **C. J. Fuchs** in Freiburg i. B., **G. v. Schulze-Gävernitz** in Freiburg i. B., **M. Weber** in Heidelberg. Erschienen bis Band IV. Heft 4. Verzeichnisse stehen zu Diensten.

---

von Mayr, Professor Dr. G., **Statistik und Gesellschaftslehre.**

I. Bd. **Theoretische Statistik.** 1895. Lex. 8. M. 5.—, gbd. M. 6.—.
II. Bd. **Bevölkerungs-Statistik.** 1897. Lex. 8. M. 12.—, gbd. M. 13.—.
III. Bd. **Moral-, Bildungs-, Wirtschaftliche und Politische Statistik.** In Vorbereitung.

Aus „Handbuch des öffentlichen Rechts", **Einleitungsband,** herausg. von Prof. M. v. Seydel.

Pfannkuche, Pfarrer Dr. A. H. Th., **Was liest der deutsche Arbeiter? 1900.** 8. M. 1.25.

---

von Philippovich, Professor Dr. Eugen, **Grundriß der politischen Oekonomie.**

I. Bd. **Allgemeine Volkswirtschaftslehre.** Dritte, durchgesehene Auflage. 1899. Lex. 8. M. 9.60, gbd. M. 10.60.
II. Bd. **Volkswirtschaftspolitik.** (in zwei Teilen.) **Erster Teil.** Erste und zweite Auflage. 1899. Lex. 8. M. 7.40, gbd. M. 8.40. — **Zweiter Teil** in Vorbereitung.
(III. Bd. **Finanzwissenschaft** wird von Professor G. Schanz in Würzburg bearbeitet.)

Aus „Handbuch des öffentlichen Rechts", **Einleitungsband,** herausg. von Prof. M. v. Seydel.

---

von Philippovich, Professor Dr. **Eugen, Ueber Aufgabe und Methode der politischen Oekonomie.** 1886. kl. 8. M. 1.—.

— „ — **Wirtschaftlicher Fortschritt und Kulturentwickelung.** 1892. kl. 8. M. 1.—, in Skytogen gebunden 1.50.

Weber, Professor Dr. **Max, Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik** 1895. kl. 8. M. —.75.

Wiener Staatswissenschaftliche Studien. Herausgegeben von **Edmund Bernatzik** und **Eugen von Philippovich** in Wien. Erschienen bis Band II. Heft 2. Verzeichnisse stehen zu Diensten.

Bücher, Prof. Dr. Karl, Bevölkerung von Frankfurt a/M. im XIV. und XV. Jahrhundert. Socialstatistische Studien. Erster Band. Groß 8. M. 15.—.

— „ — Die Frauenfrage im Mittelalter. Groß 8. M. 1.—.

— „ — Frankfurter Buchbinderordnungen vom XVI. bis zum XIX. Jahrhundert. Groß 8. M. 2.—.

Handbuch der politischen Oekonomie in Verbindung mit einer Anzahl hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. G. von Schönberg, Kanzler, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Tübingen. Vierte Auflage.

I. Band. Volkswirtschaftslehre. Erster Teil. Lex. 8°. M. 18.— gebunden M. 20.40.

II. Band. Erster Halbband. Volkswirtschaftslehre. Zweiter Teil, erste Hälfte. Lex. 8°. M. 14.—, gebunden M. 16.40.

II. Band. Zweiter Halbband. Volkswirtschaftslehre. Zweiter Teil, zweite Hälfte. Lex. 8. M. 12.60, gebunden M. 15.—.

III. Band. Erster Halbband. Finanzwissenschaft. Lex. 8°. M. 18.—, gebunden M. 20.40.

III. Band. Zweiter Halbband. Kommunales Finanzwesen u. Verwaltungslehre. Lex. 8°. M. 13.40, gebunden M. 15.80.

Ingram, J. K., Geschichte der Volkswirtschaftslehre. Autorisierte Uebersetzung von E. Roschlau. 8. M. 4.—.

von Mayr, Professor Dr. G., Die Pflicht im Wirtschaftsleben. 1900. Kl. 8. M. 1.40.

— „ — Grundriß zu Vorlesungen über Praktische Nationalökonomie. I. Teil. Einleitung und allgemeiner Teil. 8. 1900. M. 2.40, gbd. M. 3.40.

Neumann, Fr. Julius, Grundlagen der Volkswirtschaftslehre. Erste Abteilung. Groß 8. M. 5.—.

Neumann, Fr. Julius, Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts. 8.

I. Band. Zur Geschichte der Entwickelung deutscher, polnischer und jüdischer Bevölkerung in der Provinz Posen. Von Eugen von Bergmann. M. 8.—.

II. Band. Bevölkerung und Hausindustrie im Kreise Schmalkalden seit Anfang dieses (des 19.) Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Sozialstatistik und zur Wirtschaftsgeschichte Thüringens. Von Kuno Frankenstein. M. 6.60.

III. Band. Das Wachstum der Bevölkerung und die Entwickelung der Aus- und Einwanderungen, Ab- und Zuzüge in Preußen und Preußen's einzelnen Provinzen, Bezirken und Kreisgruppen von 1824 bis 1885. Von Dr. Alexis Markow. M. 8.—.

IV. Band. Westpreußen seit den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung des allgemeinen Wohlstandes in dieser Provinz und ihren einzelnen Teilen. Von Dr. Ballentin. M. 8.—.

V. Band. Kindersterblichkeit sozialer Bevölkerungsgruppen insbesondere im preußischen Staate und seinen Provinzen. Von Dr. Seutemann. M. 8.—.

VI. Band. Zur Geschichte der Entwicklung des Handwerks in Preußens Provinzen und Regierungsbezirken seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Thissen. Unter der Presse.

University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
405 Hilgard Avenue, Los Angeles, CA 90024-1388
Return this material to the library
from which it was borrowed.

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.

A 000 587 695 8